Im Gottesländchen.

Erzählungen aus dem Kurländischen Leben

von

Theodor Hermann Pantenius,

Verfasser von „Wilhelm Wolfschild", „Allein und Frei" u. s. w.

Band I.

Im Banne der Vergangenheit.

Mitau.

E. Behre's Verlag.

1880.

Vorwort.

In der Zeit in welcher das alte Livland der Ordenszeit unter Strömen von Blut zusammenbrach, hat, wie uns ein Chronist jener Zeit erzählt:

„Der Großfürst (von Rußland) einmal dem Hertzogen (von Kurland) auff sein schreiben geantwortet, Er wolte seines Gottes Ländichens für dißmal verschonen, vnd demselben kein nachtheil oder schaden zufügen lassen, Welchs den Hertzogen in seiner großen angst vnd hertzenleide, also gestercket, getröstet, vnd erigirt, das er für frewden auffgesprungen, vnd gesaget, Ist denn mein armes Fürstenthumb, wie ich nicht anders weiß vnd glaube, Gottes Ländichen, So bin ich nun sicher vnd gewiß, daß Gott vber den seinen werde halten, dem Feind ein gebiß ins Maul legen, vnd jhme nicht verhengen, das er mich oder die meinen weiter betrübe. Welches, Gott lob in ewigkeit, also erfolget."

So der Chronist. Seit jener Zeit nennen die Kurländer ihre Heimath mit Vorliebe „das Gottesländchen" und sie thuen recht daran, denn was immer für Stürme über das Land dahingebraust sind, „Gott hat über den Seinen gehalten" und heute ist das Leben im Gottesländchen gesunder und blühender als vielleicht je zuvor.

Von diesem Leben erzählen in ihrer Weise die folgenden Dichtungen. Nicht als ob bei ihrer Entstehung ein ethnographisches Interesse vorgewaltet oder auch nur mitgesprochen hätte, aber sie

sind, wenn sie auch durchaus allgemein menschliche Probleme behandeln, immerhin von einem Kurländer für die Kurländer gedichtet worden und so mögen sie in ihren bescheidenen Grenzen ein Bild davon geben, wenn nicht wie das heutige Kurland ist, so doch jedenfalls, wie es einem die Wahrheit und seine Heimath gleich sehr liebenden kurländischen Dichter erscheint. In wie weit die subjective Wahrheit sich im vorliegenden Fall mit der objectiven deckt, kann ich natürlich nicht beurtheilen, ich leite aber aus dem Bewußtsein, daß die erstere vorhanden ist, die Berechtigung ab, meinen Erzählungen den Lieblingsnamen meiner Heimath vorzusetzen.

Leipzig, im April 1880.

Der Verfasser.

Moritz Conradi

in tiefer Dankbarkeit, herzlicher Liebe und aufrichtiger Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Erstes Kapitel.

Wer ist er?

Es war ein köstlicher Wintertag. Droben am blauen Himmel schien die Sonne, unten auf der weißen Erde funkelten Millionen von Sternen, und die Luft zwischen beiden war so kalt, klar und erfrischend wie Quellwasser. Die Pferde vor den Schlitten, die aus der Stadt dem Bahnhofe zufuhren, griffen mächtig aus, daß die Glocken hell erklangen; die Kutscher ließen die Leinen fahren und schlugen die Arme auf der Brust übereinander; die Fußgänger auf den Bürgersteigen gingen mit schnellen, elastischen Schritten ihrem Ziele zu. Die Kälte, die den Schwachen tödtet, wird dem Starken zur höchsten Lust.

Auf dem Bahnhofe herrschte schon die Unruhe, welche der Ankunft eines Zuges vorherzugehen pflegt. Geschäftig hin und her laufende Packträger schleppten und schleiften Kasten und Kisten in die Gepäckkammern; Herren in hohen Pelzstiefeln oder bis an die Knöchel reichenden Gummiüberschuhen lösten sich vor dem Billetschalter ab; junge Leute, denen es in den Wartesälen zu warm war, gingen auf der Flur mit raschen Schritten auf und nieder wie Löwen in einem Menageriekäfig. Auch die Wartesäle waren voll Menschen. Diese Gruppe erwartete einen Angehörigen, jene begleitete einen. Vor der Thonbank standen drei ältere Herren mit Hängewangen, Hängebäuchen und Hängenacken und tranken einen Schnaps nach dem andern. „Ich kann nichts essen, wenn ich nicht vorher einen Schnaps getrunken habe," sagte der eine, und die anderen stimmten ihm zu. Nachdem sodann jeder ein Butterbrot verzehrt hatte, hieß es: „Wenn ich gegessen habe, muß ich ein Schnäpschen nehmen — zur Verdauung." Und alle drei nahmen ein Schnäpschen.

Auf der Bank neben dem Verkaufstische saßen ein paar junge Leute mit überwachten Gesichtern und erzählten sich flüsternd, wie und wo sie nach der durchschwärmten Nacht wieder zur Besinnung gekommen waren. Neben ihnen ermahnte eine verweinte Mutter ihren betrübten Sohn: „Karl, denke auch in Petersburg an Deinen auf dem Literaten-kirchhofe liegenden Vater. Sorge dafür, daß man Dich einst in Ehren neben ihm betten kann."

„Ich nehme sie mit 240,25" — „Ich komme jedenfalls am zweiten Feiertage" — „Nun, Herr Baron, kein Geschäft zu machen?" — „Schreib nur, Heinrich. Schreibe sobald Du angekommen bist" — „Ich bin ganz zufrieden, ich habe für 5 Rubel 25 Kopeken verkauft" — so schwirrt es durcheinander. Da pfeift es draußen, und der Zug fährt langsam in den Bahnhof. Die auf den Perron führenden Flügelthüren werden geöffnet, die einen strömen hinaus, die anderen herein, es ist ein wildes Durcheinander.

Aus einem Coupé erster Klasse stieg ein hochgewachsener, schlanker, junger Mann, athmete ein paarmal tief auf und blickte forschend um sich. Aber nur einen Augenblick, denn im nächsten stand schon ein weißhaariger Mann mit einer Livreemütze vor ihm und griff nach seiner Hand, um sie zu küssen. Der Baron entzog ihm die Hand und wehrte ihn sanft ab. „Wie geht es, Alter?" fragte er? „Gut," war die Antwort; „der gnädige Herr wäre selbst gekommen, aber als er eben in den Schlitten steigen wollte, kam der Herr Hauptmann."

Der Alte stieg in das Coupé und kam mit zwei Handkoffern zurück. Diese waren ebenso elegant und neu wie der Pelz von kostbarem amerikanischen Iltis und der sonstige Anzug des jungen Mannes.

„Ihr habt doch den Schlitten am Bahnhofe?"

„Jawol, gnädiger Herr. Der gnädige Herr werden doch gleich weiter fahren wollen?"

„Ja."

Der Baron ging voraus, langsam, ohne sich irgend zu beeilen, und der Diener folgte ihm mit dem Gepäck. Sobald die beiden auf der Rampe sichtbar wurden, fuhr ein eleganter Schlitten vor, und der Kutscher grüßte ehrerbietig.

„Der gnädige Herr hat dem Herrn Baron seine Leibpferde entgegengeschickt," sagte Friedrich.

„So? Ihr habt doch noch einen Schlitten?"

„Jawol, da steht er."

„Gut, dann hole meine Koffer."

Friedrich eilte mit dem Gepäckschein davon, und der Baron trat an die Rappen heran und klopfte ihnen auf den Hals. Es waren ein paar herrliche Orlowsche Hengste, lang, schlank, jeder Zoll Leben und Bewegung. Aus ihren weit geöffneten Nüstern drangen Dampfwolken hervor, die Augen blickten feurig, die Zähne knirschten auf dem Gebiß, und die Hufe warfen scharrend den Schnee auf.

„Sind die Fuchsstuten todt?" fragte der Baron.

„Ja, gnädiger Herr. Der gnädige Herr hat sie schon vor sechs Jahren erschießen lassen."

Der Baron nickte still mit dem Kopfe. Ja, die waren ja damals schon alt, dachte er, und wie lange ist das her! Er blickte um sich. Hier, wo jetzt der Bahnhof steht und die Allee, die aus der Stadt nach ihm führt, breitete sich, als er das Land verließ, noch die Viehweide aus.

Friedrich brachte ein paar Koffer und befestigte sie mit Hilfe des Kutschers auf dem zweiten Schlitten. Dann fragte er: „Der gnädige Herr werden doch selbst kutschiren?"

„Ja. Kamt Ihr auf dem Fluß?"

„Nein, gnädiger Herr. Die Bahn ist gut."

Der Baron stieg in den Schlitten und ergriff Leinen und Peitsche. Dann ging es mit hellem Glockengeläut hinaus in die schneebedeckte Landschaft.

Während der Baron auf sein Gepäck wartete, hatten ihn ein paar Juden, die auf den zum Wartesaal dritter Klasse führenden Stufen saßen, aufmerksam beobachtet.

„Du, Vatersleben," sagte der eine, „das ist ein junger Herr, das ist ein feiner Herr, das ist ein Baron. Wer ist er?"

„Oi," war die Antwort, „ist mein Sohn grausam klug! Er hört das Korn wachsen."

„Nu? Soll er denn sein kein Baron?"

„Natürlich ist er ein Baron, aber nicht einer von unsern."

„Na? Warum soll er nicht sein einer von unsern?"

„Erstens weil er hat gehabt eine andere Sprache; zweitens weil er nicht hat geraucht ein Papiros (Cigarette); drittens weil er hat gesessen mitten im Schlitten, statt auf der linken Seite."

Die beiden saßen eine Weile schweigend da. Dann sagte der jüngere: „Vatersleben, wenn Ihr den Itzig fragt: wer ist er? kann er Euch sagen, wer er ist."

Der Alte lächelte, wobei sich um seine Augen zahllose Hautfältchen bildeten. „Nun?"

Itzig legte, während er seine Schlüsse zog, mit dem Zeigefinger der Rechten einen Finger der Linken zum anderen. „Vatersleben," sagte er, „er ist gefahren mit dem Neuhöfschen seine Pferde, also wird er sein gefahren nach Neuhof. Wird er sein gefahren nach Neuhof gleich von der Bahn, muß er sein ein Freund von dem Neuhöfschen. Kann ein so junger Mann sein ein Freund von dem Neuhöfschen, wenn er nicht ist ein Verwandter von dem Neuhöfschen? Ist er ein Verwandter von dem Neuhöfschen, und hat der Neuhöfsche keinen Sohn, so muß er sein ein Brudersſohn von dem Neuhöfschen. Ist er ein Brudersſohn von dem Neuhöfschen, und hat dieser nur gehabt einen Bruder, welcher war der selige Lindenhöfscher, so muß er sein ein Sohn von dem seligen Lindenhöfschen. Ist er der Sohn von dem seligen Lindenhöfschen Baron, so ist er der junger Lindenhöfscher Baron. Also, wenn Ihr den Itzig fragt: wer ist er? kann Euch der Itzig geben Bescheid, daß er ist der junger Lindenhöfscher."

Der alte Jude hatte seinen Sprößling mit steigender Bewunderung angesehen. „Du bist ein kluger Jüd," sagte er jetzt, „Du wirst einmal werden reich."

Der junge Lindenhöfsche hatte unterdessen längst das Weichbild der Stadt verlassen. Die Bahn war vortrefflich, und die Hengste trabten pfeilschnell über den knirschenden Schnee. Der Baron ließ sie gewähren; es war ihm eine Lust, nach so langer Zeit wieder einmal rasch zu fahren. Er hatte den anderen Schlitten längst hinter sich gelassen und fuhr nun allein durch den schweigenden Winterwald, in dem er nichts hörte als den Ton der Schlittenglocke, das Knirschen des Schnees unter den Kufen und von Zeit zu Zeit das Schnaufen der Rosse.

Der junge Mann empfand diese Stille unendlich wohlthuend. Es schien ihm, als ob er, seit er die Heimat verließ, sich nicht in solcher Einsamkeit befunden habe. Gott sei Dank, dachte er, bei uns kann man doch noch einmal eine Meile weit fahren, ohne einem Dutzend Menschen zu begegnen. Das Lärmen der Glocke störte ihn. Er brachte die Thiere, nicht ohne Mühe, zum Stehen, und band die Glocke ab. Dann zwang er die Pferde zum Schritt. Jetzt war es ganz still. Die Strahlen der Sonne fielen schräg durch die Kieferstämme, die jungen, schneebedeckten Bäumchen im Unterholz standen still und steif da, die Landstraße lief wie ein braunes Band gerade vor ihm her. Der Baron athmete die frische, kalte Winterluft mit vollen Zügen ein. „Du Heimat!“ sagte er laut. Er hatte das so zärtlich gesprochen, daß er sich unwillkürlich erschreckt umsah, aber es hatte ihn niemand gehört als der schweigende Wald und die Rappen vor dem Schlitten.

Er bewegte die Leinen ein wenig und die Thiere verfielen wieder in ihre schnelle Gangart.

Bald war der Wald durchkreuzt, und die Ebene, die scheinbar endlose Ebene, erreicht. So weit das Auge blickte, überall dieselbe weiche, weiße Schneedecke. Es gab nichts einförmigeres als diese Landschaft, und doch erschien sie dem Lindenhöfschen schön. Hier kannte er jeden Bauernhof, fast jedes Feld. Dort, wo sich die Gesinde (Bauernhöfe) in langer Reihe hinzogen, lief der Fluß, diese Häusergruppe hier war Ellermünde, jene Baumgruppe dort der Park von Neuhof. Kein Hügel begrenzte, kein Berg beengte, alles war hier weit, frei, offen.

Der Baron entsann sich einer Szene in Interlaken. Er war dort an einem köstlichen Sommerabend mit ein paar Bekannten spazieren gegangen. Die Dame, eine niedliche kleine Baronin aus Mecklenburg, mit einem Mündchen, das so wenig still stehen konnte, wie ein Mühlrad im Herbste, hatte sich in Ausrufen der Bewunderung erschöpft. „Was sagen Sie denn dazu?“ hatte sie endlich den schweigenden Werner gefragt. „Ich sage,“ erwiderte er, „daß ich viel darum gäbe, wenn ich die Sonne jetzt über meinem heimischen Flusse untergehen sehen könnte.“ — „Da ist es wol sehr hübsch?“ — „Ja, sehr hübsch.“

Er hatte das ganz ernsthaft gesagt und ganz ernsthaft gemeint, aber er mußte doch lächeln, wenn er sich die Dame jetzt an seiner

Seite dachte. Sie hätte die Schönheit der Gegend nicht verstanden, er aber erkannte sie, und er freute sich dessen.

Nach einiger Zeit war die von der Landstraße nach Neuhof führende Allee erreicht; noch eine Minute und der Schlitten hielt vor der Freitreppe des Hauses. Ein alter, graubärtiger Diener kam heraus, und ein Stallknecht eilte aus dem Stall herbei und hielt die Pferde. Der Diener küßte Werner die Hand. „Guten Tag, Joseph," sagte dieser, „wie geht es?"

„Gut, gnädiger Herr. Der gnädige Herr lassen sich entschuldigen, er hat aber mit dem Herrn Hauptmann in Geschäften ausfahren müssen."

Der Alte ging mit dem Handgepäck voraus und führte Werner in das für ihn bestimmte Zimmer. Als dieser, nachdem er Toilette gemacht hatte, dasselbe verließ, fand er auf dem Korridor ein junges Mädchen, das ihn erwartet hatte. Es war ein blutjunges, allerliebstes Kammerkätzchen in zierlichster Kleidung. Das kokette Häubchen und die Schürze waren so weiß wie der Schnee draußen.

„Die Frau Baronin werden sehr erfreut sein, den Herrn Baron zu empfangen," sagte die Kleine mit einem tiefen Knix, und erröthete dabei bis an die Haarwurzeln.

Werner mußte lächeln, als ihm die Passion der Tante, sich immer mit ganz jungen und bildhübschen Mädchen zu umgeben, gleich anfangs wieder in so anmuthiger Weise entgegentrat.

Werner war zehn Jahre fortgewesen, aber er fand die Tante fast unverändert. Es war, als ob die Zeit an dieser freundlichsten aller Krankenstuben vorüberrauschte, ohne an ihrer Bewohnerin irgend eine Erinnerung an sich zurückzulassen. Frau von Hennematt saß in der geschmackvollsten Toilette in ihrem Rollstuhl wie in dem Sessel eines Salons. Ihr aschgraues Haar fiel in den zierlichsten Locken über ihre Schultern, ihre blauen Augen blickten so fröhlich und treuherzig wie die eines Kindes, und ihre Wangen zeigten jetzt, da sie dem Neffen entgegenlächelte, die lieblichsten Grübchen. Sie war noch immer voll Anmuth und Liebreiz.

„Mein lieber Werner," rief Frau von Hennematt, indem sie den Neffen mit ihren kleinen Händchen an sich zog und herzlich küßte, „mein lieber Werner, wie freue ich mich, Dich endlich wiederzusehen! Wie Du

groß geworden bist! Nein, ich bitte Dich! Du bist fast so groß wie Dein Onkel Werner. — Lieschen, gib dem jungen Herrn einen Stuhl und schließe dann die Thüre von außen. — So, und nun setze Dich her, Werner. Du kamst mit dem Mittagszuge?"

„Ja."

„Das dachte ich mir. Nun, was sagst Du dazu, daß wir jetzt auch eine Eisenbahn haben? Das ist doch lustig? Nicht? Aber sage doch — Du warst in L.? Du hast Gella — ich meine, Du hast Deine Mama besucht?"

Ueber die Stirn des jungen Mannes flog ein tiefer Schatten. „Natürlich, Tante," antwortete er.

„Zieh nur nicht die Stirn in Falten, Wernerchen, Du mußt mir schon erlauben, heute ein wenig taktlos zu sein. Ich bin gar zu neugierig."

„Frage nur," erwiderte Werner, ohne einen Seufzer unterdrücken zu können.

„Nun, seufze nur nicht, lieber Junge, ich will Dich nicht übermäßig quälen, und Du weißt ja, daß ich verschwiegen bin wie ein Grab Also er ist geadelt worden? Nein, wie komisch. Aber das ist Gella, wie sie leibt und lebt. Als Franz mir davon erzählte, sagte ich gleich: Das ist Gella, wie sie leibt und lebt. Wie benimmt er sich dabei? Die Densborns sind alle Adelsfeinde, und nun muß einer von ihnen geadelt werden! Wie drollig. Wie benimmt er sich nur dabei?"

„Er wird bei der Annahme des Adels wol mehr an seine Kinder gedacht haben, als an sich selbst. So etwas muß für den Betreffenden doch immer peinlich sein, und wer sich aus eigener Kraft eine Position errungen hat, wie er, der bedarf schließlich auch des Adels nicht."

„Gewiß, gewiß. Aber wie das komisch sein muß, wenn einem der Postbote eines Tages den Adel in das Haus bringt! Sage doch — er ist ein berühmter Mann geworden?"

„Ja, ein sehr berühmter Mann."

„Das habe ich mir immer gedacht. Gellas Mann mußte einmal berühmt werden. Es ging gar nicht anders. So ist sie. Sie muß einen berühmten Mann haben und einen hübschen Salon, in dem sie andere berühmte Männer empfängt, und eine schöne Equipage und einen stattlichen Kutscher. Das muß sie alles haben. Ich sehe sie noch vor mir

an ihrem Hochzeitstage — an dem mit Deinem Vater natürlich. Ich war ja damals noch ein ganz kleines Ding, aber ich sage Dir — ich war weg. Ich war so verliebt in sie, daß ich sie hätte aufessen können. Wahrhaftig. Sie sah aus wie eine Königin, die uns gleich nach der Trauung in großer Cour empfangen sollte. Aber sage doch — wie war er denn gegen Dich?"

„Oh, so liebenswürdig wie gegen alle anderen Menschen."

„Nein, wie komisch. Ist er noch so schön?"

„Er ist natürlich kein Jüngling mehr, aber er ist trotzdem der schönste Mann, den ich je gesehen habe, und — offen gestanden, auch der bedeutendste und liebenswürdigste."

„Ja, das will ich meinen, sonst wäre es ja auch nicht so gekommen, wie es kam. — Pardon, Wernerchen, ich höre gleich davon auf — nur noch eins: trägt er noch einen Henri-quatre?"

„Nein, er trägt einen Vollbart."

„So? Das sollte er aber nicht thun. Er hat einen so hübschen Mund! Früher trug er ganz solch einen Bart wie Franz. Aber sage doch: sie leben natürlich auf großem Fuße?"

„Ja, auf sehr großem Fuße."

„Und die beiden ältesten Söhne sind schon Offiziere? Nein, wie die Zeit vergeht. Hast Du nicht Bilder von ihnen?"

„Ja, und ich habe sie Dir mitgebracht."

Werner zog ein Etui aus der Tasche und reichte es der Tante.

„Nein, wie interessant! Aber rolle erst meinen Stuhl an das Fenster. So, danke. Also das sind Alexander und Paul. Es sind hübsche Jungen. Beide sind Ulanen?"

„Ja."

„Hübsche Jungen. Sehr hübsche Jungen. Sie haben ganz Froburgsche Gesichter, aber ganz. Nein, wie komisch! Was steht denn da unten: Paul von Densborn. Höre, das ist aber doch etwas parvenüartig."

„Was denn?"

„Daß sie ihr Bild mit einem „von" unterschreiben."

„Das thut man in Deutschland allgemein. Wir haben das nicht nöthig, aber es wird wol mit der Zeit auch bei uns Sitte werden."

„Meinst Du wirklich? Ich hoffe nicht. Aber für Deutschland magst Du wol Recht haben. Wie sind sie denn?"

„Gute Jungen, aber etwas hoch hinaus."

„Ja, ja. So sehen sie aus. Von Gellas Kindern kann man es ja auch nicht anders erwarten. Höre, das Mädchen — wie heißt sie doch gleich — Marie? Ja? — das ist wirklich schön. Nein, wie hübsch! Siehst Du, so sah der Vater aus, als er jung war, ganz so."

Frau von Hennematt hatte unterdessen die Karten aus dem Etui genommen und so geordnet, daß sie drei in der linken und fünf in der rechten Hand hielt. „Diese drei sind Vaterkinder und diese fünf Mutterkinder," rief sie jetzt. „Habe ich nicht recht?"

„Ganz recht, Tante Evchen!"

„Siehst Du, was ich für ein Auge habe! Aber sage doch, Wernerchen, hattest Du nicht Lust, auch Ulan zu werden?"

„Nein, Tante, nicht die mindeste."

„Wirklich nicht? Wenn ich ein Mann wäre, ich ruhte nicht, bis ich eine Uniform anhätte."

„Ich freue mich im Interesse Deines Geschlechts, daß Du kein Mann bist."

„Du freust Dich im Interesse meines Geschlechts, daß ich kein Mann bin? Sehr gut. Aber Scherz bei Seite, ich hätte den Mädchen die Köpfe verdreht. Das hätte ich. Du hättest vortrefflich zum Ulanen gepaßt, Werner. Du hättest bei den preußischen Gardeulanen eintreten oder nach Petersburg gehen sollen."

„Ich danke Dir, Tante. Ich kann keine Vorgesetzten brauchen. Ich sitze lieber als freier Edelmann auf meinem Hofe, wo ich nur zwei Vorgesetzte habe: den Kaiser in Petersburg und Gott im Himmel."

„Das war hübsch gesagt, Werner. Neige Dich her, dafür bekommst Du einen Kuß — aber wer weiß, ob Dir ein Kuß von einer alten Jungfer auch schmeckt. Doch? Nun, da hast Du ihn. Ja, das war hübsch gesagt — aber siehst Du, ich denke, man verbauert auf dem Lande so leicht."

„Ich hoffe, daß ich das nicht zu befürchten habe."

„Das kann wol sein, Wernerchen, Du hattest immer gute Manieren, aber es ist auf dem Lande so entsetzlich einsam. Und dann sieh einmal

— die Tiwitenschen Söhne zum Beispiel. Der eine ist der reine Bauernjunge und der andere gar der reine Gelehrte."

Werner lachte. „Wie sind denn die Töchter?" fragte er.

„Nun, man soll ja von seinen Mitmenschen nur Gutes reden. Sie sind wie ein paar Bauernmädchen, die man einmal durch einen Salon geführt hat, d. h. in den Morgenstunden, wo kein Mensch darin war."

„Das verspricht wenig. Wie bist Du mit dem Osthöfschen zufrieden?"

„Mit Heinrich Hennematt? Du lieber Himmel, er ist der reine Windbeutel. Wenn er bei mir ist, laß ich die Fenster schließen, damit er mir nicht davonfliegt."

„Worüber lächelst Du?"

„Ich will Dir was im Vertrauen sagen. Das heißt, Franz weiß es natürlich. Als der Heinrich in die Gegend kam, fing er an, mir allen Ernstes den Hof zu machen. Du siehst, nicht einmal ich alter Krüppel war vor ihm sicher. Ich ließ das eine Weile so gehen, dann nahm ich ihn aber vor und wusch ihm tüchtig den Kopf, aber tüchtig. Seitdem läßt er mich in Ruhe."

„Wie sieht es sonst in der Gegend aus?"

„Traurig, Werner. Die Kronsgüter (Domänen) sind jetzt alle in den Händen von Bauern; die Waldhöfschen leben in Dresden, und der Quellenthalsche ist Kreisrichter geworden und in die Stadt gezogen. Die Nassitenschen sind ein paarmal hier gewesen, aber auch nur für den Sommer. Ich sage Dir, es leben nicht mehr als fünf Familien am Flusse."

„Wie geht es denn Papa Proßnitz?"

„Der alten Standesperson? Ach, jämmerlich. Lieber, der Alte trinkt ja, nein, er säuft. Wahrhaftig. Franz sagt es auch. Er sagt auch, daß der Alte so verschuldet sein soll, daß er sich schwerlich im Inselhof halten wird. Unterstütze ihn nur ja nicht, Wernerchen. Man muß sein Salz nicht in den Fluß werfen, damit stellt man doch kein Salzbad her."

„Ich beabsichtige durchaus nicht, ihn zu unterstützen."

„Nicht? Nun, das freut mich. Denke Dir, neulich war der Alte in Geschäften hier, und Franz forderte ihn auf, mit uns zu speisen. Da betrank er sich in aller Eile so sehr, daß die Diener „Seine Standes-

person" schließlich die Treppe hinuntertragen und in den Schlitten heben mußten. Ich hatte meinen Stuhl an das Fenster rollen lassen und habe gelacht, daß mir die Thränen über die Wangen liefen. Nun, vielleicht hilft ihm der Sohn auf. Der soll ja sehr tüchtig sein."

„Ist Eberhard im Lande?"

„Er wird seit ein paar Wochen erwartet. Der Alte hat ihn dazu verleitet, Landwirth zu werden, und er ist auf zwei Jahre nach Ostpreußen gegangen, um dort die Landwirthschaft zu erlernen. Er soll aber, wie gesagt, jetzt zurückerwartet werden. Du fährst doch jedenfalls nach Inselhof?"

„Natürlich, ich muß mich meinem Pflegepapa vorstellen."

„Verliebe Dich nur nicht in Therese. Das Mädchen ist entzückend schön. Nein, diese Augen! Ich sage Dir, Werner, ich bin verliebt in sie. Wahrhaftig, wenn sie hier gewesen ist, träume ich von ihren Augen."

„Besucht sie Dich häufig?"

„Nicht häufig, aber mitunter. Sie mag wol wissen, wie entzückt ich von ihr bin, ich sage es ihr wenigstens oft genug. Nein, dieser Nacken, dieser Hals und dann der Anschluß des Kopfes an den Hals. Wenn sie hier ist, suche ich mich immer so zu setzen, daß sie mir halb den Rücken zukehrt."

„Tante Evchen, Du schwärmst!"

„Ja, ich schwärme. Das schadet ja aber auch nichts. Du darfst mir darin freilich nicht folgen — weißt Du? Aber Therese ist wirklich entzückend schön! Dieses liebliche Oval des Gesichtes und die feine Nase. Und Haare hat sie Dir! Solche Flechten sind noch nie dagewesen. Und dann dieses Verhältnis der Schultern zur Taille! Ich kann mich nicht satt daran sehen."

Werner lachte. Du bist wieder einmal ganz Künstlerin, Tante," sagte er. „Hat sich der Geist ebenso entwickelt wie der Körper?"

„Spotte nur," drohte Frau von Hennematt. „Du wirst Respekt vor ihr bekommen. Wenn sie nicht wäre, hätte die Wirthschaft dort längst zusammenbrechen müssen."

Lieschen unterbrach das Gespräch mit der Nachricht, daß die Tafel angerichtet sei. Werner schob die Tante im Rollstuhl in das Nebenzimmer, und beide nahmen unter Lachen und Scherzen ihre Mahlzeit ein.

Beim Dessert fragte die Tante: „Bist Du verliebt?“

„Nein, zunächst noch nicht, oder doch wenigstens nur in meine Neuhöffsche Tante.“

„Nun, das ist eine ungefährliche Passion. Aber Scherz bei Seite, Du mußt heirathen, Werner.“

„Ich bin nicht abgeneigt. Weißt Du von einer guten Partie?“

„Zunächst noch nicht, aber ich werde mich nach einer passenden Frau für Dich umsehen, und ich werde eine finden. Aber horch!“

Frau von Hennematt legte den Zeigefinger auf den Mund, und beide lauschten. Man hörte den Ton einer sich rasch nähernden Glocke.

„Das ist Franz!“ rief die Baronin. „So hat er also doch früher abkommen können.“

Werner erhob sich, küßte der Tante die Hand und verließ das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Bei Onkel Franz.

Der Neuhöffsche zeigte den Typus des kurländischen Edelmannes in seiner höchsten Vollendung. Hoch und schlank, war seine Gestalt von vollkommenem Ebenmaß der Glieder. Das lange, schmale Gesicht mit der hohen Stirn, den kornblumenblauen Augen und der edelgeschnittenen Nase mußte früher von hinreißender Schönheit gewesen sein. Jetzt freilich hatten Kummer und Herzeleid ihre feinen Linien in Stirn und Wangen gemeißelt, und die Augen hatten einen müden, traurigen Ausdruck.

Der Baron umarmte seinen Neffen herzlich, hielt ihn dann mit den Armen ein wenig von sich, sah ihm prüfend ins Gesicht und umarmte ihn wieder. „Mein lieber Werner,“ sagte er, „ich freue mich, Dich in Deinem Vaterhause zu sehen. Ich hoffe wenigstens, daß Du das meinige als ein solches ansiehst.“

„Gewiß, lieber Onkel. Gewiß.“

„Entschuldige, daß ich Dich nicht selbst empfing, ich mußte mich aber in einer schlechterdings unaufschiebbaren Angelegenheit dem Haupt-

mann zur Verfügung stellen. Hast Du schon gegessen? Ja? Nun, dann begleitest Du mich vielleicht in mein Zimmer und leistest mir Gesellschaft, während ich Toilette mache."

Die Privatwohnung des Barons bestand aus drei großen, hohen Zimmern. In dem ersten, dem Empfangszimmer, fielen nur ein kolossaler, eichener Schreibtisch und ein mächtiger Geldschrank auf. Um so behaglicher war das zweite. Alte, geschnitzte Eichenschränke enthielten eine bändereiche Bibliothek meist nationalökonomischer und philosophischer Schriften; ein mächtiger Tisch bot hinreichend Gelegenheit, Karten und Tabellen nebeneinander auszubreiten; mit rothem Maroquin überzogene, hochlehnige Stühle vermehrten noch das Behagliche des Raumes. An ihn schloß sich dann das wieder ganz einfach gehaltene Schlafzimmer.

„Wie fandest Du Tante?" fragte der Neuhöffsche.

„Oh, sie ist ganz unverändert. Es ist, als ob sie nicht älter würde."

„Nicht wahr? Ich finde das auch. Ihr Geist ist so frisch und elastisch, wie nur je."

„Wie steht es mit Deiner Gesundheit, Onkel Franz?"

„Oh, ganz vortrefflich. Ich trinke im Sommer Karlsbad und befinde mich dabei sehr wohl."

Der Baron hatte unterdessen, um sich zu waschen, das Hemd vom Oberkörper gestreift, und Werner bemerkte, daß der Onkel entsetzlich mager war. „Du solltest Dir mehr Ruhe gönnen," sagte er. „Du siehst leidend aus."

„Ich? Ich wiederhole Dir, ich bin ganz gesund. Aber sage doch — wie war die Reise? Hattest Du angenehme Gesellschaft?"

„Nein, ich bin, offen gestanden, auch kein Freund von Reisebekanntschaften."

„Da thust Du unrecht. Ich verdanke solchen manche ebenso lehrreiche, als unterhaltende Stunde."

„Das mag wol sein, aber man kommt da so leicht mit Krethi und Plethi zusammen."

„Nun, davor schützt Dich auch der Salon nicht. Du hast die neue Bahn benutzt? Wie gefällt Dir die Strecke?"

„Sie ist kaum weniger öde als die andere."

„Du kamst über L.?"

„Ja. Ich verabschiedete mich von meiner Mutter."

„Wie fandest Du sie? Ich hoffe, daß sie sich wohl befindet."

„Danke, ja."

Der Baron fuhr mit dem Kopfe ins Wasser, prustete und plätscherte. Als er damit fertig war, sagte er: „Ich freue mich, daß Du in Berlin promovirt hast. Der Doktortitel nützt Dir ja nichts, Du wirst ihn wol auch nicht führen, aber die Promotion ist immerhin der natürliche Abschluß der Studien. Das Jahr beim Grafen Pflugk war angenehm?"

„Oh, sehr angenehm. Der Graf ist ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter und seine junge Frau eine allerliebste Erscheinung. Und was die Hauptperson anbetrifft, den alten Inspektor Lange nämlich, so war er ein Prachtmensch. Ich hoffe, etwas tüchtiges bei ihm gelernt zu haben."

Werner erzählte nun noch von seinem Aufenthalte auf der in Hannover gelegenen Herrschaft des Grafen und hob hervor, was ihm in der dortigen Landwirthschaft besonders beachtenswerth erschienen war. Dann begaben sich Onkel und Neffe zu Frau von Hennematt, wo mittlerweile für den Neuhöfschen servirt war. Der Baron beugte sich zu seiner Frau herab, wie eine Mutter zu ihrem Kinde, küßte sie auf den Mund und fragte zärtlich: „Wie geht es, mein Herz?"

„Vortrefflich, Franz. Wernerchen hat mich aufs angenehmste unterhalten. Denke Dir — er hat die Bilder von Gellas Kindern mitgebracht."

„Ja?"

„Gib sie her, Wernerchen. So, danke. Sieh einmal, Franz, sieht dieses junge Mädchen nicht ganz so aus wie Densborn?"

Auf der Stirn des Barons zeigte sich ein rother Fleck, bei ihm ein sicheres Zeichen innerer Aufregung, aber er nahm das Bild ruhig in Empfang und betrachtete es aufmerksam. „Du hast recht," sagte er dann, indem er es zurückgab.

Die Baronin schlug die Hände zusammen. „Wie Du aber bist, Franz, nein, wie Du bist! Lieber, ich zeige Dir das Bild eines reizenden Mädchens, und Du hast nicht ein Wort der Bewunderung."

Der Baron lächelte. „Das Bewundern wirst Du wol für mich besorgt haben," sagte er.

„Nein, Lieber, damit redest Du Dich nicht heraus. Aber was sagst Du zu diesem Bilde?“ Die Baronin hielt ihrem Manne eine andere Karte hin.

Der Baron betrachtete das Bild eine Weile — wobei Werner bemerkte, daß der rothe Fleck auf seiner Stirn immer größer wurde — und gab es dann zurück. „Der junge Mann gleicht auffallend seiner Mutter,“ sagte er. Dann wandte er sich an Werner: „Du kommst in todter Zeit zurück,“ sagte er. „Unsere Weisen haben neuerdings ausgemacht, daß die beste Thätigkeit eines Mannes darin besteht, nichts zu thun.“

„Du sprichst von der Politik, lieber Onkel.“

„Natürlich.“

„Nun, es ist uns bisher doch gelungen, entscheidende Schläge abzuwehren.“

Der Baron zuckte die Achseln. „Wie kann man Schläge abwehren, zu denen gar nicht ausgeholt worden ist,“ sagte er. „Niemand schlägt nach uns.“

„Wie? Ich denke, daß wir für die heiligsten Güter kämpfen, die es gibt: für Glauben und Volkstum.“

„Das thun wir, aber doch nur in der Weise des Ritters von der Mancha. Wir kämpfen wol, aber wir haben keinen Gegner, den wir bekämpfen. Reiche mir — bitte — den Salat.“

Werner blickte den Onkel mit großen Augen an. Er kannte den Streit, der seit einem Dezennium die politisch denkenden Kreise des Landes auf das tiefste erregte, bisher nur aus den Urteilen der Landsleute, mit denen er in Deutschland verkehrt hatte, und aus den Broschüren. Er hatte nicht geahnt, daß es im Lande auch Leute gab, die über die Streitfrage anders dachten, als die ungeheure Majorität, und er hatte es sich nicht träumen lassen, daß es sogar einen Hennematt geben könne, der so denke. „Ich habe Dich nicht recht verstanden, lieber Onkel,“ sagte er endlich, „ich glaubte, Du redetest von unserem Verhältnisse zum Reiche.“

„Du hast mich ganz recht verstanden. Davon rede ich.“

„Aber wir werden doch in der himmelschreiendsten Weise angegriffen. Unsere Privilegien werden durchlöchert, unserer Kirche wird Gewalt angethan, unsere Nationalität wird unterdrückt.“

Der Baron nahm einen Schluck Rothwein, wischte sich den Bart ab und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Ich lebe," sagte er, „wie Du weißt, seit ich athme in diesem Lande, aber ich habe von alledem nichts bemerkt. Die Kirchspielsinsassen pflegen mir regelmäßig die Ehre zu erweisen, mich in den Landtag zu schicken, und ich finde, daß die Kompetenz desselben genau so weit reicht, wie nur immer früher; ich fahre jeden Sonntag in die Kirche, und mir wird darin das lautere Evangelium verkündigt; ich führe mitunter einen Prozeß, und ich bediene mich dabei ausschließlich meiner Muttersprache."

„Aber, lieber Onkel, Du wirst doch nicht leugnen, daß alle diese Güter auf das höchste bedroht sind?"

„Ja, aber von wem? Von ein paar katilinarischen Existenzen in den Redaktionen einiger russischen Zeitungen."

„Aber hinter diesen Zeitungsschreibern steht das russische Volk."

„Bah! Wer ist denn das russische Volk? Glaubst Du, daß der russische Adel in die Hetze mit einstimmt? Oder verstehst Du unter dem Volke die sechzig Millionen Bauern, welche die angeblichen Organe ihrer Meinung nicht einmal lesen können? Und dann — bis jetzt werden die Gesetze meines Wissens nicht vom russischen Volke gemacht, sondern von Seiner Majestät dem Kaiser."

Werner stieg das Blut zu Kopf, aber er war gewohnt, sich zu beherrschen, und hielt daher an sich. „Ich hasse die Zeitungsschreiber," sagte er, „und ich verachte sie, wie Du, aber ich glaube immerhin, daß sie bis zu einem gewissen Grade die öffentliche Meinung — wenn nicht wiedergeben — so doch machen, und ich weiß von Deutschland her, wie viel Unheil sie anrichten können. Und haben sie nicht auch schon bis jetzt verhängnisvoll auf unsere Verhältnisse eingewirkt? Schon ist das schützende Dach, unter dem die Bürger und Bauern sicher ihrem Gewerbe nachgehen konnten, an mehr als einer Stelle durchlöchert, schon ist durch die Aufhebung des adligen Güterbesitzrechtes die Einheitlichkeit der Ritterschaft zerstört — wie lange noch, und es erfolgt auch bei uns eine Ablösung des Bauernlandes und damit der Ruin des Adels. Was soll aber dann aus dem unglücklichen Lande werden? Dann ade deutsches Recht, deutsche Sitte, deutsche Kultur, dann vor allem ade reines Luthertum."

Frau von Hennematt hatte bisher die Hände in den Schoß gelegt und mit einem Lächeln auf den Lippen aufmerksam zugehört. Jetzt nickte sie dem Neffen eifrig zu. „Du hast ganz recht, Wernerchen," sagte sie, „Franz steht entschieden zu weit links."

Der Baron blickte freundlich zu seiner Frau nieder. „Du hast an der Tante einen eifrigen Bundesgenossen," sagte er, indem er mit der Rechten zärtlich über die Hand der Baronin fuhr, „und Du wirst noch viele, viele finden. Die Rigasche Presse, die — nimm mir das Wort nicht übel — das Land nicht genauer kennt, als Du, hat es glücklich fertig gebracht, das ganze Land davon zu überzeugen, daß wir uns in der höchsten Gefahr befinden. Sie verfährt dabei natürlich wie die Henne, welche den vorüberziehenden, unschuldigen Reiher aufmerksam beobachtet, und sich darüber von der Katze unbemerkt das Küchlein rauben läßt."

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine, daß die Gefahr nicht von außen, sondern von innen, nicht von oben, sondern von unten kommt."

„Und worin siehst Du die Gefahr?"

„Laß mich Dir mit einer Thatsache antworten: Als ich erwuchs, waren die Domänen am Flusse alle in Händen von deutschen Pächtern, heute ist der alte Proßnitz der einzige, und auch seine Tage sind gezählt."

„Nun ja, die Regierung hat sie eben verdrängt."

„So sagt Ihr, aber es ist nicht so. Sie sind — es ist ein hartes Wort, Werner, aber ich kann es nicht umgehen — sie sind weggearbeitet worden. Es waren deutsche Männer, aber sie hatten die Tugenden ihrer deutschen Väter vergessen, und sie lebten so leichtsinnig und sorglos, als ob sie Polen gewesen wären. Darum sind sie von den fleißigen und wirthschaftlichen Letten verdrängt worden — wie die Rothhäute von den Angelsachsen."

„Aber die Regierung begünstigt die Bauern doch positiv."

„Die Regierung begünstigt sie positiv nicht. Wetter und Wind sind nur jetzt für alle gleich. Wer auf dem Versteigerungstermine das Meistgebot thut, der erhält das Gut, und wer seine Pacht nicht zahlen kann, der verliert es, er sei nun Deutscher oder Lette."

„Aber die Letten können die hohen Pachtsummen nur zahlen, weil sie die Güter deterioriren."

„Damit pflegen wir unsere verletzte Eigenliebe wieder ins Gleichgewicht zu bringen, aber es ist ein trauriger Trost. Aesthetisch ruinirt der Lette das Gut, aber landwirthschaftlich erhält er es auf das beste. Laß ein Menschenalter ins Land gehen, und wir werden eine zahlreiche Klasse sehr wohlhabender, lettischer Pächter im Lande haben. Glaubst Du, daß diese immer werden Pächter bleiben wollen? Oder werden sie ein Privatgut nach dem andern ankaufen?"

„Eben darum hätte man das adlige Güterbesitzrecht nimmermehr aufgeben dürfen."

„Es war unhaltbar geworden, und ich freue mich, daß wir es freiwillig aufgaben. Nicht durch solche Mittel können wir unseren Einfluß erhalten. Wir müssen tüchtiger sein, als die Letten, und dazu kann uns eben nur die Konkurrenz zwingen. Und ich meine, daß wir sie aushalten können, wenn wir sie aushalten müssen. Wenn ich „wir" sage, meine ich uns Edelleute. Wir haben wirthschaftliche Tugenden, wir sind an ein verhältnismäßig einfaches Leben gewöhnt, wir sind Landwirthe, die etwas zu Stande bringen, wir sind sparsam. Wir werden uns sagen, daß wir ganz auf uns angewiesen sind, und daß wir den Kampf nur aushalten können, wenn diese Tugenden uns bleiben. Ich sage, wir sind ganz auf uns angewiesen. Wir haben, Gott sei es geklagt, kein Bürgertum. Wir haben wol Bürgerliche, aber keine Bürger. Diejenigen, welche sich bei uns mitunter als „Bürger" geberden, wird dasselbe Loos ereilen, wie die Domänenpächter. Diese Klasse wird ebenso von den Letten weggespart und weggearbeitet werden, wie die der Pächter."

„Das thut mir leid," rief Frau von Hennematt, „aber es wird mich nicht abhalten, meine Patience zu legen."

Und sie schellte.

Die Herren lachten und rückten ihre Stühle vom Tische, von dem die jungen Mädchen das Tischservis entfernten. Letztere brachten sodann zwei Spiele Karten und entfernten sich wieder.

„Ich will einmal etwas in die Zukunft schauen," sagte Frau Hennematt. „Soll ich mich nun zuerst davon überzeugen, ob die [illegible] die Bürgerlichen wegarbeiten werden, oder soll ich die Frage ans Schicksal stellen, ob Werner im Laufe des nächsten Jahres heirathen wird?"

„Mich persönlich würde letztere Frage mehr interessiren," erwiderte Werner. „Aber um auf unsere Hämmel zurückzukommen, so mag ich jene Mittelklasse zwischen Volk und Adel, die man die bürgerliche nennt, überhaupt nicht. Ich glaube, der alte Fritz hatte Recht, wenn er sagte, sie hätten keine Ehre."

„Nun und Densborn?" fragte Frau von Hennematt.

Werner erröthete. „Densborn bildet eine Ausnahme," sagte er. „Er ist überhaupt ein ganz ungewöhnlicher Mensch."

„Und der selige Pauli?"

Werner erröthete jetzt über und über. Der selige Pauli! Wie lange hatte er nicht an ihn gedacht. Es überkam ihn ein Gefühl der Beschämung, als Paulis Augen für einen Augenblick wieder so sanft und doch so durchdringend auf ihm ruhten, wie sonst vor langer, langer Zeit. Werner blickte verwirrt auf die Tante, die ihn schalkhaft anlächelte, und wußte nicht, was er erwidern sollte.

Der Onkel kam ihm zu Hilfe. „Das, was der alte Fritz meinte, ist doch nur etwas konventionelles," sagte er. „Eine engumschlossene Bevölkerungsklasse kann wol außer dem allgemeinen Moralgesetz noch gewisse Sitten aufrechterhalten, aber sie thut unrecht, nach Beachtung oder Nichtachtung derselben andere Schichten der Bevölkerung zu beurteilen. Wer wollte wol zu einer Nation gehören, in welcher die Ehre Eigentum eines einzigen Standes wäre. Und was nun gar unsere Bürgerlichen betrifft, so entsprechen sie in diesem Punkte nur zu sehr Deinen Ansprüchen. Ich meinestheils sehe in dem, was Du „Ehre" zu nennen scheinst, überhaupt nur ein Gesetz für Müßiggänger."

„Werner, Du wirst noch ehe das Jahr um ist heirathen," sagte Frau von Hennematt. „Siehe selbst. Du glaubst der „Uhr" nicht? Gut, ich werde die „Kleeblätter" befragen. Oder ziehst Du die „Patriarchen" vor?"

„Ich entscheide mich für „Lucas.""

„Schön." Und Frau von Hennematt befragte unermüdlich die „Pyramiden" und „Cäsar" und „Nestor," die „Hübschesten," den „Valentin," den „Zopf," das „Achteck" und wie die Patiencen alle heißen. Sie alle aber antworteten, daß Werner vor Ablauf des künftigen Jahres heirathen würde.

„Nicht wahr, Werner," sagte Frau von Hennematt, „Du heiratheſt Thereſe jedenfalls nicht?"

„Was für eine Thereſe?" fragte der Baron.

„Aber lieber Franz, wie Du fragen kannſt. Ich meine natürlich Thereſe Proßnitz."

„Nein, liebe Tante," rief Werner, „das verſpreche ich Dir, eine Mesalliance gehe ich gewiß nicht ein."

„Um ſo beſſer, Wernerchen. Nicht wahr? Du kannſt es ja auch nicht. Ich meine nur — weißt Du, das Mädchen iſt ſo hübſch!"

Werner verſtummte im Verlaufe des Abends immer mehr. Er wurde den Gedanken nicht los, daß der ſelige Pauli ſo manches, was er heute geſagt hatte, nicht gebilligt haben würde. Vergeblich ſtellte er ſich vor, daß der Freund ſeiner Jugendjahre ein alter Mann und aus ganz anderen Lebensverhältniſſen hervorgegangen war, als er ſelbſt, daß er ſich daher nach deſſen Anforderungen nicht richten könne. Während er im Auslande lebte, hatten dieſe Betrachtungen ihn beruhigt, hier, zu Hauſe, nur eine Meile von Paulis Grabe, wollten ſie nicht verfangen. Dort war er ein Menſch ohne Geſchichte geweſen, hier, in der Heimat, umfing ihn die Vergangenheit mit tauſend Armen. Der Gedanke an Pauli rief zahlreiche andere Gedanken wach, die lange geſchlummert hatten, die er aber jetzt vergeblich zu bannen ſuchte.

Der Onkel, der Werners Verſtummen bemerkte und es der Reiſemattigkeit zuſchrieb, fragte ihn, ob er ſich nicht zur Ruhe begeben wolle. Werner nahm das Anerbieten dankend an, ſagte dem Onkel und der Tante „Gute Nacht" und ließ ſich dann von einem Diener auf ſein Zimmer führen.

Als er gegangen war, blickte Frau von Hennematt noch eine Weile lächelnd auf die Thüre, die ſich hinter ihm geſchloſſen hatte. Dann ſagte ſie: „Werner iſt ein hübſcher Junge geworden."

„Ja," erwiderte der Baron, „und was mich am meiſten freut, wie es ſcheint auch ein heiterer. Das hatte ich kaum zu hoffen gewagt."

„Er iſt aber auch ein Narr geworden."

„Wie ſo? Woraus ſchließeſt Du das?"

„Lieber, wie Du fragen kannſt! Er trägt ein Lorgnon, Ringe an den Fingern und Brillantknöpfchen im Hemde, und Du fragſt, woraus ich ſchließe, daß er ein Narr geworden iſt."

Der Baron lächelte. „Nun, dergleichen gehört zu einem jungen Manne, der eben im Begriffe ist, sein Gut anzutreten," erwiderte er.

Die Baronin blickte lächelnd auf ihren Mann und öffnete die Lippen, als wenn sie sprechen wollte, unterdrückte aber das Wort, das ihr auf der Zunge schwebte. „Ich habe große Lust, eine Bemerkung zu machen," sagte sie endlich.

„Wenn Du selbst schwankend bist, so unterdrücke sie doch ja."

„Aber nun gerade nicht. Ich wollte sagen, daß es doch recht unnatürlich ist, wenn Gellas Sohn sich so über die Bürgerlichen ausspricht."

Der Baron erröthete über und über. „Ich denke, wir wollen zu Bett gehen," sagte er. Er schellte, und die beiden Zofen traten ein.

„Der gnädige Herr wünscht schlafen zu gehen," rief Frau von Hennematt rasch.

Die Mädchen blieben an der Thüre stehen und blickten verlegen auf den Baron.

„Was ist das nur wieder, Evchen," sagte dieser halb erzürnt und halb belustigt. „Laß Dich doch zu Bett bringen."

„Wenn ich zur Ruhe gehen will, werde ich schon selbst schellen. Was glaubst Du denn eigentlich, Franz? Lieber, ich bin kein Kind, das man ohne weiteres schlafen schickt."

Der Baron winkte den Mädchen mit der Hand, und sie zogen sich zurück. „Du kleiner Trotzkopf," sagte er dann, indem er seinen Sessel an den Rollstuhl seiner Frau rückte und ihre Hand ergriff, „ist es denn nicht wirklich an der Zeit, daß Dein Plappermäulchen endlich zur Ruhe kommt?"

„Nein, noch nicht. Lieber, ich bin in großer Sorge."

„Nun?"

„Er wird gewiß Therese heirathen wollen."

„Liebste Frau, wie bist Du nur auf diesen Einfall gekommen? Nach allem, was er heute sprach, scheint mir diese Gefahr sehr fern zu liegen. Mache ihn doch nur ja nicht auf das Mädchen aufmerksam, indem Du ihn vor ihm warnst."

Frau von Hennematt blickte nachdenklich in ihren Schooß. Dann sagte sie: „Ja, ja, Du magst recht haben. Und nun bitte ich Dich, zu schellen. Gute Nacht."

Werner war unterdessen auf sein Zimmer gegangen. Er sagte dem Diener, daß er sich selbst auskleiden würde und schickte ihn fort. Dann trat er an das Fenster und blickte hinaus auf die vom Mondschein hell erleuchtete Landschaft. Es verlangte ihn nach frischer Luft. Er öffnete die Fenster, lehnte sich hinaus und athmete begierig die kalte Winterluft ein. Rings um ihn war alles still, nur der Ton eines einsamen Schlittenglöckchens drang vom Flusse her zu ihm herüber und verhallte allmählich. Es war ihm, als ob es eine Inselhöffsche Glocke gewesen sei. Er mußte selbst über seine Vermuthung lächeln, aber sie bildete für seine Gedanken eine Brücke, die sie nach Inselhof hinüberwandern ließ. Also Therese ist so schön geworden, dachte er. Er gab sich Mühe, sich ihr Bild wieder zu vergegenwärtigen. Ja, sie war doch auch schon damals sehr, sehr hübsch gewesen. Er fühlte wieder, wie die elfjährige Freundin ihn beim Abschied umarmte, er vernahm ihr Schluchzen und er hörte sie sagen: „Gott sei mit Dir, Werner, auf allen Deinen Wegen." Er hörte auch Eberhards kräftiges: „Kopf hoch, Werner, wir wollen uns nicht vergessen!" Ja, wie mochten die beiden geworden sein!

Werner schloß die Fenster, zündete sich eine Cigarette an, und begann sich auszukleiden. Als er vor dem Spiegel seine Binde löste, fiel es ihm auf, daß seine Kleidung etwas auffallendes an sich hatte. Er war bisher stolz darauf gewesen, immer nach der neuesten Mode gekleidet zu sein — heute war er zum ersten male damit unzufrieden. Was wol Pauli zu mir sagen würde, wenn er mich sehen könnte, dachte er, und er hörte den Alten wieder rufen: „Nicht nach außen, Kinder, nach innen, nach innen. Der liebe Gott wußte, was er that, wenn er dem Dompfaff den rothen Latz, der Nachtigall aber ein schlichtes Kleid gab." Und dann wieder: „Seht einmal, Kinder, den Schwarm Spatzen. Habt Ihr je so viele Nachtigallen zusammen gesehen? Das ist recht so. Was keine Stimme hat, muß sich zu Haufen zusammenrotten; wer was zu sagen hat, sitzt einsam im Fliederbusche und entzückt Menschen und Thiere."

Werner setzte sich auf das Sopha, kreuzte die Arme über der Brust und blickte nachdenklich in die Flammen der Kerzen. Er war doch ein sinniger Mann gewesen, der Pauli, wie hatte er ihn nur so

vergessen können! Es war ganz allmählich so gekommen. Erst hatte der Geist des Verstorbenen ihn noch allezeit umschwebt, dann war sein Bildnis immer nebelhafter geworden, bis es endlich ganz zerrann. Und dann war die Erkenntnis gekommen, daß vieles von dem, was der Alte verlangte, sich wol für einen angehenden Geistlichen, aber nicht für einen jungen Edelmann schickte. Was wußte Pauli von der großen Welt!

Werner erhob sich und ging zu Bett. Aber er konnte lange nicht einschlafen. Die unerwartete Wendung, die das politische Gespräch mit dem Onkel genommen, und die Erinnerungen, welche die Tante in ihm wachgerufen hatte, regten ihn auf und erhielten ihn trotz der Reisemüdigkeit wach. Erst spät versank sein erregter Geist in Schlaf.

Drittes Kapitel.

Vorbereitungen.

Als Werner am folgenden Morgen erwachte, verkündete eine Uhr im Nebenzimmer eben die zehnte Stunde. Er sprang rasch aus dem Bett und begann sich hastig anzukleiden, war aber damit noch wenig vorgeschritten, als leise an die Thüre geklopft wurde. Auf Werners „Herein" trat ein Diener ein, den er bisher nicht gesehen hatte, und bot ihm seine Dienste an.

„Sind Sie schon lange in Neuhof?" fragte Werner.

„Zu befehlen, nein. Ich bin für den Herrn Baron engagirt."

„Wie, für mich?"

„Zu befehlen, Herr Baron."

„Ah so. Wie heißen Sie?"

„Zu befehlen, Gustav."

„Wo sind Sie her?"

„Zu befehlen, aus Berlin."

„Sie haben gedient?"

„Zu befehlen, ja."

„Wo?"

„Zu befehlen, im zweiten Garderegiment zu Fuß."

Der Mann gefiel Werner, und dieses Gefallen steigerte sich noch, als derselbe nun daran ging, Werners Garderobe auszupacken und in die Schränke und Kommoden zu vertheilen. Er hatte eine ungemein geräuschlose Art sich zu bewegen, war offenbar schon lange Kammerdiener gewesen und wußte Bescheid. Als Werner seine Toilette beendet und im Nebenzimmer Kaffee getrunken hatte, ging er hinab, um seinen Onkel aufzusuchen. Er fand diesen in seinem Empfangszimmer vor dem Schreibtische sitzend. Ihm gegenüber stand ein jüdischer Mann.

Nachdem die gegenseitigen Erkundigungen nach der Nachtruhe erledigt waren, und Werner neben dem Onkel Platz genommen hatte, sagte dieser: „Ich habe mir gedacht, daß es Dir lieb sein würde, wenn Du schon, ehe Du Lindenhof antrittst, in Bezug auf Equipage selbständig gestellt bist. Ich habe mich daher nach ein Paar passenden Pferden umgesehen, und ich glaube etwas tüchtiges gefunden zu haben. Es sind ein Paar Grauschimmel, die der Tiwietensche verkauft, weil sie einmal mit ihm durchgegangen sind. Die Thiere sind durchaus gesund, siebenjährig und sehr leicht. Wenn es Dir recht ist, so wollen wir sie in Augenschein nehmen."

„Lieber Onkel," sagte Werner, indem er die Hand des Barons ergriff, „ich weiß nicht, wie ich Dir für alle Deine väterliche Liebe und Umsicht danken soll."

„O bitte, ich thue nur meine Schuldigkeit als Dein Vormund."

Die Thiere wurden natürlich gekauft. Als das Geschäft abgeschlossen war, sagte der Baron: „Ich habe mir auch erlaubt, einen Kutscher für Dich zu engagiren. Sollte er Dir nicht zusagen, so kannst Du ihn ja wieder entlassen. Christian!"

Aus der Reihe der die Pferde umstehenden Kutscher und Stallknechte trat ein Mann hervor und stellte sich den Herren gegenüber. Es war eine große, etwas ungelenke Gestalt, der die langen Arme am Leibe herabhingen, als wenn sie gar nicht zu ihr gehörten. Das Gesicht des Mannes hatte einen kindlichen Ausdruck, und seine Augen schauten so ernst und traurig drein, wie die eines großen, treuen Hundes.

„Laß Dich durch sein sanftes und einfältiges Aussehen nicht abschrecken," sagte der Baron in französischer Sprache, „ihm ist nie wohler, als wenn er einen Durchgänger vor sich hat." Dann wandte er sich

zu dem Kutscher: „Nun, Christian, spanne sie einmal an und fahre sie uns vor.“

Die Leute eilten mit den Pferden zum Stalle, während die beiden Herren auf der Freitreppe auf- und niedergingen. Der Wind war in der Nacht nach Südwest hinübergegangen und hatte warmes, weiches Thauwetter gebracht. Das Weiß der Schneedecke war einem leichten Grau gewichen, von den Bäumen im Park fiel von Zeit zu Zeit der Schnee herab.

Nach einiger Zeit kam der Schlitten. Die Pferde, die jetzt in hübschen, englischen Geschirren mit grüngefüttertem Riemenzeug und grünen Rosetten steckten, sahen noch einmal so stattlich aus. Sie tänzelten unruhig daher, aber sie fühlten eine feste Hand und wagten es daher nicht, ihrem Uebermuthe nachzugeben.

„Was für ein hübsches Gespann,“ sagte Werner.

„Es freut mich, daß es Dir gefällt. Du wirst mir erlauben, Dir Schlitten und Geschirr zum Geschenk zu machen.

Werner dankte dem Onkel herzlich. Christian mußte die Pferde noch einmal in leichtem und dann wieder in scharfem Trabe vorfahren, und man überzeugte sich, daß die Thiere zwar schlecht geschult waren, daß sie aber ihrem Temperament nach zusammen paßten und man das Versäumte daher einholen konnte.

Während die Beiden noch auf der Freitreppe standen, fuhr ein Schlitten auf den Hof, dessen Insasse, als er die Herren gewahr wurde, grüßend an die Pelzmütze griff, aber nicht vor der Treppe hielt, sondern dem Stalle zulenken wollte. Es war ein gewöhnlicher, breitbauchiger Schlitten ohne Schutzleder, dessen aus einem Strohsack bestehender Sitz mit einer in den buntesten Farben eng gestreiften Decke bedeckt war. Auch das Pferd war einer jener kleinen Klepper, wie sie mäßig begüterte Bauern zur Bestellung ihrer Felder benutzen.

„Guten Tag, Johanson,“ rief der Neuhöffsche, „wollen Sie zu mir?“

Der Angeredete hielt sein Pferd zurück. „Ja, Herr Baron,“ erwiderte er.

„Nun, so steigen Sie doch nur aus und lassen Sie den Kutscher Ihr Pferd zum Stall führen.“

Johanson glitt langsam aus dem Schlitten, übergab die nur aus einem Stricke bestehende Fahrleine dem Kutscher und stieg dann schwerfällig die Stufen der Treppe hinan. Er war ein kleiner aber kräftig gebauter Mann, mit einem fast viereckigen Gesicht, das ein spärlicher Backenbart, der aussah, als ob er angeklebt sei, noch eckiger erscheinen ließ. Die etwas vorstehenden wasserblauen Augen blickten durch eine in Stahl gefaßte Brille. Er trug einen schwarzen Schafpelz, der durch einen um das stattliche Bäuchlein gebundenen Shawl aus rother Wolle zusammengehalten wurde, und ein Paar bis an die Knie reichende hellgraue Filzstiefel. Den Kopf bedeckte eine niedrige Schaffellmütze, deren herabgezogene, die Ohren bedeckende Klappen vermittelst einer schwarzen Schnur unter dem Kinn zusammengebunden waren.

„Ich freue mich, Johanson, Ihnen meinen Neffen, den Lindenhöfchen vorstellen zu können," sagte der Neuhöfsche. „Unser Nachbar in Ellermünde, Herr Johanson."

Werner verbeugte sich, ließ aber die Hand, die der Alte vorstreckte, unbeachtet. „Nu, sind Sie wieder zurück, lieber Err," rief dieser mit jener knappen Aussprache des Deutschen, die dem Letten eigen ist. „Nu, das wird ja große Freide bei Errn Onkel gewesen sein. Nu, der Err segne Ihren Ausgang und Eingang."

„Aus Ihrem Munde in Gottes Ohr," sagte der Neuhöfsche, während Werner sich mit einer nochmaligen Verbeugung begnügte, „mein Neffe wird des Segens bedürfen. Er will zu Georgi Lindenhof antreten."

„Nu, das ist ja wunderschen. Lindenhof ist ein wunderschenes Gut. Was für Boden? Der reine Weizenboden! Und was für Gebeide! Nu, da at der Err Baron schon gut vorgesehen. Riege ganz neu und Pfahlland (Viehstall) ganz neu und Kleete ganz neu. Da wird nu schon gutes Leben sein. Ich weiß nicht, ob der junge Err Baron sich an mich noch erinnert, aber ich abe ihn gesehen, wie er so groß war. (Johanson hielt hier die Daumen in den Dimensionen eines Cigarrenkistchens auseinander.) Erbarmen Sie sich! Damals wie die — hu — hu — hu — das heißt — ich wollte sagen — der verstorbene Err Baron ließ mich rufen, weil mein Karl auch mit der Flasche atte genährt werden müssen, denn meine Frau starb ja auch so auf einen Schlag."

Werner erröthete über und über. „Ich denke, wir gehen in mein Zimmer, Johanson," sagte der Neuhöffsche schnell, „Sie wollten mich sprechen."

Er ging voran und der Alte folgte ihm.

Werner blieb auf der Freitreppe, bis er hörte, wie die in das Zimmer des Onkels führende Thür sich hinter den Beiden geschlossen hatte. Dann stieg er die Treppe hinan und ließ sich bei der Tante melden. Diese saß am Fenster und malte an einem Buchzeichen, auf dem Blumen einen Bibelspruch einrahmten. Es fehlte ihr nicht an Talent, und sie hatte Muße gehabt, es auszubilden. Sie zeichnete und malte hübsch und konnte namentlich mit ein Paar Strichen jeden ihrer Bekannten für jedermann erkennbar auf das Papier werfen.

Als Werner eintrat, nickte sie ihm herzlich zu. „Nun, hast Du den Handel abgeschlossen?" fragte sie, indem sie dem Neffen die Hand reichte und ihn auf die Wange küßte.

Werner bejahte und erzählte, wie reich ihn der Onkel beschenkt hatte. „Nun, warum soll er nicht," meinte Tante Evchen, Du beerbst ihn ja doch einmal. Ist der alte Johanson da?"

„Ja."

„Siehst Du, das ist einer von denen, die Franz gestern meinte. Er ist anfangs beim alten Proßnitz, das heißt beim Vater des jetzigen, Stalljunge, dann bei der Standesperson selbst Knecht und Aeltester gewesen. Jetzt ist er Pächter von Ellermünde und wird alle Jahre wohlhabender. Sein Sohn hat das Gymnasium durchgemacht und soll, wie Franz sagt, sehr tüchtig sein."

„Richtig, er hatte einen Sohn. Ich habe ihn früher mitunter in der Kirche gesehen. Es war ein lang aufgeschossener Junge mit flachsblondem Haar. Nicht?"

„Lieber, wie soll ich das wissen? Ich habe ihn nie gesehen. Der Alte ist ein schäbiges, altes Kerlchen, das mit seinen Ohrklappen an der Mütze ganz wie eine Fledermaus aussieht. Denke Dir, die alte Standesperson soll ihm so verschuldet sein, daß er sie ganz in der Hand hat."

„Du meinst den alten Proßnitz?"

„Natürlich. Franz sagt, daß eigentlich alles, was in Inselhof

kreucht und fleucht, Johanson gehört. Franz glaubt, daß die Standesperson sich überhaupt nur durch Johanson über Wasser hält. Lieber, das ist doch schrecklich!"

Werner zuckte die Achseln.

„Lieber," fuhr die Tante fort, „es handelt sich natürlich nicht um die Standesperson, sondern um Therese. Diese wird schließlich den Ersten, Besten heirathen müssen, um Vater und Bruder zu ernähren."

„Nun, wenn der Erste, Beste ein tüchtiger Mann ist, so wäre das ja nicht eben entsetzlich."

Tante Evchen blickte ihren Neffen prüfend an. „Du kannst mitunter recht herzlos reden, Wernerchen," sagte sie.

Werner erröthete. „Was willst Du eigentlich, Tante?" fragte er unwillig. „Du warnst mich allaugenblicklich davor, mich Therese zu nähern, und bist doch auch wieder unzufrieden, wenn ich mich nicht um das Mädchen kümmere."

„Lieber, ich habe nie verlangt, daß Du Dich nicht um sie kümmern sollst, ich wünsche nur nicht, daßDu sie heiratheſt. Du hast ein kurzes Gedächtnis, Wernerchen. Es gab eine Zeit, wo Du Therese und ihren Bruder so lieb hatteſt, wie Geschwister und nicht müde wurdeſt, es auszusprechen. Daß Du jetzt von ihnen redeſt wie von ganz Fremden, gefällt mir gar nicht, Wernerchen. Das ist nicht hübsch!"

Werner erhob sich rasch und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. „Tante Evchen," sagte er endlich gepreßt, indem er mit gekreuzten Armen vor der Tante stehen blieb, „was wäre wol aus mir geworden, wenn ich nicht allmählich gelernt hätte zu vergessen? Glaube mir, es fiel mir nicht leicht, mir diese Kunst anzueignen."

Die Tante erschrak. „Nimm meine Worte nur nicht so tragisch," rief sie. „Ich wollte Dich nicht verletzen. Nein, nein, sieh' mich nicht so finster an. Weißt Du, Du siehst jetzt ganz so aus wie als Knabe, wo Du mir immer so unheimlich warst. Neige Dich her, Wernerchen, — so — ich will Dir die häßlichen Falten zwischen den Augenbrauen wegstreicheln. Sei nur nicht böse. Ich freue mich wirklich so sehr darüber, daß Du jetzt so frei und offen dreinschaueſt und nicht mehr so finster blickeſt. Komm', wollen wir von etwas anderem reden."

Tante Evchen ließ sich von dem Neffen ihre Mappen reichen und

zeigte ihm, was sie gemalt und gezeichnet hatte. Es waren Blumen und Fruchtstücke, Stillleben, Genrebilder, Porträts. Aus allen Arbeiten sprach dasselbe seltsame Gemisch von kindlicher Unbefangenheit, gesundem Menschenverstand und Verneinung, das für Tante Evchens Geist so charakteristisch war.

„Reiche mir einmal die blaue Sammetmappe dort, Wernerchen," sagte Tante Evchen, „nein, jene dort, die dunkele. Das ist mein Harem."

Werner lachte. „Was heißt das?"

„Nun, sieh' nur nach. Da findest Du die Porträts aller hübschen Mädchen, die mir je begegnet sind."

„Also auch das von Therese?"

„Nein. Die habe ich in einer anderen Mappe. Lieber, ich habe wol fünfzig Bilder von ihr. Aber Du sollst sie erst sehen, nachdem Ihr Euch begrüßt habt."

Werner betrachtete nun die einzelnen Blätter. Es war eine Galerie von prächtigen Mädchenköpfen. Einer derselben fesselte Werner besonders. Es war ein edel geschnittenes aber doch volles Antlitz. Die Brauen, die sich über den großen, mandelförmigen Augen spannten, liefen über der Nasenwurzel zusammen, was dem Ganzen einen finstern Ausdruck gab. Das Haar war aus dem Gesicht und hoch nach oben gekämmt, um den vollen Mund lag ein hochmüthiger Zug. Der Kopf machte unter all den meist sanften oder heiteren kurischen Mädchengesichtern einen fremdartigen Eindruck.

Werners Blicke verweilten lange auf dem Bilde. „Diese junge Dame," sagte er endlich, „würde ich zwar unter keiner Bedingung heirathen, wol aber mich unter allen Umständen in sie verlieben."

Tante Evchen brach in ein herzliches Gelächter aus. Sie fuhr sich schließlich mit dem Taschentuch über die Augen und rief: „Das nenne ich Menschenkenntnis. Beruhige Dich übrigens, die Dame ist nicht mehr zu haben. Es ist Josephine, die Tochter der Nassitenschen, die verwittwete Gräfin Westerberg."

„Wirklich? Also sie ist eine Hennematt? Weißt Du, wofür ich sie gehalten hätte? Für eine französische Marquise aus dem siècle de Louis XIV oder besser noch de Louis XV."

Tante Evchen gerieth in einen Rausch des Entzückens. „Nicht

wahr?" jubelte sie. „Wir haben sie auch immer „die Marquise" genannt. Nun mußt Du Dir noch vorstellen, daß ihr Cendre-Haar ganz aussieht wie gepudert und daß sie auf der rechten Wange ein Paar kleine Muttermale hat, wie Schönpflästerchen. Ich sage Dir, sie sieht aus, als ob das Bild einer Marquise nur eben aus dem Rahmen herausgetreten wäre."

„Aber, beste Tante, wie kommt ein Fräulein Hennematt zu einem solchen Gesicht?"

„Das will ich Dir sagen: Ihre Mutter war eine Komteß Westerberg und deren Mutter war wieder eine Marquise Kikeriki oder so."

Werner hielt das Blatt noch immer in den Händen und blickte darauf hin. Das Frauenbild sah auch ihn an: müde, halb verächtlich, aber doch reizend, fesselnd.

„Wenn ich ihr Vater gewesen wäre," sagte Werner endlich, „so hätte ich das Mädchen in ein Kloster gesperrt. Solche Gesichter richten Unheil an."

Tante Evchen lachte. „Nun, nimm Dich in Acht," rief sie, „sie ist ja wieder frei."

„Du sagtest, sie sei die Gattin eines Grafen Westerberg gewesen?"

„Was soll sie gewesen sein? Eine Gattin?"

Werner lachte. „Ja, so sagt man jetzt in Deutschland."

„Lieber, was das für eine Idee ist! Sage Du nur ja nicht „Gattin." Das klingt so affektirt. Lieber, in Deutschland sprechen die vornehmen Leute so wie bei uns die Krüger und Müller. Ich bin überzeugt, daß Rosenthal seine Frau „Gattin" nennt."

„Wer ist Rosenthal?"

„Der Amtmann in Lindenhof. Aber horch — das ist die Osthöffsche Glocke. Wahrhaftig, da ist der Osthöffsche. Nein und sieh doch nur — gleich mit zwei Pferden. Das ist Heinrich Hennematt, wie er leibt und lebt. Lieber, er wird die Mähren an Dich verkaufen wollen. Und den Hund auch. Lieber, ich bitte Dich, knöpfe Deine Taschen zu, sonst wirst Du ihn nicht los."

Werner war an das Fenster getreten und blickte belustigt hinab auf den Hof. Vor der Freitreppe hielten zwei einspännige Schlitten. An dem weiter zurückstehenden waren zwei Mohrenköpfe angebunden,

aus dem vorderen stieg eben ein Herr, der hinaufblickte, und als er Tante Evchen und Werner gewahr wurde, lebhaft hinaufgrüßte. Werner sah zunächst nur, daß der Herr ein Paar helle Augen, eine scharf gebogene Nase und einen gewaltigen rothblonden Schnurrbart hatte.

Nach einigen Minuten meldete Lieschen „den Osthöffschen Herrn Baron," der denn auch gleich darauf ins Zimmer trat.

Der Osthöffsche küßte Frau von Hennematt die Hand und wandte sich dann zu Werner, den er umarmte und dann so herzlich an sich preßte, als ob sie intime Freunde gewesen wären.

„Mein lieber Vetter," rief er, „ich freue mich, Deine Bekanntschaft zu machen. Eine wunderbare Fügung bewirkte es, daß Du die Gegend in demselben Jahre verließest, in dem ich Osthof kaufte. Wie lange ist das her? — warte — vor drei Jahren kaufte ich Osthof, vor fünf Jahren Maßbach, vor sieben Jahren Entenhof — vor zehn Jahren Andershof — richtig, zehn Jahre ist es schon her."

Werner, der nicht recht wußte, wie er das Gespräch fortsetzen sollte, bemerkte: „Du besitzest alle diese Güter noch?"

Der Osthöffsche brach in ein herzliches Gelächter aus, in das die Neuhöffsche Frau einstimmte.

„Du hältst mich wol für einen Millionär," rief ersterer. „Nein, mein Alterchen, so scharf schießen die Preußen nicht. Ich bin ein armer Landedelmann, der jüngste Sohn eines jüngsten Sohnes, und ich muß zusehen, wie ich mich durchschlage. Ich besitze ein kleines Gütchen von vier Wirthen, aber ich bin froh, daß ich Nassiten bewirthschaften darf, denn von Osthof könnte ich nicht standesgemäß leben. Du, Erbherr von Lindenhof und mehreren Gütern, wirst Dich in meine Lage schwerlich hineindenken können. Aber ich misgönne Dir die Deinige nicht. Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe manchen Fehler, ja, ich bin z. B. ein schlechter Wirth, aber Misgunst liegt mir fern. Nicht wahr, Kousine?"

„Gewiß, gewiß. Machen Sie sich übrigens nicht schlechter, als Sie sind. Ich halte Sie für den besten Wirth in der Hauptmannschaft."

„Zu viel Ehre, Kousine, zu viel Ehre. Mir sitzt das Geld lose wie Roggenblüten. Das heißt natürlich nur soweit es mir und nicht dem Nassitenschen gehört."

„Wie sind wir eigentlich mit den Nassitenschen verwandt?“ fragte Werner.

„Gar nicht. Das heißt, wir stammen aus demselben Geschlecht, aber wir wissen kaum noch, wann unsere Familien sich getrennt haben. Jedenfalls ist es lange her.“

„Glauben Sie, daß die Nassitenschen in diesem Sommer zurückkommen werden?“

„Gewiß, Kousine. Ich denke mir, daß die Gräfin die letzten Monate des Trauerjahres in Nassiten verleben wird. Ich glaube, daß sie im Frühling eintreffen werden. Aber, apropos, Werner! Ich nehme an, daß Du Dich wirst einrichten wollen. Nun habe ich neulich ein Paar Mohrenköpfe gekauft, die, wie ich glaube, vortrefflich für Dich passen würden. — Sie entschuldigen, Kousine, daß ich in Ihrer Gegenwart davon anfange, aber ich kenne Ihre Nachsicht. — Du kannst Dir die Gäule ansehen, Werner, ich habe sie mitgebracht. Der Wallach sieht so aus, als wenn er vorn weg wäre, aber Du darfst Dich dadurch nicht irre machen lassen. Er stammt von einer russischen Race, die immer etwas bockbeinig aussieht. Aber er ist ganz koscher. Ich sage Dir, er trabt wie ein Orlowscher. Und was die Stute anbetrifft — na, Du wirst sie ja selbst sehen. Es ist die hübscheste Kalle, die jemals zwischen zwei Deichseln gegangen ist. Ich kann Dir auch einen Schlitten und ein Paar ganz neue englische Geschirre abtreten, ich habe ein Paar überzählige.“

Frau von Hennematt lachte. „Nimm Dich in Acht, Werner,“ sagte sie, „im Pferdehandel ist dem Herrn Vetter, glaube ich, nicht ganz zu trauen.“

„Oho, Kousine, bitte, bitte. Die Zeiten, in denen Betrug beim Pferdehandel für einen ganz erlaubten Witz galt, sind vorüber. In meinen Kinderjahren war es freilich noch ein Oberspaß, jemand beim Pferdehandel überzuführen. Kennst Du die Geschichte von meinem Alten und meinem Großvater? Nicht? Nun, mein Großvater und mein Vater handeln einmal mit einander. Der Großalte gibt ein Pferd, und der Alte gibt dafür eine goldene Uhr. Wie der Magritsch getrunken ist, sagt der Großalte: Du, soweit ist alles gut, aber Dein Gaul geht höchstens eine halbe Stunde. Kann sein, erwidert der Alte, Deine Uhr

geht auch nicht länger. Und so war es. Na, das gab denn nun ein großes Gelächter. Aber die Zeiten sind vorüber. Was meinst Du, gehen wir nicht hinunter, um den Gäulen nach den Zähnen zu sehen?"

„Ich danke Dir," erwiderte Werner, „aber ich bin schon versorgt." Und er erzählte dem Aufhorchenden von den Vorgängen des Morgens.

Der Baron zeigte übrigens keine Enttäuschung. „Um so besser," sagte er, „ich kenne die Grauschimmel. Es sind tüchtige Pferde, und wenn Du sie anfangs mit russischen Leinen fährst, können sie mit der Zeit ein gutes Paar werden."

Der Osthöffsche blieb den Tag über da und unterhielt die Gesellschaft auf das Beste. Er war voll jener Schnurren, welche die Kurländer so lieben, und er hörte ebenso gern als er sprach. Er bot Werner im Laufe des Tages alles mögliche an: Ein Göpelwerk zu einer Dreschmaschine, Hempels Ausgabe der deutschen Klassiker, ein Reitpferd, einen Schreibtisch, ein Arsenal von Waffen, „famose" Jagdbilder in Farbendruck, eine Meute von sechs Koppeln Jagdhunden, den zehnten Band der Gesetzgebung (in russischer Sprache und sehr gut gebunden, wie er sagte) und Hühnerhunde jeder Art. Von letzteren erwarb Werner schließlich den mitgebrachten, einen hübschen schottischen Zetter, der apportirte und durchaus hasenrein sein sollte, für hundert Rubel. Der Osthöffsche verlangte hundertundfünfzig, aber der Neuhöffsche machte geltend, daß man dem Vetter den Anfang doch nicht gar zu schwer machen müsse, und er gab nach.

Als Werner den Vetter am Abend die Treppe hinab begleitete, kam ihnen Lieschen entgegen. Der Osthöffsche faßte sie ohne alle Umstände um den Leib und gab der sich heftig Sträubenden einen Kuß. „Ein Blitzmädel," sagte er dann im Weiterschreiten zu dem verwunderten Werner. „Meine Frau dürfte eine solche Passion nicht haben, aber der Neuhöffsche war, glaube ich, von je her ein Engel."

Damit fuhr er in seinen Pelz, umarmte Werner, stieg in den Schlitten und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Als Werner die Treppe wieder hinan stieg, sah er, daß der Onkel oben stand und sich an das Treppengeländer lehnte. „Er ist

ein wilder Patron," sagte der Neuhöffsche, „keine Frau unter fünfzig und kein Mädchen über fünfzehn Jahre ist vor ihm sicher, aber er schafft etwas. Er hat ganz klein angefangen, aber er wird einmal reich werden. Solche Naturen mag ich wol leiden."

Viertes Kapitel.

Der Lindenhöffsche.

Es war verabredet worden, daß Werner am folgenden Morgen mit dem Onkel nach Lindenhof fahren sollte. Als er reisefertig auf die Freitreppe trat, drückte der Onkel ihm die Hand und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Du verlebst heute einen wichtigen Tag, Werner. Das Wohl von ein paar hundert Familien wird künftig theils direkt, theils indirekt von Dir abhängen. Bleibe Dir der großen Verantwortlichkeit, die Du damit übernimmst, stets bewußt, und vergiß nie, daß Du Deine Pflichten ohne Gottes Beistand nicht erfüllen kannst. Halte allezeit fest, daß Du ein lutherischer Christ und ein kurländischer Edelmann bist. Nur wenn Du Deine Pflichten gegen Gott, gegen die Kirche, gegen das Land und gegen Deinen Stand allezeit erfüllst, darfst Du Dich mit Recht als „der Lindenhöffsche" bezeichnen."

Werner hörte den Worten seines Onkels ernst und aufmerksam zu, und er sagte am Schluß derselben aus voller Ueberzeugung „Amen," obgleich er sie zum Theil sehr anders verstand, als sie gemeint waren. Er für seine Person war ganz irreligiös, aber er hielt Gott für einen unersetzlichen Gensdarmen, ohne dessen Beihilfe das Volk nicht gezügelt werden konnte, und er war daher der Ueberzeugung, daß die besitzenden Klassen die Verpflichtung hatten, das Ansehen desselben, so viel an ihnen lag, aufrecht zu erhalten. Der Neuhöffsche, der es aufrichtig meinte, hielt die Hand des Neffen mit beiden Händen fest und blickte ihm prüfend ins Auge. „Werner," sagte

er mit zitternder Stimme, „Du wirst voraussichtlich einmal zu erhalten haben, was ich während meines Lebens säete und pflegte. Werner — laß es nicht zu Grunde gehen.“

Der Baron wandte sich rasch ab und schritt voraus in die Vorhalle, in welcher die Diener mit den Pelzen warteten; dann ging es in Werners neuem Schlitten hinaus auf die Landstraße.

Ein dichter, nasser Nebel verhüllte die Landschaft, aber das anhaltende Thauwetter hatte den Schnee zusammengebackt, so daß die Schlittenbahn vortrefflich war.

Das Land zu beiden Seiten des Flusses hat schönen Roggenboden und ist überaus kultivirt. Ein stattlicher Bauernhof reiht sich hier an den andern, aber sie hängen nicht zusammen, jeder liegt inmitten der zu ihm gehörenden Felder.

„Wie schön ist es,“ sagte Werner, „daß der Gottesboden keine Dörfer kennt. Ich habe in Deutschland nie das Gefühl gehabt, wirklich auf dem Lande zu sein, denn solch ein Dorf ist doch immer nur eine Stadt im kleinen.“

„Ich habe wie Du empfunden,“ erwiderte der Neuhöffsche.

„Nicht wahr? Wie anders bei uns. Hier wohnen wir wirklich noch wie die Germanen des Tacitus. Auf seinem Hof sitzt der Freiherr und rings um ihn, in Busch und Brache zerstreut, hausen seine Hintersassen, seine Meier.“

Der Neuhöffsche lächelte ein wenig, schwieg aber, und Werner fuhr fort: „Nur unter dieser Bedingung kann das Landvolk konservativ bleiben. Wären diese Gesinde zu Dörfern zusammengefaßt, so würden sich sofort liberale Schreier finden, die dem Volke die Ehrfurcht vor seinem Gott und seiner Obrigkeit rauben. Nichts ist so erfreulich, als daß wir keine großen Städte haben. Die großen Städte sind die Brutstätten der Gottlosigkeit und des Liberalismus. Es sollte überhaupt nur drei Stände geben; Edelleute, Bauern und Handwerker. Alles übrige ist vom Uebel.“

„Und wer sollte dann die Edelleute, Bauern und Handwerker unterrichten?“

„Nun, ich meine natürlich nicht, daß es nicht auch Gelehrte geben sollte. Wir bedürfen ja der Prediger, der Lehrer, der Menschen-

und Thierärzte, aber sie sollten sich nur als das fühlen dürfen, was sie sind, — als bezahlte Diener des Gutsherrn oder der Gemeinde. Nicht?"

„Nein."

Werner sah den Onkel verblüfft an. „Lieber Werner," sagte dieser, „ich meinestheils liebe die Kultur, und daher liebe ich auch das Bürgertum und überhaupt die möglichste Mannigfaltigkeit der Stände. Wäre dieses Land unbewohnt und ich sollte es bevölkern, so vertheilte ich den Grundbesitz in der verschiedensten Weise. Es würde hier dann jede Art von Landbesitz geben, von der großen Herrschaft bis zum Garten herunter, der die Hütte des Armen umgibt. Da hinein setzte ich dann die Städte: große, mittlere, kleine. Da hätte dann ein jeder die Möglichkeit vorwärtszukommen und damit den Antrieb dazu. Da würde es ferner nicht an Gegensätzen und Kämpfen fehlen, ohne die es nun einmal kein rechtes Bethätigen der Kräfte gibt. Wie Du weißt, schätze ich jede Aristokratie, die der Geburt, die des Geistes und auch die des Geldes, aber ich schätze sie nur, wenn sie die Kraft hat, sich in freiem Wettstreit als solche zu behaupten. Eine Aristokratie, die sich nicht als solche erhält, weil sie aus den Besten besteht, sondern weil die Staatsgewalt sie beschützt, ist mir immer sehr verächtlich erschienen. Wir speziell bedürfen solcher äußerer Stützen gar nicht. Wir sind die Besten im Lande und würden es auch bleiben, wenn wir ganz auf uns angewiesen wären. Oeffne heute den Landtag allen Ständen und wir werden trotzdem die Maßgebenden in ihm bleiben; gib heute die Richterposten frei — man wird doch größtentheils Edelleute wählen. Wir würden eine Uebergangszeit erleben, in der man es mit den Literaten versuchte, aber man würde nach einem Dezennium zu uns zurückkehren, weil sich bei uns am häufigsten Unabhängigkeit des Charakters und gemeinnütziger Sinn findet. Das, was verschwinden würde, wäre der unwissende Jüngling, der auf der Schule nichts gelernt hat, der dann drei Jahre in Deutschland Korpsstudententum studirte, und nun für vorbereitet gilt, in unseren Gerichten Recht zu sprechen und das Land zu verwalten. Diese Miswirthschaft würde dann freilich aufhören, aber diejenigen, die etwas gelernt haben, würden nicht schlechter fahren als jetzt."

„Du siehst die Zukunft sehr rosig an, lieber Onkel."

„Ich sehe sie an, wie sie sein wird. Urteile selbst. Wenn sich in unseren Städten ein Gewerbe- oder sonst ein Bildungsverein bildet, so wählt man regelmäßig einen Edelmann zum Vorsitzenden. Man wählt ihn höchst ungern, aber man wählt ihn doch, weil unsere Leute eben die tüchtigsten sind."

„Das wäre ja allerdings hoch erfreulich, aber — verzeih' — was ist das da für ein Menschenhaufen?"

Werner beugte sich vor und blickte gespannt in den Nebel. Vor ihnen wurde ein hohes Gerüst sichtbar, das einer Schaukel glich. An seinem Fuße hielt ein halbes Hundert Reiter, bei deren Anblick der Kutscher den Pferden einen Peitschenhieb gab, daß sie in gestrecktem Galopp dahinflogen.

„Was bedeutet das?" wiederholte Werner.

Ein donnerndes Hurrah! der heransprengenden Reiter war die Antwort. In einem Augenblicke war der Schlitten von einem dichten Gedränge von Pferdeköpfen, Pferdeleibern und ihre Mützen schwenkenden Reitern umgeben, von denen letztere Hurrah schrieen, als ob sie erproben wollten, wie weit die Kraft ihrer Lungen reiche. Dann hielt der Schlitten vor dem Gerüst, das sich als eine mit Hilfe von Tannenreisern und Moos hergestellte Ehrenpforte entpuppte. Die Reiter wichen zurück und bildeten, so gut es gehen wollte, einen Halbkreis. Dann trat ein Herr hart an den Schlitten heran. Es war ein kleiner, hagerer Mann, mit einem kleinen Gesicht, mit kleinen, listig blickenden Augen. Er war trotz der nassen Kälte nur mit einem altmodischen, schwarzen Frack bekleidet, und seine Hände steckten in hellgrünen Glacehandschuhen. Nur der Hals war mit einem dicken, wollenen Shawl umwickelt.

Als der kleine Mann an den Schlitten herantrat, verstummten alle und beugten sich über die Sättel vor, damit ihnen kein Wort der Rede entging. Der kleine Mann seinerseits warf erst einen wilden Blick auf Werner und sah dann den Neuhöffchen so hilfeflehend an, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Der Neuhöffche war kein Stein. „Amtmann Rosenthal!" stellte er vor, um dem Aufgeregten Zeit zur Sammlung zu gewähren.

Der Vorgestellte verbeugte sich — gegen den Neuhöffchen — fuhr sich mit einem großen, rothseidenen Taschentuche über die Stirn

und begann dann mit hohler Stimme: „Herr Pastor! Hier an der Grenze — Nein — entschuldigen Sie, Herr Baron — ich bin zerstreut — verzeihen Sie. Gnädiger Herr Baron! Hier an der Grenze Ihres väterlichen Erbes — hier an der Grenze von Neuhof, d. h. hier an der Grenze von Lindenhof — aber das ist ja einerlei — Geehrter Herr Baron! Hier an der Grenze Ihres väterlichen Erbes —"

Der Redner stockte und machte eine so greuliche Grimasse, daß selbst der ernste Neuhöffsche in ein Gelächter ausbrechen mußte. „Mein lieber Werner," rief er, indem er sich dem Neffen zuwandte, „hier an der Grenze Deines väterlichen Erbes heißen wir alle Dich herzlich willkommen." Und dann zu den Reitern gewandt: „Dieser hier ist Euer Herr!"

Ein donnerndes Hurrah durchdröhnte die Luft. Werner verbeugte sich und reichte Rosenthal die Hand. „Besten Dank," sagte er.

Rosenthal schwang sich nun auch aufs Pferd — im Frack — wie er da war, und ritt dem Haufen, der sich zugleich mit dem Schlitten in raschester Bewegung setzte, voran.

Der Hof von Lindenhof wurde durch drei lange Gebäude gebildet, von denen das von Ost nach West laufende das Herrenhaus war, während die beiden anderen Stall und Wagenscheune, beziehentlich verschiedene Vorrathskammern enthielten. Die Südseite wurde durch ein Eisengitter abgeschlossen, das von beiden Seiten ein Thor einschloß, auf dessen steinernen Pfeilern ein paar Löwen ruhten.

An diesem Thore erwartete der Schulmeister Sperling mit seinen Kleinen den neuen Herrn. Sperling, dessen Gesicht für gewöhnlich ein sanftes, etwas betrübtes Aussehen hatte, gab sich heute die größte Mühe, seinen gutmüthigen Zügen den Ausdruck einer gewissen herben Strenge zu verleihen.

„Herr Pastor," sagte er zu dem neben ihm stehenden Geistlichen, „also Sie glauben wirklich, daß ich es thun darf?"

„Seien Sie ganz unbesorgt, Sperling," war die Antwort, „ich übernehme jede Verantwortung."

Sperling sann eine Weile nach, dann seufzte er tief und sagte: „Die Gartenlaube" dutzt ja freilich auch den König."

In diesem Augenblicke kam ein Reiter im Galopp aus dem Nebel herangesprengt. „Sie kommen, sie kommen," rief er. Die Hunderte,

die den Hof füllten, drängten näher an das Thor heran und spähten gespannt nach dem Schlitten. Trimpe, der Feldälteste mußte bei seinem cholerischen Temperament der ihn erfüllenden Spannung Luft machen; er ergriff daher einen jungen Bauernburschen, der sich auf die für den Schlitten reservirte Bahn vorgewagt hatte, und schüttelte ihn, daß dem Armen Hören und Sehen verging. „Du Vieh," rief er, „willst Du, daß der gnädige Herr gleich das erste Mal einen Menschen überfährt?" Pusgalw, der Kleetenälteste, bewahrte die Würde, die ihm eigen war, und sagte nur sehr laut und eindrucksvoll: „Nicht eher Hurrahschreien, als bis der Schlitten hält, aber dann auch so, daß die Weste platzt."

Jetzt hörte man sie — jetzt sah man sie. Die Aufregung stieg auf das Höchste. „Weg frei lassen!" schrie Trimpe. „Nicht eher schreien als bis der Schlitten hält!" kommandirte Pusgalw. „Aufgepaßt! wenn ich den Arm erhebe, fangt Ihr an," rief Sperling. Eine alte Frau, die ganz hinten stand, hielt sich mit beiden Händen den Leib und jammerte: „Mein Gottchen, mein Gottchen, ach Du mein Gottchen," und ein Junge, der als durchaus unmusikalisch aus dem Kreise seiner Genossen verbannt war, stellte sich neben ihr vor lauter Aufregung auf den Kopf. Der Osthöffsche sprang von der Freitreppe, auf der er mit den übrigen Herren stand, herunter und lief im schwarzen Frack und Lackstiefeln etwa zwanzig Schritt weit durch den nassen Schnee, blieb stehen, machte mit der rechten Hand eine Bewegung, als ob er einen Käfer wegschleudere, und kehrte dann auf die Treppe zurück.

Jetzt hielt der Schlitten. „Unser junger Herr soll leben, Hurrah," rief Pusgalw mit seiner Stockschnupfenstimme, und ein Hurrah ertönte, gegen welches die Begrüßung an der Grenze nur ein Lallen gewesen war. Immer und immer wieder brach es los und Pusgalw rief mehrmals vergeblich: „Ruhe für die Kinder!" bis endlich der Pastor mit seinem Tuche winkte. Da wurde es still, und die Kinder konnten ihr „Hohes Glück" anstimmen. Dann trat Sperling vor und sprach:

Am Thor des Schlosses Deiner Väter
Sei uns willkommen, unser Herr!
Sei allezeit uns ein Vertreter
Uns Schwachen Schild und starke Wehr.

Lindhof, so nennen wir die Güter,
Drum sei gelind Du allezeit,
Sei linder Freund uns und Behüter
Zu unsrer Hilfe lind bereit.

Läßt Du ein Herz in Dir uns finden
Bewahren stets wir Dir die Treu,
Und wie das Laub auf Lindhofs Linden
Blüht unsre Liebe stets aufs neu.

Sperling sprach mit Schwung und er verstärkte den Eindruck seiner Worte noch durch Armbewegungen, als ob er mit der kurzen Sense Gerste schnitt. Als er geendet hatte, entstand eine Pause. Werner fühlte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren und daß man eine Aeußerung von ihm erwartete. Er schlug daher die Schlittendecke zurück, erhob sich und sprach einige freundliche Worte, in denen er den Leuten für den herzlichen Empfang dankte und die Hoffnung aussprach, daß sie sich gegenseitig gefallen würden. Die Rede fand Beifall und rief wieder nicht enden wollende Hurrahs hervor. Werner wandte sich unterdessen an den Schulmeister und fragte — da ihm nichts besseres einfiel — ob er die hübschen Verse selbst gemacht habe. „Ich nicht," erwiderte Sperling, „aber meine Frau. Sie hat das kleine Examen gemacht."

Werner unterdrückte mit Mühe seine Lachlust und bat den glücklichen Sperling, seiner Frau bestens zu danken. Dann sangen die Kinder: „Hoch soll er leben!" und der Schlitten bewegte sich langsam dem Herrenhause zu. Hier wurde Werner mit den Nachbarn bekannt gemacht.

Da war zuerst der Tiwietensche Stecken, ein junger Mann, welcher der „Nußknacker" hieß, weil sich bei ihm Nasenspitze und Kinnspitze auf eine ganz unnatürliche Weise einander näherten. Er galt für sehr gelehrt und für einen Philosophen, war aber nur konfus und ein Narr. Neben ihm stand sein Bruder, eine stattliche Gestalt mit hellblondem Haar und hellblauen Augen, die so aus den Augenhöhlen hervorquollen, daß es einen höchst beängstigenden Eindruck machte. Er hieß in der Gesellschaft „der Stab." Dann war da der Quellenthalsche Thörden, ein schöner Mann, mit einem prachtvollen, blauschwarzen Bart. Da er, ein eifriger Politiker, sich auf einem Landtag besonders hervor-

gethan hatte, den man wegen der Jugend der ihn bildenden Deputirten „den Kindergarten" nannte, so hatte man ihm den Spitznamen „Fröbel" gegeben. Auch der Hauptmann Rönfeld hatte sich eingefunden und seinen Assessor mitgebracht. Der Hauptmann hatte ein Gesicht wie ein Geier, aber er war der beste Mensch und ein sehr tüchtiger Beamter. Der Assessor war ein reizendes Jungchen von achtundzwanzig Jahren. Wer ihn sah, hatte eine Anwandlung, ihn auf den Schoß zu nehmen und ihn zu kitzeln.

Das bürgerliche Element war durch den Pastor, den Doktor und den Kronsförster vertreten. Der Pastor war unter Mittelgröße und schwächlich gebaut, aber man merkte es nicht gleich, weil er sich gut hielt. Aus dem feingeschnittenen Gesicht blickten ein paar kluge Augen, Mund und Kinn verkündeten große Energie.

Der Doktor war ein jovial blickender Herr, der trotz seines weißen Haares und einer aufreibenden Praxis noch fest auf seinen Beinen stand, am Tage noch mit den Hunden ritt und am Abend der letzte war, der die geleerte Flasche mit einem Seufzer gegen das Licht hielt.

Am Kronsförster war das merkwürdigste sein Baß. Wenn er jemand Grobheiten sagte — was er gern that — so war dem Betreffenden, als ob ein Erdbeben ihm den Boden unter den Füßen erschütterte.

Das Frühstück ließ nichts zu wünschen übrig. Der Imbiß brachte unter anderem eine Art Sardellenbrödchen, denen gegenüber selbst der Oberförster erklären mußte: „daß er verdammt sein wolle, wenn er je vorher etwas so schönes gegessen habe." Die Mockturtlesuppe brannte wie das höllische Feuer, und der Chablis, mit dem man die Austern hinunterspülte, veranlaßte den „Stab" zu der Bemerkung: „Das ist ein Weinchen, wie ihn außer Bruchband und Kompagnie in Riga keine andere Weinhandlung in allen drei Landen einführt."

Der Neuhöffsche erhob sich und begab sich zum Pastor. „Warum ist der alte Proßnitz nicht gekommen?" fragte er leise.

Der Pastor zuckte die Achseln. „Sie kennen ja den wunderlichen, alten Herrn," erwiderte er ebenso. „Er hat es übel genommen, daß Ihr Herr Neffe ihm nicht erst einen Besuch gemacht hat."

„Aber mein Neffe ist ja erst vorgestern angekommen."

„Ich billige seine Motive nicht, Herr von Hennematt, ich referire nur über dieselben."

Der Baron begab sich wieder auf seinen Platz.

Werner dachte mit keinem Gedanken an den Alten. Was ging ihn die Vergangenheit an? Er lebte ganz der beglückenden Gegenwart und ihren Ehren. Er hatte auch bisher gewußt, daß er wohlhabend war, aber sein Wohlstand trat ihm jetzt zum ersten Male greifbar gegenüber. Er saß zwischen dem Hauptmann und dem Quellenthalschen; er gefiel ihnen, und sie waren sehr liebenswürdig gegen ihn.

Fröbel erhob sich und schlug ans Glas. Er ließ der Gesellschaft Zeit sich zu fassen. Er steckte erst sein durch ein zierliches, graues Muster gerandetes Taschentuch in den Busen seines zugeknöpften Frackes, stützte sich dann auf alle zehn weiche, weiße, runde Finger und ließ seinen Blick über die Versammlung schweifen.

Dann begann er laut, langsam, deutlich:

„Meine Herren!

Wir sind hier versammelt, um dem Baron Hennematt gewissermaßen bei der Besitzergreifung von Lindenhof — hm! — zu assistiren. Meine Herren, der Baron Hennematt wird künftig „der Lindenhöffsche" sein. Es ist aber ein eignes Ding um diese Bezeichnung — hm! Ein Baron wäre Herr von Hennematt auch im Auslande gewesen, aber „der Lindenhöffsche" konnte er nur bei uns werden."

Der Quellenthalsche machte hier eine Pause, nippte an seinem Glase und fuhr dann fort:

„Meine Herren! Wir leben in einer Zeit der Anfechtung. Unsere Religion, unser Volkstum, unser Wohlstand — hm — gewissermaßen unsere ganze Existenz werden in unerhörter Weise angegriffen. Verblendete Organe der Regierung, eine radikale Presse, welche das Land nicht kennt — ich meine damit nicht die russischen Zeitungen, meine Herren, ich meine die Rigischen — und eine Bande verbrecherischer, fremder Agitatoren — ich wiederhole es, meine Herren, fremder Agitatoren wetteifern darin, unser stilles Heimatland, unser theures Gottesländchen um und um zu stürzen.

Aber meine Herren, das schützende Dach, das unsere Väter über uns errichtet haben, ruht auf festen Säulen, denn es ruht auf

lebendigen Säulen. Diese Säulen sind die einzelnen Glieder der Ritterschaft, diese Säulen sind vor allem der A—sche, der B—sche, der C—sche — hm! — ich meine die Großgrundbesitzer. Bei uns sind die Gutsbesitzer noch eine politische Macht. Hm! — Sie stützen in Gemeinschaft mit den Herren in den Gerichten und in der Landesverwaltung das Dach, unter dessen Schirm der Bürger ruhig seinem Gewerbe nachgehen, der Bauer ungestört seinen Acker bestellen kann. Lebt nur in ihnen der rechte Geist, so werden Neid, Misgunst und Gemeinheit, die das Hohe hassen, schon weil es sich über sie erhebt, vergeblich Sturm laufen gegen die stolze Burg, hm! hm!

Meine Herren — eine dieser Säulen wird künftig der Lindenhöffsche sein. Darum fordere ich Sie auf, auf das Wohl des Lindenhöffschen zu trinken. Der Lindenhöffsche lebe hoch!"

Man stimmte wol in das „Hoch" ein und stieß begeistert mit Werner an; aber man war mit der Rede keineswegs besonders zufrieden. Die Edelleute empfanden sie als eine Taktlosigkeit gegen den sehr beliebten Neuhöffschen, die Bürgerlichen vermißten sich ungern unter den „Säulen." Herr von Rönfeld bemerkte es und beeilte sich, die rechte Stimmung wieder herzustellen. Sobald Werner sich für das freundliche Willkommen bedankt, und in bescheidener Weise die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß es ihm mit Hilfe des Rathes der Nachbarn gelingen würde, den ausgesprochenen Erwartungen wenigstens einigermaßen zu entsprechen, ergriff der Hauptmann das Wort und sprach:

„Meine Herren!

Ich schließe mich den Worten meines geehrten Vorredners, des Quellenthalschen, durchaus an, aber ich bin überzeugt, daß ich nur in seinem Sinne handle, wenn ich dieselben noch etwas ausführe. Mein verehrter Freund Thörden nannte unsern Landesstaat zum Schluß eine Burg. Sie gestatten mir gewiß, daß ich mich an dieses Bild halte. Eine Burg, meine Herren, besteht aus lauter einzelnen Steinen, und ihre Festigkeit beruht darauf, daß diese Steine dauerhaft und fest gefugt sind. Sind diese Steine nun lebendige Menschen, so kommt alles darauf an, ob diese Menschen zusammenbleiben wollen oder nicht.

Es gab eine Zeit, meine Herren, wo es den Anschein hatte, als ob die Burg „Gottesländchen" im Begriffe sei, zu verfallen. Einzelne

Steine lösten sich ab und durch das Fundament ging ein unheimliches Zittern.

Meine Herren, diese Zeit ist vorüber. Weise Baumeister haben die Lücken, welche die Jahrhunderte hatten entstehen lassen, ausgefüllt und in die Räume, welche dumpf geworden waren, frische Luft einströmen lassen. Sie sind auch noch jetzt am Werk, und die einzelnen Steine sind seitdem wieder zum Bewußtsein gelangt, daß sie nur zusammen eine Macht sind, und fest entschlossen, zusammen zu bleiben. Die kleinen Steine ärgern sich nicht mehr, daß die Eckstein groß sind, und sind sich bewußt, daß sie an ihrem Theil so wichtig sind, wie die anderen. Mit einem Wort: wir erfreuen uns jetzt des einträchtigen Zusammenwirkens aller Stände. Wenn der Lindenhöffsche, wie wir hoffen, das seinige dazu thun wird, um diese Eintracht zu erhalten, so wird er hierin, wie in allen anderen Stücken nur dem Beispiel seines Neuhöffschen Onkels folgen, eines Mannes, der das Urbild eines echten, rechten, kurischen Edelmanns ist: fromm, ohne bigott zu sein, stolz und doch nicht hochmüthig, schneidig nach oben, weich nach unten, frei nach allen Seiten — ein rechter Freiherr. Der Neuhöffsche lebe hoch!"

Diesmal hatte die Rede gezündet. Die Stimmung war wieder die beste und ein Trinkspruch löste den andern ab. Der Pastor toastete auf ein gutes Verhältnis von Herrschaft und Bauernschaft, der Assessor ließ die abwesenden Damen leben, und der Nußknacker brachte ein „Hoch" auf einen gewissen Jürgen Hennematt aus, der 1321 im Kampfe gegen die Lithauer erschlagen worden war. Bald hörte man nichts mehr, als ein betäubendes Stimmengewirr: „Das individuelle Bewußtsein kann eben nur so latent werden — wir gaben also beide Feuer, und ich sah die Wolle fliegen — die organische Entwickelung würde durchaus unterbrochen werden — ich ließ ihm fünfundzwanzig aufzählen und ließ ihn dann laufen — wie ich in der fünften Tour, an jeder Hand eine Dame — der Kontrakt läuft zu Georgi ab — nur immer tüchtig Chinin geben — den wird der Domänenhofspräsident sich nicht hinter den Spiegel stecken — in Hannover, beim Grafen Pflugk — wenn sie erst warm ist, geht sie famos."

Unterdessen schmausten die Leute in ihrer Weise. Für die Wirthe war auf der Tenne angerichtet, die Knechte aßen in einer geleerten

Scheune, die Honoratioren speisten in der Herberge. Ganze Rinder verschwanden in kurzer Zeit und wurden mit Fässern voll Bier hinuntergespült. Große Körbe voll Schmandkuchen bildeten das Nachessen.

„Wie hat er Ihnen denn gefallen?" fragte der dicke Sandkrugwirth den ihm gegenübersitzenden jungen Kalningwirth.

„Wie er mir gefallen hat? Gut. Er ist ein großer, hübscher Mann."

„Nun, Ihr werdet schon sehen," mischte sich der Lapswirth ins Gespräch, indem er die Brauen hoch zog. „Der ist einer von den Richtigen. Wie hochmüthig sieht er aus, und dann — kaum daß er dem Sperling die Hand reichte. Nein, unsere guten Tage sind vorüber."

„Nicht doch, sie werden gerade jetzt beginnen."

„Wir werden ja sehen; die Kontrakte laufen Georgi ums Jahr ab. Ich sage nur eins: ich habe noch keine Rose vom Hagebuttenstrauch pflücken sehen."

Später erschienen auch die Herren unter den Leuten, und es gab wieder Ansprachen und Hurrahrufen. Erst kurz vor der Dämmerung fuhr alles auseinander.

Als sie im Schlitten saßen, dankte Werner dem Onkel herzlich für das ganze Arrangement. Dann fuhren beide schweigend durch das hereinbrechende, nebelige Dunkel. Der Onkel dachte daran, daß sich Werner nicht ein einziges Mal nach dem alten Proßnitz erkundigt hatte und empfand es unangenehm. Wie hatte Werner diese Familie früher geliebt, und doch schien er sie jetzt vollständig vergessen zu haben. Werner aber war wie berauscht. Die Erlebnisse des Tages, das freundliche Entgegenkommen der Nachbarn, die Ovationen der Leute hatten sein Selbstgefühl gehoben, seiner Eitelkeit geschmeichelt. Er war doch ein vornehmer Herr, und er mußte sich darnach benehmen. Er drängte die Erinnerung an Besuche, die er unter ganz anderen Umständen in Lindenhof gemacht hatte, energisch zurück. Er wollte nichts mehr von der Vergangenheit wissen, er wollte ganz der Lindenhöffche sein.

Fünftes Kapitel.

In Inselhof.

„Langsam, langsam! Na ja, das ist wie lebendiges Feuer! Meinst wol, daß du mich alten Kerl umreißen kannst? Oho! Mit dir wird unser einer auch noch fertig. Nun denn, meinetwegen, los!"

Der Hengst galoppirte so rasch im Kreise umher, daß der Alte sich kaum schnell genug um seine Axe drehen konnte, der letztere gab aber nicht nach und das Thier verfiel endlich wieder in Trab.

„Siehst du! Hu — hu — hu — hu. Was hast du davon! Hu — hu — hu — bringst mich — hu — hu — hu zum Husten und machst uns beiden unnützer Weise heiß. Na, meinetwegen, lauf dich aus, du Wildfang! Es ist heute dein letzter freier Tag. Morgen kommst du — ruhig Donnerwetter — hu — hu — hu — hu — hu — in die Schule — hu — hu und dann heißt es: Ordre pariren. Na, siehst du — merkst du was? — wirst schon langsamer. Na, laß ihn dich nur erst zwischen den Schenkeln haben, so wirst du schon Ruhe lernen. Himmeldonnerwetter. — Bestie — wirst du? — Hans — Bestie — na, da soll doch gleich —"

Der Alte, der von dem aus der Bahn brechenden Thier fast umgerissen und ein Paar Dutzend Schritt mit fortgezogen worden war, zog die Korde allmählich ein. Der Hengst stieg und kam, mit den schlanken Vorderfüßen heftig ausschlagend, aufrecht auf den Alten zu. Es sah ängstlich aus, und die beiden Hühnerhunde, die sich bisher um ihren Herrn bewegt hatten, hielten für gut, das Hasenpanier zu ergreifen. Aber der Alte wich und wankte nicht. „Ruhig, du Bestie," brüllte er und schlug dem Fuchs mit dem Ende der langen Peitsche über die Brust, daß er zur Seite sprang und nun steigend und bockend sich loszureißen suchte. Der nasse Schnee und die feuchte Erde flogen in Klumpen nach allen Seiten umher, aber die Korde hielt, und jetzt war der Alte mit einem Sprunge heran und hatte das Pferd am Zügel.

Der Hengst hatte sich ausgetobt und hielt nun ruhig neben seinem heftig hustenden Herrn. Dieser klopfte ihm, als der Hustenanfall vorüber

war, mit der flachen Hand auf den schlanken Hals, strich ihm die Mähne zurück und flüsterte ihm zärtlich zu: „Heute ging das noch, Hänschen, aber wenn der Eberhard hier ist, dann laß du solche Stücke sein. Das rathe ich dir. Der versteht keinen Spaß! Na, erschrick nur nicht; wenn du sonst artig bist, läßt er dir auch einmal deinen Willen und erlaubt dir bis Ellermünde im Galopp zu gehen! Ja wol, und ihr könnt dann mitlaufen, d. h. du Karo, aber du bleibst bei mir, Diana. Nicht? Oder willst du es auch mit dem jungen Herrn halten? Was? Ihr Weibsbilder seid wetterwendisch. He? Na, übel nehm' ich es dir nicht — na, seid nur ruhig — ruhig Hans, du auch — wäre ich an eurer Stelle, ich ließe wahrhaftig auch den alten Proßnitz laufen und hielte es mit dem jungen."

Der Alte war während dieses Selbstgesprächs, den Hengst kurz am Zügel führend und von den wieder herangekommenen Hunden umsprungen, bis dicht an die Pforte des Hofes gelangt, als die Hunde plötzlich anschlugen und der Fuchs zurückscheute. Da der Wind zum Hofe ging, so bemerkten alle vier erst jetzt den jungen Mann, der, an den aus Zweigen geflochtenen Zaun gelehnt, schon seit einiger Zeit ihrem Treiben zugesehen hatte.

„Guten Abend, Herr Proßnitz," rief er jetzt.

„Ruhig, ihr Köter! Hans, willst du ruhig sein! Kennt ihr den Pastor nicht? Ruhig, ihr Viehvolk! Guten Abend, Herr Pastor. Na, wie gefällt Ihnen der Gaul? He?"

„Es ist ein schönes Thier."

„Na, ja, das mein' ich auch. Zwei Arschin dreiunddreiviertel Werschock hoch. Sehen Sie einmal, was für Fesseln! Und was für ein Mäulchen! Gerade eine Hand voll. He?"

Der Pastor lächelte. „Ein schönes Thier," wiederholte er. „Und selbst erzogen?"

„Hier gefallen aus meiner Rehhaarstute Rebekka von des Neuhöffschen Orlowschem Hengste Surowi. Das sage ich Ihnen, Herr Pastor, eine Freude wie die, wenn einem ein Gaul so geräth, gibt es nicht wieder. Und Sie sollen einmal sehen, was die für Augen machen, wenn sie sich wiedersehen, der Hans und der Eberhard. Der Hans, wenn er den Eberhard sieht und der Eberhard, wenn er den Hans gewahr wird."

„Ihr Sohn kommt heute?"

„Ja, er kommt heute. Der Kutscher ist schon zur Stadt gefahren."

„Doch nicht auf dem Flusse?"

„Ja wol. Die Bahn auf dem Lande ist schlecht geworden."

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Das ist unvorsichtig," sagte er. „Die Leute sagen, die offene Stelle unterhalb Ellermündes nehme den halben Fluß ein."

Proßnitz schmunzelte behaglich. „Nun, für meinen Sohn ist mir nicht bange," erwiderte er, „der kommt heil nach Hause und wenn drei Viertel des Flusses aus offenen Stellen bestände. Der kennt jede."

Sie hatten unterdessen den Hof überschritten und traten in den Stall, in dem ein Paar Füchse — Proßnitz hatte ein Vorliebe für dieses Haar — und eine hochbeinige Rehhaarstute den Eintretenden entgegenwieherten und mit den Ketten klirrten. Hans wurde behufs Abkühlung zurückgebunden und die beiden Herren schritten nun wieder über den Hof dem Wohnhause zu.

Ueber der Thüre, die von der Giebelseite aus in das Haus führte — die Fronte lag dem Garten gegenüber — war eine Guirlande aus Tannenreisern und Moos befestigt, während aus den rothen Beeren der Ebereesche ein hellleuchtendes: „Sei willkommen!" hergestellt war.

„Das haben wol Fräulein Theresens kunstgeübte Hände angefertigt?" fragte der Pastor und wies auf die Dekoration.

„Vermuthlich. Na, das arme Mädchen wird auch froh sein, daß die einsamen Tage vorüber sind und der Bruder wieder daheim ist."

Der Alte hatte unterdessen die Hausthüre aufgestoßen, eine zweite geräuschvoll geöffnet, und beide waren in das Arbeitszimmer des Hausherrn getreten. Die nach der Enfilade führende Thüre stand offen, und der feine Geruchssinn des Pastors nahm den Duft von frischgebackenen Kuchen wahr.

„Es geht heute festlich her," bemerkte er.

„Na, das will ich glauben. Bitte, setzen Sie sich — schwer oder leicht? — ach so, Sie rauchen Cigaretten, na, meinetwegen; ich kann das Zeug nicht leiden. Ja — was ich sagen wollte — Sie meinten, es gehe heute festlich her. Das will ich meinen — auf den Sack

Diana, auf den Sack Karo — Himmeldonnerwetter, soll ich die Karbatsche nehmen? — Ja, was ich sagen wollte — nun Sie wissen es ja nicht, Sie haben keinen Sohn. Für wen plagt man sich denn als für die Kinder — ist der Dompfaff nicht ein hübscher Kerl? — He? — als für die Kinder. Da läuft einem der Schweiß den Rücken herunter — die Sonne brennt, der Frost beißt — thut nichts, man schwitzt und friert für seine Kinder. Und da soll man nun endlich die Früchte seiner Arbeit genießen — sehen Sie die Mahling, die große Rothe, die da eben aus dem Pfahlland (Viehstall) kommt, — die neben dem Bullen — die hat in fünf Jahren 13,243 Stoff Milch gegeben. Bei Gott! — Ja, was ich sagen wollte, — wenn da nun der Sohn fertig zurückkommt und man sagen kann: Na, so mein Junge, bisher habe ich geschwitzt und gefroren. — Pardon." — Der Alte riß das Fenster auf und schrie hinaus: „Grethe, wirst Du wol aufpassen, der Jukkum stößt die Luscha! — Ja, was ich sagen wollte, also: wenn man da sagen kann, jetzt schwitz und friere Du, und ich will einmal zusehen. Bisher habe ich für Dich gesorgt, jetzt sorg' Du für mich. Ich habe meine Sache gut gemacht — sehen Sie den Burlack da, den jungen Bullen? Anderthalb Jahr alt und 725 Pfund lebendes Gewicht — jetzt mache Du Deine Sache auch gut. Und er kann es. Er ist darnach. Er hat ein Paar Schultern, die was tragen können, und an väterlichem Rath wird es ihm nicht fehlen."

Der Pastor hatte unterdessen auf den Hof hinaus geblickt, auf dem die Mägde das Vieh am Brunnen tränkten, und sein Blick war dann von der allerdings schönen Heerde hinübergeschweift zu den verfallenen Gebäuden, aus denen sie kam, und zu den durchlöcherten Strohdächern, welche die Ställe und die Scheune bedeckten. „Nun, leicht wird er es nicht haben," dachte er.

„Mein Rath soll auch Ihnen nicht fehlen, Herr Nachbar," fuhr der alte Herr fort. „Ihre Heerde taugt nichts. Sobald Sie die Wirthschaft selbst übernehmen, müssen Sie darin vor allem Wandel schaffen. Mein seliger Freund war ein Narr. Elbinger Niederung paßt nicht für uns. Das will ganz andere Wiesen haben, als wir sie ihm bieten können. Bei uns taugen nur leichte Racen: Angler und Airshire."

Der Pastor lächelte. „Herzlichen Dank," sagte er, „aber ich weiß noch nicht, ob ich selbst wirthschaften oder ob ich verpachten werde."

„Oho! Sie werden selbst wirthschaften. Ich werde Ihnen rathen, und es wird alles gut gehen. Sehen Sie sich meine Felder an und meine Heerde. Sind sie nicht schön? Sie werden selbst wirthschaften, und Sie werden gut berathen sein."

„Die Felder stehen gut, und die Heerde ist die schönste in der Hauptmannschaft," erwiderte der Pastor, „aber werfen die Felder auch Ertrag ab, und bringt die Heerde auch etwas ein?"

Der Pastor ließ, während er dieses sagte, unwillkürlich seinen Blick an dem alten Herrn hinabgleiten. Die Kleidung des Alten sah allerdings nicht gerade nach großen Einnahmen aus. Ein alter, an den Nähten blank gewordener Jagdrock aus grobem Wand (selbstgefertigtem Zeug) hüllte den Oberkörper ein, während die aus demselben Stoff gefertigten Beinkleider in plumpen Schmierstiefeln verliefen.

Der alte Proßnitz blickte seinen Gast aus den großen, blauen Augen lustig an und erwiderte gutmüthig: „Nun vorläufig haben Sie nicht so unrecht mit Ihrer Frage, aber auch nur vorläufig. Wer eben gesäet hat, dessen Kleete (Getreidekammer) ist nicht voll. Das kommt erst nach der Ernte."

„Nicht jede Saat geht auf!"

Der Alte schmunzelte. „Da haben Sie wieder recht," entgegnete er, „aber wer deshalb nicht säen wollte, thäte nicht gut. Sehen Sie, lieber Pastor" — Proßnitz schob seinen Stuhl näher heran, — „sehen Sie, ich habe ja allerdings ein Heidengeld in das Inselhof hineingesteckt, aber was thut das? Ich habe es vor drei Jahren wieder auf achtundvierzig Jahre gepachtet. Eberhard wird also fünfundvierzig Jahre Zeit haben, das zu ernten, was ich in meinem langen Leben gesäet habe. Sie kennen den Eberhard noch nicht — nun, Sie werden ihn kennen lernen. Er ist ein ganzer Mann. Sie werden sehen, wie das alles anders werden wird, wenn er erst hier ist. Ich bin zu gutmüthig, ich lasse mich betrügen, aber er" — der Alte sprang auf, ergriff ein auf dem Tische liegendes Stück Birkenmaser und wies darauf hin — „er ist so hart wie dies. Und dann — wir sind ja jetzt über die böseste Zeit hinweg. Denken Sie nur daran, was ich

habe durchmachen müssen! Sobald ich von der Universität zurück war, ging die Noth an. Da kam die Knechtswirthschaft, da kam der Klee, da kam die Erhöhung der Pacht! Damit waren große Verluste verbunden. Man mußte Lehrgeld zahlen, man mußte Versuche anstellen. Sehen Sie, ein tüchtiger Landwirth muß auch ein guter Chemiker sein. Was verstehen wir alten Kerle aber von der Chemie? Soviel wie Diana vom Dachsgraben. Nein, wenn unsereiner gut reviert und hasenrein ist — das ist das Höchste. Aber Eberhard — nun die Chemie geht ihm ein wie Wasser. Ihm kann es nicht fehlen. Er bekommt eine gute Heerde, er bekommt trefflich gedüngte Felder — er muß gedeihen."

Der Pastor hatte, während Proßnitz sprach, die klugen, grauen Augen fest auf das Gesicht seines Gegenübers gerichtet. Der alte Herr hatte die offenen Augen, den frischen rosigen Teint und den hoffnungsvollen Gesichtsausdruck eines Kindes, das von der Zeit spricht, in der es einmal erwachsen sein wird.

Der Pastor seufzte und wandte dann den Kopf der Enfilade zu, in der ein leichter Schritt erklang. Auch Karo und Diana hoben die Köpfe und witterten mit den Nasen. Nach einigen Augenblicken trat Therese ein.

„Guten Abend, Herr Pastor," rief sie, indem sie dem jungen Manne die Rechte reichte. „Wissen Sie schon, daß mein Bruder kommt?"

„Ich erfuhr es soeben. Aber fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Wiedersehen stören werde; ich breche gleich wieder auf."

„Das werden Sie uns nicht anthun, Herr Pastor. Mein Bruder wird sich herzlich freuen, Sie gleich beim Eintritt ins Vaterhaus kennen zu lernen."

„Sie sind sehr freundlich, mein Fräulein, aber ich würde doch stören. In der Freude wie im Schmerz ist man gern nur mit seinen Liebsten zusammen."

„Oh, nicht doch, Herr Pastor, die Freude ist gesellig. Wie geht es Ihrer Braut?"

Ueber das Gesicht des jungen Mannes flog es wie ein Schatten. „Eine wirkliche Besserung ihres traurigen Zustandes ist nicht eingetreten," erwiderte er.

Der alte Proßnitz hatte sich unterdessen eine Pfeife gestopft und wandte sich nun nach den beiden um. „Ah, was! Unsinn! Sie bleiben hier, bis er kommt," sagte er.

„Jedenfalls doch zum Thee, zu dem ich die Herren eben einladen wollte," meinte Therese.

Der Pastor verneigte sich, Therese ging voran, und alle drei begaben sich in das Speisezimmer, in dem der Theetisch gedeckt war. Tante Amalie saß bereits am Tisch und strickte.

Der Pastor trat auf Tante Amalie zu, küßte ihr die in einem grauen Theehandschuh steckende Hand und erhielt den üblichen Kuß auf die rechte Wange. „Wie geht es, Frau Pflug?" fragte er, indem er neben der alten Dame Platz nahm.

„Schlecht, ganz schlecht."

„In wiefern?"

„Ah, es geht eben alles rückwärts, Herr Pastor. Wenn das Wetter so warm bleibt, fängt das Fasel (Hausgeflügel) jetzt an zu legen, und was soll daraus werden."

„Geh doch, Amalie, wie kann man solchen Unsinn reden."

„Ja, lieber Adam, Du siehst eben alles rosenroth an. Ich kann das nicht und" — hier holte Tante Amalie eine entwischte Masche ihres Strickstrumpfes mit der Nadel wieder ein — „und ich will das auch nicht. Denken Sie an mein Wort, Herr Pastor, wenn das Wetter im Januar und Februar so bleibt, so können wir froh sein, wenn wir drei Gessel auf die Gans bekommen."

„Aber das ist ja höchst unwahrscheinlich, gnädige Frau. Solche Winter kommen ja bei uns nicht vor."

„Das wissen Sie nicht, lieber Herr Pastor. Im Jahre 1811 hatten wir einen solchen Winter, und da war es nichts mit dem Fasel."

„Aber, liebe Amalie, wie kannst Du Dich denn dessen erinnern?"

„Oh, sehr gut. Es war der Winter, in dem die große Ulme hinter dem Eiskeller gefällt wurde. Damals konnte man freilich solche Unglücksfälle noch ertragen, aber jetzt — daß Gott bewahre! Damals hatte man noch Nachbarn, die einem zu Martini unter die Arme griffen, aber wo sollten die jetzt herkommen? Werden wir uns jetzt in Ellermünde Gänse leihen? Oder in Perbutten oder in Klein-Zierul

oder in Baschgallen? Prosit Mahlzeit — da sitzen ja jetzt lauter Bauern."

Die alte Dame seufzte. Diesmal fand ihr Seufzer einen Widerhall aus der Brust ihres Schwagers. „Ja," sagte der Alte, „darin hat sich die Gegend wol ganz, ganz verändert. Du lieber Gott! Was war das, als ich erwuchs, hier herum für ein lustiges Leben! In Ellermünde saßen die Schmidts, Perbutten hatte ein Vogt, in Klein-Zierul wohnten Tobiens, in Baschgallen Sauerbeers. Und wo sind sie geblieben? Gestorben, weggezogen, zu Grunde gegangen, und die, welche damals ihre Knechte waren, sitzen jetzt in ihren Häusern. Von all den Familien sind nur wir noch übrig geblieben."

„Und woran liegt das?" fragte der Pastor.

„Ja, woran liegt das? An der Regierung natürlich. Die sieht eben nicht mehr darauf, daß die Krongüter (Domänen) in gute Hände kommen, sondern nur noch aufs Geld. Wer mehr zahlt, der bekommt das Gut zugeschlagen, und wenn er der dümmste Bauer wäre. Und wie ergeht es dem Gute? Der Bauer säet Jahr für Jahr Leinsaat und saugt den Boden aus, daß einem das Herz wehthut."

„Aber das wird doch kontrolirt?"

„Was wollen Sie da mit Kontrole thun? Der Bauer hat eben keine Ehre im Leibe. Glauben Sie, daß er sein Land liebt? daß er es pflegt? Gar nicht, er nimmt ihm soviel ab, als er kann und läßt es dann liegen. Aber nach Inselhof sollen sie mir vergeblich die schwieligen Hände ausstrecken. Nein, hier haben immer nur Standespersonen gesessen und hier werden auch immer nur solche sitzen. Dafür wird mein Eberhard schon sorgen."

„Das Gut ist schon lange in Ihrer Familie?"

„Das will ich meinen. Seit 1793. Drei meiner Vorfahren saßen in Ihrem Pastorat, der vierte, mein Großvater, pachtete das Gut."

„Gott gebe, daß es noch lange so bleibt," bemerkte Tante Amalie. „Der große Hollunder hinter der Kleete ist nicht umsonst im vorigen Sommer ausgegangen."

„Unsinn. Laß Du den Hollunder nur ausgehen; so lange mein Eberhard lebt ist mir vor der Zukunft nicht bange."

Der Pastor schaute hinüber zu Therese. Diese hatte bisher

schweigend ihren Thee getrunken, jetzt sah sie den Vater an, und es schien dem Pastor, als ob aus ihrem Blicke tiefe Traurigkeit sprach. Diese Wahrnehmung machte auch ihn traurig. Eine Weile hörte man nichts als das Summen der Theemaschine, das Knistern und Krachen der im Ofen brennenden Tannenscheite und das Geräusch, das Diana hervorbrachte, indem sie mit ihrem kurzen, steifen Schwanz gegen den Fußboden schlug.

„Wann kann Ihr Bruder hier sein?" fragte der Pastor.

„Vor sieben jedenfalls nicht," war die Antwort.

„Liebes Kind, sei froh, wenn sie um zehn Uhr hier sind," meinte Tante Amalie. „Gott gäbe nur, daß sie überhaupt ankommen. Bei solchem Thauwetter ist schon mancher eingebrochen."

Der Pastor blickte hinüber zu Therese, aber diese zeigte keinerlei Besorgnis. „Eberhard bricht nicht ein," meinte sie lächelnd.

„Nun, damals, als er beim Stein am andern Ufer eingebrochen war und Werner und Jehze ihn mit eigener Lebensgefahr herausgezogen hatten und ihn nun für todt ins Haus brachten, warst Du nicht so ruhig."

Therese erröthete über und über. „Das geschah beim Fischeschlagen," erwiderte sie, „jetzt aber haben wir festes Eis."

„Ich kam zum Theil zu Ihnen, um Ihnen vom gestrigen Feste zu erzählen," begann der Pastor nach einer Pause.

„Nun, wie verlief es?"

„Sehr gut, bis auf eine taktlose Rede des Quellenthalschen, die übrigens von Rönfeld auf eine sehr gewandte Art zurechtgestellt wurde. Der Lindenhöffsche ist ein selten hübscher Mann."

„Ja, das mag wol sein."

„Der Neuhöffsche fragte, warum Sie nicht gekommen seien. Als ich ihm den Grund nannte, meinte er, Sie thäten Unrecht, seinem Neffen sein Ausbleiben nachzutragen. Er sei erst zwei Tage vor dem Fest angekommen."

„Siehst Du, Vater!"

„Ach was, um von Neuhof nach Inselhof zu gelangen, bedarf man keiner Woche Zeit. Lehr' Du mich die verdammten Junker kennen. Es gibt Ausnahmen unter ihnen, aber im allgemeinen ist jeder Tschernomore (Spitzname des Adels) durch und durch undankbar."

„Ich wüßte auch nicht, wofür Werner uns besonders dankbar sein sollte, Vater?"

„So? Also für alle die Liebe und Freundschaft, die wir dem Bengel erwiesen haben, ist er uns keinerlei Dankbarkeit schuldig? Wirklich nicht?"

Therese blickte auf ihre Tasse und schwieg.

„Herr von Hennematt wurde mit Ihnen erzogen, mein Fräulein?" fragte der Pastor.

„Ja."

„Der alte Lindenhöffsche ist schon lange todt? Nicht wahr?"

„Ja, er starb, als der Sohn noch kein Jahr alt war. Das Kind wurde — ruhig, Diana, du hast deinen Zwieback bekommen — wurde vom Neuhöffschen erzogen. Als ich nun für meine Kinder einen Hauslehrer nahm, wurde Werner zu mir in Pension gegeben."

„Die Mutter lebt ja aber noch; mir ist wenigstens, als ob ich so etwas gehört hätte."

Therese stand rasch auf, eilte ans Fenster, schützte ihre Augen mit beiden Händen vor dem Widerschein des Lichtes und blickte hinab auf den Fluß. Sie mochte doch schon nach dem Erwarteten spähen.

Der alte Proßnitz räusperte sich, stand auf, ging in die Ecke, spie in das Speibecken und nahm dann wieder Platz. „Ja, sie lebt noch," antwortete er.

Der Pastor fühlte, daß er einen wunden Punkt berührt hatte, aber seine Neugierde war mächtig rege geworden. „Hat sie wieder geheirathet?" fragte er.

„Hm! Ja, sie lebt — Diana, Kanaille, wirst du wol ruhig liegen! — in Deutschland. Sie hat auch wieder geheirathet. Diana, — Himmeldonnerwetter, ich hole die Karbatsche, wenn du nicht ruhig bist."

„Einen Ausländer?"

„Ob sie einen Ausländer geheirathet hat? Nein, sie hat — was das heute mit dem Ofen ist! das macht einen Lärm wie Kanonenschüsse, Therese. Die Grethe, das faule Mensch, hat wieder nasses Holz genommen — sie hat einen Inländer geheirathet, einen Professor der Medizin, Densborn."

„Von den Pilskalnschen Densborns?"

„Ja, er ist ein Bruder vom verstorbenen Pastor."

Der Pastor sah jetzt Licht. „Der Herr war in Lindenhof Arzt?"

„Ja, er war in Lindenhof Arzt."

Therese verließ ihren Platz am Fenster und ging hinaus.

Der alte Proßnitz schritt ein Paar Mal mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab und setzte sich dann wieder. „Ich will Ihnen die Geschichte in der Kürze erzählen," sagte er. „Der selige Lindenhöffsche und seine Frau paßten schlecht zusammen. Als er sie heirathete — sie war eine Froburg aus dem Hause Pesteln — war er vierzig Jahre und sie sechzehn Jahre alt. Er war — Amalie, laß doch den Tisch abräumen! — er war ein richtiger Jäger, der von sieben Tagen in der Woche einen zu Hause zubrachte — Amalie, laß doch im Saal die Ofenthüre schließen! — und sie war schön und hochfahrend, da gefiel es ihr denn nicht in Lindenhof. Und da ging sie nach ein Paar Jahren fort, und der Doktor Densborn ging auch fort — sie wurde von ihrem Manne geschieden, und sie haben sich nachher — vorsichtig, Grethe, Du läßt das Theebrett fallen! — nachher geheirathet."

Tante Amalie hatte, während ihr Schwager sprach, mismuthig den Kopf geschüttelt. „Du stellst den Hergang ganz falsch dar," sagte sie jetzt. „Der selige Lindenhöffsche war der allerbeste Mensch von der Welt, mit einem so guten Herzen und soviel Verstand wie nur einer, und wenn er der Frau nicht gefiel, so lag das daran, daß diese so kalt war wie ein Frosch und ihn nicht verstand. Als wir noch in Bumbeneeken lebten und er in Buschken wohnte, hat mein Seliger viel mit ihm verkehrt. Ich kenne ihn ganz genau. Er kam auch manchmal am Vormittag, weil ihm unser Schnaps schmeckte. Den Densborn hat sie auch auf dem Gewissen, denn der hatte auch ein gutes Herz und hätte es nie gethan, wenn er nicht von ihr verführt worden wäre. Ich habe sie nie leiden können, nie. Ich liebe den Werner wie meinen eigenen Sohn, aber wenn ich daran denke, daß sie seine Mutter ist, so läuft es mir kalt über den Rücken."

„Ach schwatze doch keinen Unsinn," rief der alte Proßnitz ärgerlich. „Die Baronin war eine gute, edle Frau, und wenn sie mit

ihrem Manne nicht zusammen paßte, so lag die Schuld ebensowol an ihm, als an ihr."

„Das fehlt noch," rief Tante Amalie entrüstet, „daß Du sie vertheidigst! Das hat der selige Lindenhöffsche nicht um Dich verdient."

„So? Hat denn aber Werner es um Dich verdient, daß Du so von seiner Mutter sprichst?"

Die alte Dame murmelte eine unverständlich bleibende Erwiderung und winkte mit der Rechten, als ob sie sagen wollte: meinetwegen mag sie gewesen sein wie sie will, mir ist es einerlei.

„Lindenhof muß einen hübschen Ertrag abwerfen," bemerkte der Pastor nach einer Pause.

„Na und ob! Es wirft — mäßig gerechnet — seine 5—6000 Rubel ab, und wenn der Neuhöffsche Rath annähme, — was er nicht thut, was Werner aber thun wird — so könnten die Einnahmen leicht verdoppelt werden. Was sage ich verdoppelt, verdreifacht könnten sie werden. Es müßte nur eben mehr hineingesteckt werden. Der Neuhöffsche thut aber nichts für das Gut, da wirft es natürlich auch nur wenig ab. Ich glaube nicht, daß die da drüben im Jahr für 100 Rubel Knochenmehl kaufen!"

Therese war unterdessen durch den bedeckten Gang in die im Nebenhause befindliche Küche gegangen. „Wo ist Darthe?" fragte sie die Köchin Lisette, die eben mit einem brennenden Pergel (Kienspahn) in den großen Kessel leuchtete, in dem die Abendmilchsuppe für die Leute (das Gesinde) gekocht wurde. Sie war eine kleine Person und hatte zu diesem Zwecke auf einen Schemel steigen müssen.

„Die Leute sind alle draußen am Ufer und warten auf den Jungherrn," war die Antwort.

Therese eilte zurück ins Haus, holte sich ein großes Umschlagetuch, in das sie Kopf und Schultern hüllte, und eilte dann über den kleinen Hof zwischen Wohnhaus und der im rechten Winkel an dasselbe stoßenden Herberge auf die erhöhte Treppe der letzteren. Hier standen die Leute und sahen den Fluß hinab. Sie machten Therese ehrerbietig Platz, blickten aber dann nach wie vor gen Westen.

Der durch anhaltendes Thauwetter grau gewordene Schnee gab nur ein schwaches Licht, der Himmel war bewölkt — es war dunkel und naßkalt.

Sechstes Kapitel.

Eberhard.

„Ob der Jungherr wol einen Bart haben wird, gnädiges Fräulein?“ fragte Darthe, die Hausmagd.

„Was Du nicht alles wissen mußt“, meinte die alte Toimen, die Hofmutter (Viehpflegerin). „Hans auf dem Berge, Hans im Thal.“

„Besser doch als in der Tonne geboren und durch den Spund gesäugt.“

Die Leute lachten. Die Alte schlug der Naseweisen derb auf den Rücken. „Hüte Deine Zunge!“ rief sie.

„Laßt sie nur Mütterchen,“ meinte der Aelteste, „je mehr Du die Katze streichelst, um so höher hebt sie den Schwanz.“

Darthe hatte jetzt die Lacher gegen sich, und Jakob, der Hausknecht, der in steter Fehde mit ihr lebte, goß noch Wermuth in den Leidenskelch, indem er sang:

Weine nicht, Du altes Mädchen,
Noch zu freien hast Du Aussicht:
Eben ist dem grauen Knechtlein
Ja sein altes Weib gestorben.

Aber Darthe war mit der Antwort flink bei der Hand:

Bürschchen, geh doch, Kälberschnauze,
Was willst Du von Mädchen wissen!
Fingst Dir eine weiße Ziege,
Hieltst sie für ein junges Mädchen.

„Kusch! Seid ruhig,“ rief die Hofmutter in das Gelächter hinein.

Alle lauschten, man hörte aber nichts als das Tropfen des auf dem Dache schmelzenden Schnees.

„Das war gestern ein Leben in Lindenhof, Fräulein!“ begann der Aelteste. „So wie dort ist seit zwanzig Jahren am ganzen Flusse nicht gegessen und getrunken worden.“

„Aber der Amtmann ist auf's Glatteis gerathen,“ meinte Darthe.

„Ja, das ist wahr. Einen Frack anhaben hat er gehabt, aber reden hat er nicht geredet. Es haben ihm nur die Beine gezittert wie dem jungen Vogel die Flügel. Aber der Schulmeister — hast Du

mir nicht gesehen! Die Verse fielen ihm nur so aus dem Munde wie die Weizenkörner aus der Dreschmaschine."

„Wie war der gnädige Herr?" fragte Darthe.

„Der Jungherr? Wie ein Rehbock."

„Ihr könntet ihn auch „Herr" nennen, Wagger," meinte die Hofmutter.

„Na, er ist ja noch unverheirathet."

„Aber er wird es nicht lange bleiben," warf Darthe rasch hin.

Es entstand ein halbunterdrücktes Kichern. Darthe aber sang:

Auf dem Berge stehend, kehrt ich
Hin und her mein golden Kränzlein.
Dort, wo es am hellsten glänzte,
Werde ich mein Leben enden.

„Die Sonne geht über Lindenhof auf", fügte sie trocken hinzu.

Das Kichern wurde zum Lachen, und die Hofmutter mahnte vergeblich: „Wenn Du Deine Zunge nicht mehr im Zaume hältst, wirst Du Dein Leben an der Kirchthüre enden." Darthe wurde nur immer übermüthiger. „War der Ellermündsche Baron auch da?" fragte sie.

Die boshafte Anspielung rief trotz des Respekts vor Therese ein schallendes Gelächter hervor. Therese aber fand es an der Zeit einzuschreiten. „Geh' in die Küche", sagte sie kurz.

Darthe gehorchte sofort, und das Lachen verstummte. „Was ihr nur immer mit dem Ellermündschen vorhabt," sagte Therese vorwurfsvoll. „Ihr seid nie froher als wenn ihr dem Nachbarn etwas anhaben könnt."

„Warum spricht aber auch der Hafer: Back mich zu Weißbrot, gnädiges Fräulein?" erwiderte der Aelteste.

„Horcht! das sind sie!" rief Grehting das Hütermädchen, das am Fuß der Treppe kauerte.

Alle hielten den Athem an und lauschten. Aus weiter Ferne klang der Ton einer Pferdeglocke herüber.

„Das sind sie — das ist unsere Glocke — nein, es ist eine fremde — nicht doch, schweigt still", so tönte es durcheinander. Die Leute eilten der Auffahrt zu, nur Therese und die Hofmutter blieben noch zurück. „Jetzt sind sie schon beim Kirchhof, Fräuleinchen —" hieß es, „jetzt bei der Biegung. Die fahren tüchtig zu. Jetzt müssen sie am

Stein gegenüber der Riege sein — man kann nichts sehen, Fräuleinchen, der Weg ist hart am Ufer eingefahren. Jetzt, sehen Sie — sehen Sie!"

Nun eilten auch die beiden dem Ufer zu.

Auch im Hause wurde es lebendig. Die zur Küche führende Thüre wurde geöffnet und heraus stürzten: erst die laut bellenden Hunde, dann Darthe, dann die Köchin, endlich auch der alte Proßnitz, der sich eine Pelzmütze auf den Kopf gestülpt und einen Shawl um den Hals geschlungen hatte. Alle eilten dem Flusse zu.

Vom Flusse her ertönte ein Hurrah, das zwanzigstimmig beantwortet wurde. Dann hielt der Schlitten am Uferhang. Eberhard sprang heraus und umarmte erst die Schwester, darauf den Vater. Dann ging es an ein allseitiges Händeschütteln.

Aus dem zur Küche führenden Gang gelangte man in das an das Speisezimmer stoßende Leutezimmer (Dienstbotenzimmer). Hier schlang Therese noch einmal den Arm um den Hals des Bruders und lehnte heftig schluchzend ihren Kopf an seine Brust.

Eberhard blickte erschreckt zu ihr nieder. „Was hast Du?" fragte er besorgt, „es ist doch nichts vorgefallen?"

Aber er schämte sich seiner Frage, als sie nun den Kopf erhob und er ihr in die überströmenden Augen sah. Diese Thränen vergoß die Freude.

„Aber Therese", rief Tante Amalie, „so laß doch! Man kann ihm ja nicht einmal einen Kuß geben". Und nun umarmte auch sie den Neffen.

Der Pastor war unterdessen allein im Speisezimmer zurückgeblieben. Er ließ während er eine Cigarette nach der anderen rauchte, seine Blicke im Zimmer umherschweifen. Dieses hatte offenbar früher bessere Tage gesehen. Die jetzt zerrissenen und vielfach von der Wand losgelösten Tapeten waren einst gewiß schön und kostbar gewesen, und die großen Kupferstiche aus dem vorigen Jahrhundert, welche Jagdbilder darstellten, waren entschieden werthvoll. Sie paßten wenig zu der seit lange nicht erneuerten Decke und zu dem ausgetretenen und seines Ölfarbenanstrichs fast ganz beraubten Fußboden. Eine gewisse Disharmonie, eine Mischung von Luxus und Verkommenheit, war für ganz Inselhof charakteristisch: für Haus und Hof, für Feld und Wirthschaft.

Thereſe führte jetzt den Bruder herein. „Mein Bruder Eberhard“, ſagte ſie mit glückſtrahlenden Augen — „unſer neuer Nachbar, Herr Paſtor Taube.“

Die Herren ſchüttelten ſich die Hände, dann nahm man Platz. Thereſe präſidirte. Zu ihrer Rechten ſaßen der Paſtor und der alte Proßnitz, zu ihrer Linken Eberhard und die Tante.

Der Paſtor benutzte ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn, das von den Zollplackereien an der Grenze handelte, um den neuen Ankömmling einer Muſterung zu unterziehen.

Eberhard Proßnitz war eine hünenhafte Geſtalt mit breiten Schultern, einer gewaltigen Bruſt und einer Muskulatur, deren kräftige Entwickelung ſelbſt der loſe Jagdröck nicht ganz verbergen konnte. Er hatte die unerhört großen, hellblauen Augen des Vaters, aber ſie zeigten nicht den zerſtreuten Ausdruck, der für dieſe charakteriſtiſch war, ſondern blickten entſchloſſen und heiter. Kurzgelocktes blondes Haar, das in üppigſter Fülle den Kopf bedeckte, ein mächtiger Nacken, eine kräftige, gerade Naſe und ein feſtgeſchloſſener kleiner Mund, den ein blonder Schnurrbart halb bedeckte, deuteten auf Kraft und Entſchloſſenheit. Es erſchien dem Paſtor verſtändlich, daß der Vater von dieſem Jünglinge Hilfe erwartete.

Eberhard erhob jetzt den rechten Arm und hielt ſchweigend die Hand in den aus der Theemaſchine dringenden Dampf. Tante Amalie blickte erſt von der Seite nach ihm und fuhr dann auf: „Ich ſehe, daß Du ebenſo unartig wiedergekommen biſt, wie Du fortgingſt“, ſagte ſie und ſah ihn über die Brille weg an.

„Sei aufrichtig Tante“, war die Antwort, „es wäre Dir doch nicht recht geweſen, wenn ich anders zurückgekommen wäre.“ Mit dieſen Worten ergriff er mit der vom Dampfe feuchten Hand die weißen, weichen Finger der alten Dame.

Dieſe ſträubte ſich heftig. „Pfui! pfui! pfui!“ rief ſie. „Was machſt Du da, Eberhard! Wirſt Du wol aufhören! Thereſe, ſage ihm, er ſolle aufhören.“

„Verzeih',“ ſagte Eberhard einlenkend. „Verzeihſt Du mir?“

„Warum ſoll ich Dir nicht verzeihen? Verſprichſt Du mir, mich nicht wieder ſo anzufaſſen?“

„Parole d'honneur. Gib mir zum Zeichen der Versöhnung die Hand."

Tante Amalie blickte ihn mistrauisch an, reichte ihm aber doch die Linke. Kaum aber hatten die beiden Hände sich berührt, als sie einen lauten Schrei ausstieß, entsetzt aufsprang und etwas fortschleuderte, das auf dem Boden hart aufschlug.

„Aber so schrei' doch nicht so," rief der alte Proßnitz halb ärgerlich, halb belustigt, während Eberhard keine Miene verzog und ganz besorgt fragte: „Was hast Du nur, Tantchen?"

„Pfui! pfui! pfui! Eine Spinne, eine Spinne! Pfui, wie Du mich erschreckt hast!"

„Aber liebe Tante, wo soll denn hier eine Spinne herkommen."

„Pfui, pfui, pfui! Es war aber eine Spinne."

„Aber Tantchen, Du siehst Gespenster."

„Nun, Du brauchst auch nicht noch einzustimmen, Therese, das ist gar nicht nöthig Therese, — Therese, Du bist doch ein vernünftiges Mädchen — war es eine Spinne?"

Therese zuckte die Achseln. „Ich weiß von nichts," erklärte sie.

„Tante," sagte Eberhard ernst, „ich bin jetzt nach so langer Trennung wieder zu Hause. Darf ich Dich da um einen Beweis von Vertrauen bitten?"

„Das wird auch etwas gescheites sein!"

„Also Du schlägst mir die Bitte ab?"

„Ich weiß ja noch gar nicht, was Du willst."

„Du wirst es doch nicht thun. Herr Pastor, seit wann sind Sie unser Nachbar?"

„Erst seit Anfang November. Ich bin, wie Sie sehen, erst seit sehr kurzer Zeit im Amte."

„Eberhard, was wolltest Du denn wissen?" fragte die Tante.

„Warum soll ich meine Bitte wiederholen? Du erfüllst sie mir doch nicht."

„Nun so frag' doch nur."

„Wozu soll ich mir einen Korb holen?"

„Aber so sei doch nicht närrisch. So frage doch nur."

„Nun gut. Woher rührt Deine Abneigung gegen die Spinnen?"

„Das kann ich Dir sagen, Eberhardchen. Als wir noch in Bumbeneeken waren, sitze ich eines Abends beim Thee. Gerade so wie jetzt. Ich trinke meinen Thee und denke an nichts. Da kommt mein Seliger und legt etwas vor mich hin. Ich sehe auf und sehe mit einem Mal — Barmherziger Gott! Au! Au!"

Tante Amalie war aufgesprungen und wich bei jedem Schrei weiter zurück. Eberhard hatte bei den letzten Worten seinen auf dem Tische liegenden Arm weggezogen, und auf demselben stand — eine riesige Kreuzspinne.

Eberhard weidete sich eine Weile an dem Entsetzen der alten Dame, dann sagte er: „Sie beißt nicht," ergriff die Spinne (die natürlich aus Porzellan war) und steckte sie in die Westentasche.

Die Tante wollte auf die andere Seite des Tisches übersiedeln, aber Eberhard bat so lange, bis sie blieb. „Aber das thust Du mir nicht wieder an, Eberhardchen," bat sie, „nicht wahr?"

Eberhard versprach Besserung, und die Tante verzieh, aber sie blickte doch von Zeit zu Zeit mistrauisch auf seine Hand.

Das Gespräch wandte sich nun der deutschen Landwirthschaft zu, und Eberhard erzählte von dem, was er gesehen und gelernt hatte. Er sprach lebhaft und verständig und gefiel dem Pastor überaus.

„Der wird hier schon Ordnung schaffen," dachte er.

Siebentes Kapitel.

Rückblicke und Einblicke.

Als der Tisch zum Abendessen gedeckt werden sollte, begab man sich in das anstoßende Zimmer, kehrte aber, sobald gemeldet wurde, daß angerichtet sei, in das Speisezimmer zurück.

Tante Amalie wollte zur Rechten Eberhards Platz nehmen, er drängte sie aber mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zwischen ihm und Therese. „Es schickt sich nicht, daß eine Frau über einem Manne sitzt," sagte er.

„Ach Du Grünschnabel", war die entrüstetete Antwort, „Du scheinst ja noch übermüthiger zurückgekommen zu sein als Du gingst."

„Tante, Du weißt, daß es heißt: „Dein Wille soll dem Manne unterworfen sein, und er soll Dein Herr sein." Sträube Dich nicht vergeblich gegen ein Geschick, das die Natur, die Geschichte und eine seltene Uebereinstimmung der Weisen aller Länder Dir auferlegt haben."

„Aber höre doch, Thereſe, was er spricht! Was sagst Du dazu?"

„Ich protestire, Tante."

„Verschanze Dich nicht hinter Thereſe, Tante. Es hilft Dir nichts. Füge Dich und gehorche! „Voll Kampfbegier zu streiten, schickt sich nicht dem Weibe" sagt schon Aeschylos, einer der ältesten Dichter, von dem man überhaupt weiß."

„Aeschulos? Pfui! pfui! pfui! komm' Du mir gar nicht mit Deinen Juden! pfui! pfui! pfui! Ich will von nichts hören. Pfui! pfui! pfui!"

„Dacht ich es mir doch! Gehorsam und Geduld wachsen eben nicht im Frauengarten."

„Aber nun höre wirklich auf Eberhard, sonst werde ich ernstlich böse. Wie kannst Du Gelbschnabel Dir herausnehmen, so zu mir zu sprechen! Thereſe, wie kann er sich herausnehmen so zu mir zu sprechen?"

Eberhard schwieg jetzt wirklich, weil der Vater ihm eben das Servirbret mit dem Imbiß hinüberreichte.

Die Gläser waren ungewöhnlich groß, und der Schnaps war außerordentlich stark, so daß er jetzt Eberhard ebenso wie vorher dem Pastor die Thränen in die Augen trieb. Brrr! sagte er und schüttelte sich.

„Der ist schön? Nicht?" fragte der alte Proßnitz, der sich über den Tisch vorgebeugt und ihm aufmerksam zugesehen hatte.

„Ja, aber er ist ein bischen stark."

„Na ja, er hält Seele und Leib zusammen. Reiche ihn doch einmal her."

Der Alte zog das Servirbret wieder heran, schenkte sich noch ein Glas voll ein — bis an den Rand — hielt es gegen das Licht, schnalzte mit der Zunge und goß den feurigen Inhalt dann in einem Zuge hinunter.

„Das schmeckt," sagte er, indem er den Unterkiefer ein wenig

vorschob und den Mund offen behielt, wie wenn er dem Geiste des Feuerwassers einen Ausweg offen halten wollte. „Nun? Schmetterst Du auch noch einen? Du dankst? Na, das thut nichts. Es ist ganz gut, wenn Ihr junges Volk mäßig seid. Aber Sie Herr Pastor? Sie nehmen mir doch noch einen? Nicht? Sie stehen sich im Licht, Herr Pastor, aber nun, — wie Sie wollen."

Grethe brachte jetzt die dampfende Terrine herein, und die Mahlzeit begann. Sie war bescheiden genug, denn sie bestand nur aus Milchsuppe und Palten (Blutkuchen), aber sie war Eberhard eine angenehme Erinnerung an die Kinderjahre. So lange er noch zu Hause war, hatte er fast den ganzen Winter hindurch Abend für Abend Milchsuppe und Palten gegessen. — Milchsuppe und Palten waren ihm daher mit der Heimat so eng verschmolzen, daß sie ihm das Gefühl, wieder zu Hause zu sein, in höherem Grade vergegenwärtigten, als irgend ein anderer Umstand es vermocht hätte. Der alte Herr schien übrigens mit dem Menu nur mäßig zufrieden zu sein, er behauptete wenigstens, nachdem er zwei Teller voll Milchsuppe verzehrt hatte, dieselbe sei ein so „labberiges" Getränk, daß er sie mit einem Schnaps hinunterspülen müsse, und er versicherte hoch und theuer, daß er mit so fetten Palten im Leibe nicht schlafen könne, wenn nicht ein Schnaps seiner Verdauung nachgeholfen habe. Die Jagdgeschichten, die er erzählte, wurden darüber immer unmöglicher, aber der alte Herr war in der besten Laune und bemerkte durchaus nicht, daß die übrigen Anwesenden in dem Maße stiller und in sich gekehrter wurden, als er laut wurde und aus sich herauskam. Er bat Therese, während der Tisch abgeräumt wurde, ein „Grogkchen" zu machen und er that anfangs — in einem Anfalle von Rücksichtnahme auf das gute Beispiel, das er dem Sohne zu geben hatte, — eine bescheidene Gabe Wasser zu dem Rum, aber er füllte den während des Trinkens entstehenden leeren Raum lediglich mit dem Inhalte der Flasche aus.

Nach einiger Zeit bekamen seine Erzählungen einen herben, satyrischen Beigeschmack, der ihnen anfangs ganz fern geblieben war, der aber in dem Grade zunahm, in welchem er der Jagd den Rücken kehrte und sich der Landwirthschaft und der Verwaltung zuwandte.

„Es wird Dir zu Hause nicht besonders gefallen," sagte er. „Es

ist als ob wir in Lithauen lebten. Was soll ich Dir sagen? Nehmen wir z. B. das Kreisgericht. Da ist der Kreisrichter. Ob ich zu einem Bund Stroh rede oder zu ihm, kommt auf ganz dasselbe hinaus. Und der Friedensrichter! Wenn der mit dem Kopfe gegen die Riegenwand rennt, so geht er gleich auch durch den Ofen und durch die gegenüberliegende Wand, wie eine Büchsenkugel durch ein zolldickes Brett. Vom Assessor sage ich nichts, als daß man schweigen soll, wo es absolut nichts zu sagen gibt. Es ist nur gut, daß wir bei uns keinen Schulzwang haben, sonst müßten sie alle drei noch auf die Schulbank. Der Assessor natürlich zugleich mit den anderen Mädchen. Da könnte ihnen übrigens der Hauptmann Gesellschaft leisten. Wenn Du dessen Verstand und den seines Assessors zusammennimmst und den Brägen (Kalbshirn) des Sekretärs dazulegst, kommt immer noch lange nicht so viel Hirn heraus wie die Diana im Kopfe hat."

„Sie tragen kräftig auf, Herr Proßnitz."

„Na ja, es thut Einem wohl, einmal ein kräftig Wort zu reden in dieser lendenlahmen Zeit. Hat man einmal mit dem Racker von Gemeindeältesten ein Hühnchen zu rupfen — Therese, sage der Grethe, sie solle beim Waschen der Teller weniger Lärm machen — und verlangt vom Hauptmann, daß er dem Kerl über den Hals kommen und Ordnung schaffen soll, macht der ein Gesicht wie ein Hase, der aufs Glatteis gekommen ist und nun dem Jäger entgegenrutscht, und ruft den Assessor, der so ängstlich thut, wie ein versprengtes Feldhuhn. Thut mir leid, lieber Proßnitz, aber Sie müssen den Rechtsweg einschlagen! Donnerwetter, sage ich, wozu haben wir denn einen Hauptmann, wenn ich den Rechtsweg einschlagen soll? — Ja, sagt er, es thut mir leid, aber die Zeiten sind nicht darnach. So? sage ich — was zum Teufel brennt die Lampe so schlecht; schraube sie herauf Eberhard — also die Zeiten sind darnach, daß solch ein Bauernkerl gegen eine Standesperson ungestraft grob sein kann? He? — Lieber Proßnitz antwortet der Hasenfuß und macht mit beiden Händen eine Bewegung, als ob er einen Strickstrumpf weglegte, ich kann Sie wirklich nur auf den Weg der Klage verweisen. Nun bitte ich Euch — hat man je gehört, daß in Kurland eine Standesperson einen Bauernkerl verklagen muß? — Aber Therese, das Wasser ist ja

ganz kalt geworden! So sorg' doch nur für warmes. — Haben Sie das jemals gehört, Herr Pastor?"

„Gott sei Dank, mitunter, Herr Proßnitz!"

„Na Bravo! Also Sie sind auch einer von denen? Also Sie, ein Prediger, ein Verkündiger des Wortes Gottes, sind auch für die Unordnung? Also Sie predigen auch die Zuchtlosigkeit? Nein, Herr Pastor, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

„Ich denke, es ist von Betretung des Rechtsweges die Rede, nicht aber von Zuchtlosigkeit. Die Willkür, nicht das Recht ist Zuchtlosigkeit."

„So? sagte der Alte weinerlich, also ein Bauernkerl kann gegen eine Standesperson ungestraft grob sein? Also das ist die neueste Lehre, und das sagen Sie, ein Prediger? Ja, wie sollen wir da nicht zu Grunde gehen? Da ist es kein Wunder, daß die Schmidts, und die Voigts, und die Tobiens, und die Sauerbeers sich nicht haben halten können und den Bauern Platz gemacht haben. Dann werden wir uns auch nicht halten können, Eberhard. Wenn der Domänenhof und das Kreisgericht und das Hauptmannsgericht und das Konsistorium selbst so denken, dann können wir Proßnitze auch unser Bündel schnüren. Aber ich geh nicht weg! Meine Knochen sollen bei unserer Kirche begraben sein, wo der alte Ellermündsche Schmidt liegt und der alte Baschgallensche Sauerbeer und die selige Tobien und alle meine Vorfahren und meine seligen Freunde — Eure Mutter — und unser lieber, guter, alter Pauli."

Der Alte zog sein Taschentuch hervor, verbarg sein Gesicht darin und weinte bitterlich.

Die Szene war unendlich peinlich. Der Pastor machte einen Versuch, den Alten zu beruhigen, Eberhard aber legte seine Hand schwer auf seinen Arm und bat ihn zu schweigen. „Lieber Vater," sagte er dann, „willst Du nicht zu Bett gehen? Die Freude des Wiedersehens hat Dich angegriffen, Du wirst die Dinge morgen weniger schwarz ansehen."

Der alte Proßnitz richtete sich mit Mühe an Eberhards Arm auf. Er blieb einen Augenblick stehen und ließ seine großen, von Thränen überlaufenden Augen im Kreise umhergehen, bis sie Theresens tief traurigem Blicke begegneten.

„Nun, sieh mich nur nicht so an, Therese," stammelte er, „ich

habe ja weiter nichts gesagt, als daß Ihr nicht Partei nehmen müßt für die Bauern gegen die Standespersonen, und daß — daß die Uhr stehen geblieben ist, und daß morgen kein Mensch wissen wird, wie viel Uhr es ist — was sich für einen Prediger auch gar nicht schickt."

Damit ließ der Alte sich von Eberhard aus dem Zimmer führen.

Unter den Zurückbleibenden herrschte eine Weile peinliches Schweigen, das nur durch die Worte: „Bauernkerl" und „Standesperson," die zuweilen aus dem Schlafzimmer des alten Proßnitz herüberklangen, unterbrochen wurde.

Der Pastor sah nach der Uhr und erhob sich. „Es ist spät geworden," sagte er, „Sie erlauben wol, daß ich aufbreche."

„Sie sind zu Fuß gekommen, Herr Pastor," sagte Therese, „darf ich nicht für Sie anspannen lassen?"

„Besten Dank, mein Fräulein. Die frische Luft und die Bewegung werden mir überaus wohl thun."

„Aber Sie gehen doch nicht auf dem Flusse?" fragte Tante Amalie.

„Nein, gnädige Frau. Ich bleibe hübsch auf dem Ufer. Gute Nacht, meine Damen."

Als der alte Proßnitz eingeschlafen war und Eberhard in das Speisezimmer zurückkehrte, fand er nur noch Therese vor. Tante Amalie war schon zu Bett gegangen. Die beiden Geschwister begaben sich in Theresens Zimmer und nahmen dort nach alter Art auf dem mit schwarzem Glanzleder überzogenen Sopha Platz.

„Ist Vater eingeschlafen?" fragte Therese.

„Ja, er schläft fest. Wiederholt sich dergleichen oft, Therese?"

„Ja, sehr oft."

„Therese," sagte Eberhard, indem er seine Hände mit denen der Schwester verschlang, „gib mir einen offenen Bericht, gib ihn mir so klar und rücksichtslos als möglich, und gib ihn mir so fest, wie ich ihn von meiner energischen Therese erwarten kann. Wer in den Kampf geht, dem muß alles daran liegen, die Zahl der Feinde, die ihm gegenüberstehen, sowie ihre Kampfesweise zu kennen."

„Gewiß, Eberhard, und ich will thun, was ich vermag, um Dich mit der Lage der Dinge bekannt zu machen."

„Also, was wir heute Abend sahen, wiederholt sich öfter?"

„Es ist keine Ausnahme, Eberhard, es ist die Regel."

„Glaubst Du, daß sich in dieser Beziehung etwas thun läßt?"

„Ich weiß es nicht, Eberhard. Ich habe Vater so oft flehentlich gebeten, davon zu lassen, und er hat, wenn ich am Morgen bat, mir auch immer versprochen, meine Bitte zu erfüllen, aber es ist deshalb doch nicht anders geworden. Es mag ja zum Theil daran liegen, daß meine Gespräche ihm nicht genügen konnten, und er doch auf mich angewiesen war. Vielleicht wird es nun, da Du zurück bist, besser, aber ich will Dir nicht verhehlen, daß ich nur wenig Hoffnung habe."

„Die vorige Ernte war gut?"

„Die Ernte war sehr gut, aber was hilft uns die beste Ernte? Der Ertrag wird auf Ankauf von ganz unnützem, künstlichem Dünger verwendet, oder in einer Weise ausgegeben, die ich nicht ohne Herzweh ansehen kann. In einer Zeit, wo wir vor Schulden nicht aus noch ein wissen, kauft Vater Pferde zu 700 Rubel das Paar; während wir keine 3 Rubel im Hause haben, schafft er sich einen Geldschrank an, der 225 Rubel kostet. Aber das ist noch nicht das schlimmste, das ärgste ist, daß Vater infolge seiner grenzenlosen Sorglosigkeit auf Schritt und Tritt betrogen wird. Jedes Kind weiß, daß der beste Superphosphat in Riga im Herbst 4 Rubel 75 Kopeken kostete, Vater aber hat 5 Rubel pro Sack gezahlt; der Neuhöffsche kaufte seine Windigungsmaschine für 125 Rubel — Vater die seinige für 150 Rubel, und so geht es in allem. Stelle ich ihm das vor, so erhalte ich zur Antwort: „Ich kann nicht dingen (feilschen), ich bin kein Bauer. Wenn mir ein anständiger Kaufmann sagt, die Maschine kostet so und so viel, so zahle ich ihm das." Das hat aber natürlich zur Folge, daß wir die Ernte verkaufen, ehe wir angefangen haben zu dreschen, und die schlechtesten Preise bekommen."

„Aber die Herde muß doch viel abwerfen?"

„Gewiß, Eberhard, aber sie kostet unvergleichlich mehr. Urteile selbst. Drei Felder stehen unter Klee, eins, — ein ganzes Feld — unter Mengkorn und im Brachfeld haben wir Wicken als Grünfutter. Und das bei unserem Heuverhältnis, dem besten in der Hauptmannschaft! Dazu kommen Mehl und Oelkuchen, und, als ob es damit noch nicht genug wäre, kaufen wir jährlich noch Heu in Lithauen. So sieht

denn unser Vieh herrlich aus und die Milcherträge sind unerhört, aber für uns fällt dabei nichts ab."

„Sind die Zinsen regelmäßig bezahlt worden?"

„Nein, Eberhard. Ich kann Dir darüber nichts authentisches sagen, denn Vater ist mir gegenüber in diesem Punkte nicht ganz offen, aber ich glaube genau zu wissen, daß die Zinsen in beiden Jahren nicht bezahlt worden sind."

„Aber die Pacht doch?"

„Natürlich, Eberhard, die muß ja bezahlt werden, aber auch sie ist immer nur mit fremdem Gelde bezahlt worden. Vater hat sich daran gewöhnt, Johanson vollständig wie seinen Bankier anzusehen."

„Und Johanson gibt das Geld auch wie ein solcher her?"

„Ohne weiteres."

„Es ist schlechterdings unbegreiflich."

Therese schwieg.

„Ahnst Du, warum er es thut?"

„Ich glaube, es zu wissen, Eberhard. Gott vergebe mir, wenn ich ihm unrecht thue, aber ich glaube, daß er auf diese Weise Inselhof in seine Hände zu bringen sucht. Ich glaube, daß wir vor einem Netze stehen, das er zuziehen wird, wenn wir darin sind."

„Du thust ihm unrecht, Therese. Er ist mir wahrhaftig auch nicht sympathisch, aber ich halte ihn für einen guten, frommen Menschen."

„Wie willst Du Dir ohne meine Annahme sein Verhalten erklären? Er, der Sparsame, weiß doch sehr wohl, daß Vater für den Werth des Geldes schlechterdings kein Verständnis hat und die Rubel ausgibt, als ob sie Spielmarken wären. Trotzdem gewährt Johanson ihm einen ganz unbeschränkten Kredit. Er läßt sich nicht etwa erbitten, nein, Vater verlangt und er zahlt."

Die beiden saßen eine Weile schweigend da. Endlich nahm Eberhard wieder das Wort. „Er ist in Vaters Alter und ist bei Großvater und bei ihm Wagger (Inspektor) gewesen," sagte er, „es könnte doch sein, daß er aus Anhänglichkeit an unsere Familie so handelt."

Therese lächelte schmerzlich. „Die Zeiten, in denen unser Großvater lebte und dieser selbst," erwiderte sie, „waren nach allem, was

ich von ihnen weiß, nicht darnach, bei dem Knecht eine solche unerhörte Anhänglichkeit gegen seinen Herrn großzuziehen. Unser Großvater war ein harter, leidenschaftlicher Mann. Die alte Toimen hat uns ja oft genug von ihm erzählt. Denke nur an die Geschichte von Don und Malutka."

„Du meinst die Hunde, die er auf den Bettler hetzte?"

„Ja, und die denselben fast zerrissen. Nein, Eberhard, Anhänglichkeit an unsere Familie ist es nicht, kann es nicht sein. Glaubst Du denn, daß er nicht weiß, wie nichtachtend Vater über ihn denkt und wie verächtlich er bei jeder Gelegenheit von ihm spricht? Die Gefahr kommt stromaufwärts, Eberhard, die Gefahr kommt aus Ellermünde."

Eberhard ließ die Hände der Schwester fahren, sprang auf und ging mit schweren Schritten auf und ab. „Ich werde morgen mit dem Vater sprechen," sagte er endlich, indem er vor Therese stehen blieb, „ich muß doch vor allem wissen, wie groß unsere Schuld ist."

„Das wird Dir wenig helfen. Vater wird Dir gegenüber ebensowenig offen sein, wie gegen mich. Wende Dich jedenfalls auch an Johanson selbst. Vielleicht liegt es in seinem Interesse, Dir reinen Wein einzuschenken."

„Ich will es versuchen. Hat Vater sich Dir gegenüber darüber ausgesprochen, ob er mir das Gut abtreten will, oder ob ich nur sein Gehilfe sein soll?"

„Er hat sich darüber in verschiedenem Sinne geäußert, Du darfst aber unter keinen Umständen darin willigen, daß er das Gut behält. Bist Du nicht ganz und unumschränkt Herr in Inselhof, so wirst Du gewiß nichts erreichen."

„Und wenn Vater nichts davon wissen will?"

„Er muß es thun," rief Therese heftig. „Zwinge ihn dazu. Erkläre ihm kurz heraus, daß Du fortgehst, wenn er Dir nicht ganz freie Hand läßt. Das bist Du Dir schuldig."

„Ich denke, ich bin mir gar nichts, meinem Vater aber alles schuldig, Therese."

Therese blickte eine Weile mit zusammengezogenen Brauen zu Boden. Dann sagte sie: „Halte Dich nicht an Worte, Eberhard. Ich

mag mich falsch ausgedrückt haben, und es war gut, daß Du mich zurecht gewiesen hast, aber in der Sache habe ich recht. Das ist der Punkt, auf den alles ankommt. Hast Du die Arme frei, so kannst Du graben und mähen, während Du mit gebundenen Händen nicht einmal harken kannst."

„Nun, wir wollen das Beste hoffen, Schwesterchen. Sage doch — der Kutscher erzählte mir, daß Werner schon im Lande sei und gestern in Lindenhof ein großes Fest gegeben habe. Ist er wirklich noch nicht hier gewesen?"

„Nein, Vater hat ihm das sehr verargt, aber, wie ich glaube, mit Unrecht. Werner ist erst seit ein paar Tagen in Neuhof."

„War Vater eingeladen?"

„Ja, aber er hat der Einladung nicht Folge geleistet."

„Wie gefällt Euch denn der Pastor?"

„Er scheint ein liebenswürdiger Mann zu sein."

„War er in Lindenhof?"

„Ja."

„Hat er Euch von dem Feste erzählt?"

„Ja, aber nur wenig, und ich mochte nicht nach mehr fragen. Wie kam es eigentlich, daß Du Werner nicht in Deutschland aufgesucht hast?"

„Du weißt, wie beschäftigt ich war. Als ich nach Sachsen kam, war er überdies schon in Hannover."

Die Geschwister saßen noch lange bei einander. Eberhard erzählte von den beiden Gutsbesitzern, bei denen er die Landwirthschaft erlernt hatte, und Therese hörte aufmerksam zu. Sie erschraken, als sie die Uhr die zweite Stunde schlagen hörten.

Die beiden umarmten sich herzlich. „Gott sei Dank, Eberhard, daß Du wieder da bist," sagte Therese, indem sie mit feuchten Augen zu ihm aufsah. „Ach, diese beiden Jahre waren wol unendlich schwer."

„Mein Herzensschwesterchen," beruhigte Eberhard, „jetzt sind wir wieder beisammen und können Schulter an Schulter in den Kampf gehen. Ich bin gesund und kräftig. Ich kann und will arbeiten, und mein kluges Schwesterchen wird mir mit seinem Rathe treu zur Seite stehen. Das Beste ist aber, daß wir nur gutes wollen und Gott den

Sohn und Bruder nicht im Stiche lassen wird, der seinem Vater und seiner Schwester ein sorgenfreies Dasein erkämpfen will."

Als Eberhard sein Zimmer erreicht hatte, ging er noch in demselben auf und ab. Er hätte so gern hoffnungsreich in die Zukunft gesehen, aber er wurde ein Gefühl banger Sorge nicht los. Er wußte, daß es ihm weder an Fleiß, noch an Energie fehlte, aber er erkannte auch, daß er mit Geld nicht umzugehen verstand. Tausendmal hatte er sich, seit er erwachsen war, gesagt, daß Sparsamkeit in seiner Lage die erste Tugend sei, und doch hatte er immer wieder mit dem Gelde um sich geworfen, sobald er in Versuchung geführt worden war. Wie, wenn seine Vorsätze jetzt an dieser Klippe Schiffbruch litten? Aber das durfte nicht sein, denn in dem Nachen saßen ja auch der Vater und Therese. Nein, es durfte nicht sein — und doch rieselte ihm ein Gefühl banger Angst durch die Glieder.

Achtes Kapitel.

In Ellermünde.

Die lange Winternacht hatte kaum der Dämmerung Platz gemacht, als der alte Proßnitz in Begleitung Dianas in das Zimmer des Sohnes trat. „Wo ist denn aber Karo?" fragte er, indem er Eberhard die Hand reichte.

„Karo? Hast Du einen neuen Hund, Vater?"

Der Alte war im Augenblick wieder zur Thüre hinaus, und Eberhard hörte, wie er die Treppe hinunterstieg. Nach einiger Zeit kam er wieder, jetzt in Begleitung eines schlanken Hühnerhundes.

„Sieh einmal, den habe ich für Dich erzogen und dressirt," sagte er. „Ist er nicht ein hübscher Kerl? He? Du weißt, ich kann die reinen Pointer nicht leiden — es ist eine windige Race — aber solch ein Halbblut laß ich mir gefallen. Das reviert weiter, zieht aber ebenso vorsichtig an und steht ebenso fest, wie einer von unsern guten, alten. Und er ist ferm. Du kannst einen Hasen drei Schritt von ihm anschießen und er rührt sich nicht."

Eberhard dankte dem Vater herzlich und wandte sich dann Karo zu. Dieser war in der That ein schöner Hund. Er hatte die treuen Augen und den kräftigen Knochenbau seiner kurischen Mutter, aber seine Bewegungen zeigten das Ungestüm des englischen Vaters.

„Stoß Dich nicht daran, Eberhard, daß er braun gebrannt ist," sagte der Alte. „Für den Wald empfiehlt sich das ja nicht, aber auf unseren Feldern geht es an, und es sieht so hübsch aus!"

Während Eberhard sich ankleidete, ging der Alte wieder fort und kam nach einer Weile mit einer Flinte und einer Jagdtasche zurück. Er hielt beides dem Sohne hin. „Da," sagte er, „das ist mein Salz und Brot für Dich."

Eberhard dankte dem Vater abermals und nahm die Flinte entgegen. Es war ein schönes Lefaucheurgewehr von Barella, wie er sich ein solches längst gewünscht hatte. Er war ein viel zu leidenschaftlicher Jäger, um nicht im ersten Augenblicke nur Freude zu empfinden. Er packte die Flinte an und prüfte Visir und Korn. „Sie liegt mir famos," sagte er.

„Ja? Na, das freut mich — ruhig Karo — kusch Dich — das freut mich. Sie schießt brillant. Namentlich der linke Lauf hält allerliebst zusammen. Na, Du kannst sie ja nachher an einer Taube oder einer Krähe probiren."

Grethe brachte nun den Kaffee und der alte Herr unterhielt Eberhard, während er trank, mit einer höchst merkwürdigen Geschichte von einem Hasen, den die Hunde des Neuhöffschen dreimal zurückgebracht hatten, auf den dreimal mehrfach gepudelt worden war, und der sich schließlich in seiner Seelenangst in ein Bauernhaus geflüchtet hatte, ein Umstand, der seine Verfolger rührte und ihm das Leben rettete; es folgte dann eine Mittheilung über zwei Wildgänse, die im Herbst so unvorsichtig gewesen waren, so über- und hintereinander zu fliegen, daß die Kugel des alten Proßnitz die eine tödtete und die andere fluglahm schoß, und endlich ein Bericht über ein versprengtes Elen, das in der Nacht über die Umzäunung des Neuhöffschen Parkes hatte setzen wollen, sich aber auf einem Pfahl gespießt hatte.

Eberhard hörte zerstreut zu. Der Gedanke, daß sein schönes Gewehr ohne Zweifel schweres Geld gekostet hatte, raubte ihm alle Freude daran.

Als der Kaffee getrunken war, ging es hinaus auf den Hof, wo Eberhards noch eine Ueberraschung wartete, denn vor dem Stalle scharrte Hans ungeduldig den Schnee auf. Er trug einen prächtigen englischen Sattel und wurde zugleich mit diesem Eberhard feierlich überwiesen. Das war eine große Freude, und sie war insofern eine ungemischte, als Eberhard sich sagen mußte, daß der Aufzug eines edlen Füllens verhältnismäßig nur wenig mehr kostet, als der eines tüchtigen Kleppers. Der Vater hatte ihm geschrieben, daß er Hans verkauft habe, und Eberhard hatte diese Kunde nicht ohne Kummer vernommen. Um so größer war jetzt seine Freude.

Nachdem auch noch Therese hinzugekommen war, wurde Hans ohne Ende beklopft und endlich an der Korde in Parade vorgeführt. Sodann wurden Pferde- und Viehställe der Reihe nach in Augenschein genommen.

Als der Rundgang vollendet war, kehrten sie wieder in das Haus zurück und nahmen im Zimmer des alten Herren Platz.

„Nun, was meinst Du, Eberhard," fragte der Alte, indem er vermittels eines Fidibus die Pfeife in Brand steckte, „ist unsere Herde nicht schön?"

„Gewiß, lieber Vater, aber sie kann es nicht bleiben, wenn das Pfahlland, in dem sie steht, nicht ein neues Dach erhält."

Der Alte zuckte die Achseln. „Du hast ganz recht," sagte er, „es ist die höchste Zeit."

„Auch der Klepperstall, die Kleete und die Rige müssen neu gedeckt werden," fuhr Eberhard fort, „während der Stall, die Wagenscheune und die Feldscheune noch ein paar Jahre warten können."

„Na, höre einmal — der Stall müßte auch neu gedeckt werden. Ich glaube, das wäre doch noch eiliger, als das Dach des Klepperstalls. Die Klepper halten schon eher etwas aus, als die Wagen- und Reitpferde. Ich habe es bisher so gehen lassen, weil ich mir schon dachte, daß Du da einschreiten würdest. Es freut mich, daß Du gleich an die Arbeit gehst, es freut mich aufrichtig. Ich glaube aber, Du solltest das eine thun und das andere nicht lassen. Der Stall ist sehr wichtig. Du wirst Dir doch früher oder später noch ein paar Pferde kaufen und denen wird trockenes Heu auch gut thun."

„Bester Vater," erwiderte Eberhard, „ich wüßte wirklich nicht, was ich mit den Pferden anfangen sollte. Ich möchte Dir im Gegentheil vorschlagen, daß wir mit Rücksicht auf unsere augenblicklichen Verhältnisse unsere vier Füchse verkaufen und statt ihrer ein paar tüchtige Doppelklepper anschaffen, die wir in drängender Arbeitszeit auch auf dem Felde verwenden können."

Der Alte erröthete über und über. „Was für ein Unsinn," erwiderte er, „wir können doch nicht mit Kleppern ausfahren! Wir müssen doch Fahrpferde haben!"

„Liebster Vater," meinte Therese, „es handelt sich ja nur um eine vorübergehende Maßregel. Geht es uns später wieder besser, so können wir uns ja wieder Pferde halten, wie viel wir wollen. Ist es denn wirklich nöthig, daß wir, die wir fast nie ausfahren, vier theure Fahrpferde halten, die nichts thun als Hafer fressen? Eberhard und ich benutzen, wenn wir einmal zur Stadt fahren, ganz gern ein paar Klepper."

„Was für ein Unsinn! Was das nur wieder für aberwitzige, ausländische Ideen sind! Als ob es auf die paar Lof Hafer, die meine Füchse fressen, ankäme! Mit solchen Ersparnissen lockt man keinen Hund vom Ofen. Wenn Ihr sparen wollt, so spart die Rubel, die Kopeken thun es nicht. Fällt mir ja gar nicht ein, meine Füchse abzuschaffen! Wenn Ihr Vergnügen daran findet, mit Kleppern zu fahren, so thut es, aber verlangt deshalb nicht, daß ich es auch thun soll. Ich bin kein Bauer, ich bin eine Standesperson!"

„Gewiß, Vater, aber wir sind Leute, die tief verschuldet sind, die Ehre und die Klugheit verlangen gleichsehr, daß wir alle unnützen Ausgaben aufgeben."

„Ach was! Das hat Dir die Therese in den Kopf gesetzt. So schlimm steht es ja gar nicht mit uns. Unsere Verhältnisse sind ein wenig in Unordnung gerathen — das ist wahr — aber wir werden schon mit ihnen zurechtkommen. Das Geld, welches ich während aller dieser Jahre in die Felder gesteckt habe, muß ja endlich herauskommen."

„Es kommt aber nicht heraus, Vater, im Gegentheil, wir nehmen jährlich auf."

Der Alte blickte Therese spöttisch an. „Wie Du nur wieder

sprichst! Wenn nichts herauskommt, klagst Du, und wenn ich etwas hineinstecke, klagst Du auch. Die Sache ist jetzt soweit, daß, wenn Eberhard mit ein paar tausend Rubeln hineingeht, er alles ernten wird, was ich in meinem langen Leben gesäet habe."

„Aber wo werden diese paar tausend Rubel herkommen?

„Wie Du fragen kannst, Therese! Es ist wirklich, als ob Du acht Tage alt wärest. Du weißt doch sehr wohl, daß ich in jedem Augenblicke soviel Geld haben kann, als ich brauche."

„Das kann doch nicht immer so bleiben."

„Aber was redest Du nur? Wer hat denn gesagt, daß es immer so fortgehen soll. Ich leihe für Eberhard so viel, als er braucht und damit ist es genug. Nach einem Jahre gehen wir ans Bezahlen."

„Wie viel schulden wir Johanson?" fragte Eberhard.

„Wie viel wir Johanson schulden? Du fragst, wie viel ich ihm schuldig bin? Das brauchst Du nicht zu wissen. Das ist meine Sache, mein Junge, das geht Dich gar nichts an. Ich habe das Geld geliehen, ich werde es auch bezahlen."

„Wovon denn aber, lieber Vater? Doch von den Einnahmen aus Inselhof?"

„Nun natürlich. Wovon sonst? Du weißt doch, daß alles was ich habe, in dem Gute steckt."

„Gewiß, aber eben deshalb muß ich wissen, mit welchen Schulden dasselbe belastet ist."

„Ach, nicht doch. Ich sage Dir ja, daß ich die Schulden ganz als meine Sache betrachte. Nein, mein lieber Eberhard, sie sollen Dir das Leben nicht verbittern. Ich habe sie ja allerdings in Deinem Interesse gemacht, aber ich will nichts davon wissen, daß Du Dir mit ihnen zu schaffen machst. Nein, Du sollst nach allen Seiten hin freie Arme haben und das Gut ganz ohne Schulden antreten."

„Aber, lieber Vater," rief Therese ungeduldig, „wie kannst Du persönlich die Schulden übernehmen, und wie kann Eberhard das Gut schuldenfrei antreten, wenn Vieh und Pferde, wenn lebendes und todtes Inventar Johanson für diese Schulden verpfändet sind."

„Aber liebe Therese — wenn Du doch nicht von Dingen reden

wolltest, von denen Du nichts verstehst. Was heißt das: „verpfändet!“ Das ist doch eine reine Formalität! Ich habe das Geld von einem Manne, der mir großen Dank schuldig ist, und der offenbar froh ist, mir seine Schuld wenigstens soweit abtragen zu können, als das durch solche Gefälligkeiten überhaupt möglich ist.“

„Aber Vater,“ rief Therese heftig, „kannst Du denn wirklich glauben, daß der sparsame Mann, der doch eigentlich selbst nicht reich ist, und der einen Sohn hat, Dir aus reiner Dankbarkeit Jahr für Jahr Tausende leihen wird! Ich verstehe Dich nicht, Vater. Wenn wir uns jetzt, in letzter Stunde nicht noch besinnen, nicht endlich aufhören, uns in Illusionen zu wiegen und vor der Gefahr die Augen zu schließen, so sind wir rettungslos verloren.“

Eberhard legte seine Hand beruhigend auf den Arm der Schwester. „Vater,“ sagte er, „Du meinst, daß Johanson Dir das Geld gibt, weil er Dir dankbar ist und froh ist, seine Schuld in dieser Weise abtragen zu können. Kannst Du uns sagen, wofür er Dir Dank schuldig ist?“

„Gewiß kann ich das. Der Mensch ist jahrelang hier in Inselhof erst Junge und dann Wagger gewesen, und ich habe ihn immer anständig behandelt.“

„Ohne Zweifel, Vater, aber kann dieser Umstand eine so große und so lange anhaltende Dankbarkeit hervorrufen?“

„Natürlich. Ihr müßt nicht glauben, daß man damals schon so viel Umstände mit solch einem Kerl machte, wie heute. Das waren andere Zeiten! Mein seliger Vater — Euer Großvater — der hielt auf Zucht. Wer nicht parirte, bekam an die Ohren, wer räsonnirte — fünfzehn aufgezählt. Ich sehe den Alten noch vor mir. Es war am Tage vor seinem Tode. Das Wasser war ihm schon bis dicht ans Herz gestiegen, er konnte kaum noch athmen. Wir hatten ihn in seinem Rollstuhl auf die Veranda gebracht, weil er dort mehr Luft hatte. Da kommt der Gärtner an ihn heran, die Mütze auf dem Kopfe, die Schaufel in der Hand und fragt: wie geht es, gnädiger Herr? So, sagt der Alte und haut ihm hinter die Grauchen, daß alles in den Grand (Kies) fiel, der Kerl und die Mütze und die Schaufel. Ich will Dich lehren, schreit der Alte, wie Du mit

Deinem Herrn zu sprechen hast. So war der Alte. Wie gefällt Dir das?"

„Schlecht, Vater."

„Mag sein, aber glaube mir, so muß man mit den Bauern umgehen. Ihr junges Volk meint immer, daß der Johanson, weil er jetzt zu Gelde gekommen ist und einen deutschen Rock trägt, eine Standesperson geworden sei. Prosit Mahlzeit! Innerlich ist er jetzt genau derselbe Bauernkerl, der er früher war."

„Angenommen, Du habest recht, Vater, aber wofür soll er Dir dankbar sein?"

„Wie? Wofür er mir dankbar sein soll? Habe ich den Kerl auch nur ein einziges Mal gehauen? Nein, keinen Finger habe ich ihm angelegt. Warum sollte er mir nicht dankbar sein?"

Eberhard und Therese wechselten einen bedeutungsvollen Blick. „Vater," bat ersterer nach einer Weile, „willst Du mir nicht sagen, wieviel Du ihm schuldest? Du würdest mich dadurch zum größten Danke verpflichten."

„Nein, nein, nein, komme mir damit gar nicht. Ich weiß, was ich meinem Kinde schuldig bin. Nein, Eberhard, die Bezahlung der Schulden ist ganz meine Sache. Du sollst damit nichts zu thun haben. Sage mir nur, wie viel Geld Du zu brauchen glaubst, ich fahre dann noch heute hinüber und spreche mit Johanson."

Eberhard dachte eine Weile nach. „Hat es bis zum Mittagsessen Zeit damit?" fragte er dann.

„Du willst überlegen? Gewiß. Ich fahre doch erst am Nachmittag. Trinkst Du jetzt auch ein Schnäpschen? Nicht? Na, dann lasse ich Euch etwas allein." Damit ging er.

„Eberhard," sagte Therese schnell, „verlange nur eine Summe, gleichviel welche. Ich glaube, daß sich bei dieser Gelegenheit zeigen muß, wo Johanson hinaus will. Ist meine Vermuthung richtig, so wird Vater heute zum ersten Mal kein Geld erhalten, denn Johanson muß Dich fürchten, es kann daher nicht in seinem Interesse liegen, Dich zu unterstützen."

„Du hast recht, Therese. Lassen wir diesen Versuchsballon steigen. Aus Vater ist ohnehin nichts herauszubekommen, vielleicht gelingt es mir

bei Johanson besser. Noch eins Therese — der Ton, in dem Du vorhin zu Vater sprachst, war meines Schwesterchens nicht würdig."

„Verzeih," erwiderte Therese, indem sie den Hals des Bruders umschlang, „verzeih, aber es ist so unendlich schwer, ruhig zu bleiben, wenn wir selbst da, wo alles auf Klarheit ankommt, immer wieder derselben trostlosen Verwirrung begegnen. Glaube mir, Eberhard, gelingt es Dir nicht, das Heft ganz in die Hand zu bekommen, so wirst Du Dich nur in vergeblicher Arbeit verzehren. Ich will nicht entschuldigen, daß ich wieder heftig wurde — das war sehr unrecht, und ich danke Dir, daß Du mich darauf aufmerksam machtest, — aber ich wiederhole Dir, Du mußt die Geschäfte ganz in Deine Hand zu bekommen suchen — nicht um unsertwillen — was liegt an uns — sondern um Vaters willen. Was soll aus ihm werden, Eberhard, wenn Deine Pläne scheitern! Vater kann in unseren Tagen nicht mehr wirthschaften. Er ist in einer anderen Zeit groß geworden, er steht eben in allem und jedem im Banne der Vergangenheit."

„Du hast recht," sagte Eberhard, „aber wir können ihn nicht zwingen, sich ganz zurückzuziehen. Ich muß mich darauf beschränken, mir das Terrain Schritt für Schritt zu erobern."

„Eberhard," rief der alte Proßnitz aus dem dritten Zimmer, „komm schnell — sieh — auf dem Zaune sitzt ein Seidenschwanz."

Nach dem Essen fuhr der alte Proßnitz nach Ellermünde. Der Alte schüttelte, während das Pferd rasch stromabwärts eilte, von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er eine Fliege abwehren wolle, aber sie schien immer wieder zu kehren. Seit vielen Jahren war es Proßnitz in Fleisch und Blut übergegangen, daß alle Noth ein Ende haben würde, sobald nur erst Eberhard erwachsen war und das Gut antreten konnte. Diese Vorstellung war in ihren Umrissen immer sehr verschwommen gewesen, aber sie hatte vielleicht gerade deshalb so fest Wurzel gefaßt. Jetzt zum ersten Mal ging dem alten Herren eine Ahnung davon auf, daß Eberhards Eintreten auch für ihn selbst mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft sein würde. Der Gedanke, seine Füchse hergeben zu müssen, erregte ihn bis ins Innerste. Wenn Eberhard gleich so anfing, was mußte da erst von der Zukunft erwartet werden! Wie, wenn Eberhard der Herde den Mehltrank, die

Oelkuchen und das lithauische Heu strich? Wenn er seine oft ausgesprochene Ansicht, nach welcher junge Arbeitspferde nichts taugen, zur That werden ließ und den Klepperstall mit lauter älteren Thieren füllte? Wie, wenn er Superphosphat und Gyps künftig einfach fortließ? Konnte der alte Herr sich, seine Herde, seine Pferde, sein Inselhof diesen Möglichkeiten aussetzen? War es nicht besser, wenn er zunächst das Heft noch in der Hand behielt und Eberhard nur als Gehilfen verwendete, bis derselbe sich die Hörner abgelaufen hatte?

„Es ist fatal," sagte der Alte laut, obgleich ihn niemand hörte, als der Fuchs vor dem Schlitten und Diana hinter demselben. „Da gehe ich nun seit bald vierzig Jahren im Pfluge, und soll mich nun doch noch nicht ausspannen dürfen. Man hätte dann doch auch einmal auf ein acht Tagchen fortfahren und ein Elen schießen können. So ist man ja wie an der Kette. Aber das kommt alles von Therese her. Die denkt in ihrem Frauenverstande, man müsse den Regen in Tropfen auffangen, und ist unglücklich, wenn man den Ofen nicht nur mit Pergeln (Kienspähnen) heizt. Und dabei soll alles so reinlich und sauber nebeneinander liegen, wie in der Rige, wenn der Ochse kommt: Roggen hier, Kleinkorn da, Kaff dort. Ja, das geht im Leben nicht so. Da geht es nicht her, wie im Pfahlland, wo Kalb, Ferse und Kuh — jedes seine Stelle hat, sondern wie auf der Wiese, wo alles durcheinander weidet."

Der Fuchs griff mächtig aus, und die Auffahrt nach Ellermünde war bald erreicht.

Ellermünde hatte ganz jenes nüchterne Aussehen, das für die schon lange in den Händen ehemaliger Bauern befindlichen Kronsgüter so charakteristisch ist. Die Bäume des Parkes, der das Wohnhaus einst umgeben hatte, waren längst in die Oefen gewandert, und der Obstgarten war auf ein paar schlechtgehaltene Aepfel- und Birnbäume, unter denen ein halbes Dutzend verwilderter Johannisbeersträucher ein klägliches Dasein führte, zusammengeschmolzen. Auch an den Gebäuden war keinerlei verschönernder Luxus wahrzunehmen, aber sie waren immerhin hinreichend gepflegt, um nicht gerade den Eindruck des Verfalls zu machen.

Der Ton der Glocke rief einen jungen Mann auf die Veranda,

der den alten Herrn mit einem Gemisch von Freude und Ehrerbietung begrüßte. „Guten Tag, Herr Proßnitz," rief er. „Bitte, treten Sie ein. Erlauben Sie, daß ich Ihr Pferd in den Stall bringe."

„Danke. Ist der Vater zu Hause?" fragte Proßnitz.

„Er ist vor ein paar Stunden zu Bruschewski gegangen, aber er muß gleich wieder zurück sein. Bitte, treten Sie nur ein."

Proßnitz legte seinen Pelz ab und trat in das Wohnzimmer. Dieses, ein ungewöhnlich langes, schmales Gemach, sah mit seinen, mit schwarzem Lederstoff überzogenen Möbeln und seinem ungestrichenen Fußboden so nüchtern aus, wie das ganze Haus. Den einzigen Schmuck bildeten ein paar über dem Sopha hängende schlechte Holzschnitte, die Szenen aus der biblischen Geschichte darstellten.

Proßnitz stellte sich an eines der Fenster und sah zu, wie der junge Johanson sein Pferd ausspannte. Dieser war ein großer, überaus kräftig gebauter, junger Mann mit Wangen wie Milch und Blut und gelbblondem, durchaus zurückgekämmtem Haar. Er trug einen Anzug aus hellgrauem Wand und bis an die Knie hinaufreichende Schmierstiefel. „Der Junge hätte einen guten Knecht abgegeben," dachte der Alte. „Wie schade, daß er keiner ist."

Karl Johanson war von den Charaktereigenschaften des alten Proßnitz keineswegs erbaut, aber ihm wurde trotzdem warm ums junge Herz, wenn er ihn sah. Er eilte daher, so schnell wie möglich fertig zu werden, und begab sich dann wieder ins Haus.

„Wann kommt Ihr Sohn, Herr Proßnitz?" fragte er dort.

„Eberhard? Na, der ist schon da. Er traf gestern Abend ein. Kommen Sie doch bald herüber. Ihr Besuch wird Eberhard erfreuen."

„Ich danke. Wenn Sie erlauben, komme ich nächstens."

Es trat eine Pause ein. „Sie werden Inselhof zu Georgi ganz an Ihren Sohn abtreten?" fragte Karl.

„Na, das weiß ich noch nicht. Ich glaube nicht. Mein Sohn wird zunächst wol nur mein Gehilfe werden."

„Aber Sie sprachen doch davon, ganz zurückzutreten?"

Der Alte runzelte die Stirn. „Junger Mann," sagte er, „es scheint mir, als ob das ganz meine Sache wäre. Nicht?"

Karl erröthete über und über. „Verzeihen Sie," stotterte er, „ich — ich —"

„Ist schon gut, Karl. Ich wollte Sie nur in zarter Weise darauf aufmerksam machen, daß es sich nicht schickt, solche Fragen zu thun. Haben Sie schon Eis eingefahren?"

Das Gespräch nahm nun eine wirthschaftliche Wendung, bis Karl, auf den Hof weisend, ausrief: „Da kommt der Vater."

Der alte Johanson kam in der That eben über den Hof.

„Guten Abend, Err Nachbar," sagte er, als er eingetreten war, indem er Proßnitz die Hand schüttelte. Nun, ich gratulire. Bruschewski sagt mir, daß Ihr Sohn wieder zurück sei. Die Hilfe wird den alten Knochen auch gut thun. Nicht?"

„Das will ich meinen," war die Antwort. „Wir alten Kerle haben uns genug gequält, Johanson, jetzt mögen die jungen Leute zusehen, wie weit sie es bringen."

„Da aben Sie recht. Wir aben uns gequält, wie Teufel mit Kröten. Da freut man sich, wenn man sich einen Priprasch (Seitenpferd) anspannen kann. Nicht?"

Die beiden lachten. „Karl," sagte Johanson, „warum ast Du Errn Proßnitz nicht Flasche Bier vorgesetzt? Geh, hole paar Flaschen. Nun, was sagen Sie zu dem weichen Wetter, Err Nachbar? Was wird mit dem Olz sein, wenn das so bleibt?"

„Wir bekommen schon noch Frost und Schnee," war die Antwort. „Ich habe heute Seidenschwänze gesehen. Aber, sagen Sie doch, Johanson, wollen Sie den Karl von Georgi ab allein wirthschaften lassen?"

„Nein, das will ich gar nicht. So lange ich lebe, behalte ich den Kleetenschlüssel. Ruft mich einmal mein Err und Eiland ab, dann kann Karl allein wirthschaften."

„Ich dachte eigentlich daran, mich zu Georgi ganz zurückzuziehen," sagte Proßnitz.

„Warum? Ich sage von Ihrem Sohn nichts schlechtes — der Sohn fällt nach Vater — aber junge Leute aben keine Erfahrung."

„Unsere Söhne sind zwischen Pflug und Egge aufgewachsen."

„Nicht jeder, der in Badstube geboren ist, versteht ihr auch zu heizen. Junges Perd soll man neben altem einfahren, da lernt es

sich von selbst, langsam über Brücke und rasch bergauf gehen. Spannest Du es gleich von Anfang allein ein, zerbricht es Deichseln und zerreißt Geschirr."

Die Worte Johansons klangen Proßnitz sehr annehmbar. Der Aerger über das Attentat auf seine Füchse war noch frisch in ihm.

Karl brachte das Bier, und man sprach eine Weile von den Kornpreisen und den Aussichten für die Wintersaat. Dann erhob sich Proßnitz. „Lassen Sie recht anspannen, lieber Karl," bat er. „Mit Ihnen, Johanson, habe ich noch ein paar Worte unter vier Augen zu sprechen."

Karl verließ das Zimmer, Johanson blickte Proßnitz fragend an. Dieser bekam zunächst einen Hustenanfall und blickte dann auf seine ineinander gefalteten Hände, deren Daumen sich rasch um einander drehten. „Verdammter Husten," sagte er. „Hu! hu! hu! Ich komme zu Ihnen, lieber Johanson — hu! hu! — um Sie um Geld zu bitten. Warum, brauche ich Ihnen wol nicht erst zu sagen. Hu! — hu! — hu! — Verdammter Husten. Sie wissen, daß mein Eberhard jetzt zurück ist und zu Georgi Inselhof antritt, da werden Sie selbst einsehen, daß er Geld braucht."

Proßnitz blickte auf; Johanson sah ihn überaus freundlich an

„Der Junge," fuhr ersterer fort, „hat natürlich alle Sparsamkeitsideen im Kopf, mit denen unsere jungen Leute aus Deutschland zurückkommen, und bildet sich daher ein, mit zweitausend Rubeln auskommen zu können, aber das ist ein Unsinn. Das ist einer der Fälle, wo wir Alten eben für die Jungen denken, wo wir ihr Interesse wahrnehmen müssen. Der junge Schütze pudelt auf die Krähe, während der alte sie herunterschießt, weil er weiß, daß er vorhalten muß. Hu! — hu! — hu! — Nicht wahr?"

„Wie denn!"

„Eben. Ich meine daher, wir geben ihm gleich viertausend, oder besser fünftausend. Das ist das allerwenigste, was er braucht. Nicht?"

„Lieber Err Proßnitz," erwiderte Johanson, „ich kann ihm gar nichts nicht geben."

„Wie? Was heißt das?"

„Das heißt, daß ich ihm gar nichts nicht geben kann. Ich bin

jetzt selbst nur ganz schlecht bei Federn, und ich abe im vorigten Jahr gar keinen Erbst nicht gehabt."

Der alte Proßnitz erröthete vor Zorn. „Wo soll es denn aber sonst herkommen?" fragte er.

„Ja, das weiß ich nu nicht," erwiderte Johanson und blickte den Nachbar theilnehmend an.

„Aber lieber Johanson, machen Sie doch keine Geschichten," rief dieser. „Sie können mich doch nicht jetzt im Stiche lassen, jetzt, wo Eberhard zurück ist. Wollen Sie Ihr Geld wieder haben, so müssen Sie uns auch die Möglichkeit schaffen, es aus Inselhof herauszuziehen. Ich versichere Ihnen, Eberhard ist enorm tüchtig, es kann ihm nicht fehlen."

Johanson zuckte die Achseln. „Ich kann nichts geben," sagte er. „Aus leeren Kasten kann man keinen Hafer nicht nehmen. Aller Hafer aber, den ich gedroschen abe, ist Jahr für Jahr in die Inselhöffsche Kleete gefahren worden."

Proßnitz sprang auf und durchmaß mit schweren Schritten das Zimmer. Dann blieb er vor Johanson stehen: „Machen Sie doch keine Geschichten," sagte er.

„Ich kann Ihnen nichts geben. Wo keine Kraft ist, da ist keine Macht. Wenn ich sage: schießen Sie in Inselhof zwei Füchse, nicht viele, nur allein zwei, was werden Sie sagen? Sie werden sagen: Ich kann auch nicht einen schießen, weil da nicht einer ist."

„Aber Sie müssen doch Geld haben!"

„Ich abe so viel Geld, wie Heu zu Johannis."

„Das hätten Sie mir aber doch sagen müssen. Ich hatte mich ganz auf Sie verlassen. Das ist doch das wenigste, was ich von Ihnen verlangen konnte. Ich finde Ihr Benehmen ganz unverantwortlich. Sie kompromittiren mich meinem Sohne gegenüber, dem ich schon gesagt habe, daß ich das Geld von Ihnen erhalten würde. Ich glaube nicht, daß ich das um Sie verdient habe."

Johanson zuckte die Schultern. „Err Proßnitz," erwiderte er, „ich abe geholfen, so lange ich konnte, jetzt geht es nicht mehr. Aber unser Err und Gott wird schon elfen. Ich will Sie auch nicht drängen. Sie aben mir schon von Jahr zu Jahr versprochen, mit Abzahlung

anzufangen, und Sie aben es nicht angefangen, aber ich will nicht ein Wort sagen und bis zu nächsten Jahr warten. Wenn Sie Leinen und Peitsche nur selbst in Hand behalten, und nicht zulassen, daß der junge Mann Pferde aus dem Wege brechen läßt, so wird Wagen schon nicht umfallen. Ich kann Ihnen nicht elfen, aber Gott wird Ihnen elfen. Er läßt keinen Kurländer umkommen."

Die Worte Johansons schienen für Proßnitz wenig tröstliches zu haben. „Nun, wenn Sie mir nicht helfen wollen, muß ich mich anderweitig nach Hilfe umsehen," sagte er rauh. „Guten Abend."

Damit schritt er der Vorhalle zu. Johanson folgte ihm schweigend und half ihm den Pelz anziehen. Dann traten beide hinaus auf die Veranda, vor welcher der Inselhöffsche Schlitten schon hielt.

„Guten Abend, Herr Proßnitz," sagte Karl bescheiden, „bitte, empfehlen Sie mich Fräulein Thereſe und Ihrem Sohn."

Proßnitz ließ diese Anrede unbeantwortet. „Also so lassen Sie den Sohn Ihres alten Herren davonfahren, Johanson!" sagte er.

„Ich kann nicht anders," war die Antwort.

Proßnitz hieb auf den Fuchs ein, daß derselbe im Galopp davonjagte. Er war tief empört. „Der undankbare Schurke," dachte er. „Aber so ist der Bauer. Schenke ihm heute einen Wald und bitte ihn morgen um ein Stück Nutzholz — er schlägt es Dir ab."

Die beiden Johansons blickten dem davonjagenden Schlitten schweigend nach. „So sind sie, diese Grützdeutschen," sagte der Vater endlich. „So lange sie denken, noch was von Dir zu bekommen, bist Du „lieber Johanson", sehen sie aber, daß Du die Tasche nicht aufmachst, so aben sie kein freundlich Wort mehr."

„Was wollte er, Vater?"

„Er wollte natürlich wieder Geld aben."

„Du gabst ihm aber keins?"

„Nein."

„Glaubst Du nicht, daß der junge Proßnitz einmal ein tüchtiger Wirth sein wird?"

„Das weiß ich nicht. Das ist auch nichts. Auch wenn er Gott weiß wie gut wäre, müßte man doch sagen: Füttere den Hund, wenn Wolf im Stalle ist."

„Du meinst, daß es für die Inselhöfschen schon zu spät ist?"

„Das weiß ich nicht. Das ist Gottes Sache. Das steht in dessen Hand. Ich weiß nur, daß Hände im Schoß kein Brot verdienen. Gott gibt jedem nach Verdienst."

Sie standen noch immer auf der Veranda und blickten in die rasch herabsinkende Dunkelheit. Der Wind, der nach Norden herumgegangen war, blies kalt um die Ecke des Hauses. Karl fröstelte. „Gehen wir hinein?" fragte er.

Drinnen zündete Karl die Lampe an. „Vater," sagte er dann, „war Dir der alte Proßnitz, der Vater des Inselhöfschen, ein guter Herr?"

Er hatte diese Frage schon mehrmals an den Vater gerichtet, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten. Heute hoffte er auf einen besseren Erfolg.

Johanson trommelte mit seinen kurzen Fingern auf dem Tische und blickte starr in die Flamme. „Mein Sohn," erwiderte er, „freue Dich, daß Du nach keinem Errn zu fragen ast. Wir waren damals wie die Fußwischer für jedermann, und alle schlugen auf uns ein, wie auf die Rippe (ein beliebtes Spiel). Mir ist mit dieser Familie alter Einschnitt (im Kerbholz), aber ich will davon nichts wissen. Mein ist die Rache, spricht der Err, ich will vergelten. Gott wird an ihnen thun, was sie an uns gethan aben. Der Hefen ist eingelegt, es wird schon weiter gähren."

„Vater," fragte Karl schüchtern, „wenn Du so über sie denkst — warum unterstütztest Du sie dann?"

„Glaubst Du, daß der Neuhöfsche aus Barmherzigkeit für die Füchse im Winter Luder auswirft?" war die Antwort.

Karl blickte betrübt auf den Vater, über dessen sonst so gütiges Gesicht ein böses Lächeln flog. Das war der einzige Punkt, wo er den sonst so heißgeliebten und so hochverehrten Mann nicht verstand, wo es ihm war, als ob ein ganz anderer aus ihm spräche. Und doch war gerade dieser Punkt für ihn vielleicht der wichtigste.

„Vater," hub Karl wieder an, „Du sagtest vorhin: Mein ist die Rache, spricht der Herr, und ich will vergelten."

„Gewiß, mein Sohn, ich thue ja auch nichts, um selbst Rache zu nehmen. Ich lasse den Errn nur gewähren. Wie soll aber Gott, der

Err, jemand mit Pferd stürzen lassen, wenn alle ihren Stall zu alten? Aber sei das nun, wie seiend, geh jetzt und hole uns die Zeitung."

Karl erhob sich seufzend, holte die „Zeitung für Stadt und Land" und las sie vom Leitartikel: „Das Schulwesen im Rigaschen Patrimonialgebiet" bis zum „Gustav Keuchel" herunter vor. Der Vater hörte aufmerksam zu, ließ sich, als ein ungewöhnliches Fremdwort vorkam, dasselbe vom Sohne übersetzen und besprach, als die Lektüre zu Ende war, die landwirthschaftlichen Anordnungen für den folgenden Tag. Dann holte Karl Bibel und Gesangbuch, las aus jedem einen Abschnitt vor und betete ein „Vaterunser." Darauf gingen beide zu Bett.

Neuntes Kapitel.

Weihnachten.

An dem Tage, an welchem Eberhard in Inselhof eintraf, war Werner in Tiewieten gewesen, am folgenden Tage hatte er den Osthöffschen besucht, den dritten, den 24. Dezember, hatte er in Neuhof verbracht.

Als es dunkelte, forderte ihn der Onkel auf, mit ihm zur Kirche zu fahren, und Werner erklärte sich bereit.

Draußen war köstliches Wetter. Es fror, aber die Kälte wurde nicht lästig, und am Firmament glänzten die Sterne in nordischer Pracht. Auf dem Fluß herrschte reges Leben, und die schnaubenden Rappen des Neuhöffschen ließen zahlreiche Schlitten hinter sich, die dem gleichen Ziele zustrebten. Die Töne ihrer Glöckchen erfüllten die Luft und mischten sich mit den tieferen Klängen der Kirchenglocken, deren Stimme weithin erklang.

„Wie schade, daß Tante nicht auch mitfahren konnte," sagte der Neuhöffsche und seufzte.

„Gewiß!" erwiderte Werner zerstreut. Er dachte darüber nach, ob er Eberhard, falls derselbe ihm in der Kirche begegnete, mit „Du" oder mit „Sie" anreden sollte. Er entschied sich für das letztere. Es erschien ihm das den Verhältnissen angemessener. Im Hintergrunde

seiner Seele schlummerte, ihm selbst unbewußt, das Verhältnis des „Freiherren" zu dem „Hintersassen."

Die Kirche war brechend voll, aber die Leute gaben den Herren ehrerbietig Raum, so daß sie zu den Plätzen des Neuhöfschen gelangen konnten. Als Werner sein Vaterunser gesprochen hatte und aufblickte, sah er, daß Therese ihm gerade gegenübersaß. Da sie nicht zu ihm herüberblickte, konnte er sie ungestört betrachten. Fürwahr, die Tante hatte nicht übertrieben — das Mädchen war wunderbar schön. Das hatte Werner erwartet, aber was er nicht erwartet hatte, war, daß ihr Gesicht sich eigentlich doch wenig verändert hatte. Es war ihm jetzt, als ob er nach dem Gottesdienst auf sie zugehen müsse, um sie zu begrüßen wie eine Schwester, die mittlerweile aus einem schönen Kinde zu einer herrlichen Jungfrau herangereift ist. Wie hatte er nur nicht immer so empfunden!

Die reichgeschmückte Kirche war taghell erleuchtet, und von den dunklen Tannenbäumen ging ein starker Harzgeruch aus. Die köstliche Liturgie ging in Rede und Gegenrede hin und her: „Erhebet Eure Herzen! — Wir erheben sie zum Herrn!" Aus allen Gesichten sprach jene freudige Andacht, wie sie die Botschaft von der Geburt des Heilandes in aller Herzen hervorruft.

Es war Werner, als ob er nach langer Wanderschaft in öder Fremde nun, eben erst, zurückgekehrt sei in das Vaterhaus. Wie oft hatten die vier: Therese, Eberhard, Pauli und er, hier gesessen und den feierlichen Klängen der Orgel gelauscht, während die Sonnenstrahlen schräg durch die Fenster fielen und die Gestalten der vier Evangelisten am Fuße der Kanzel umspielten. „Auf Johannes verweilen sie am längsten," hatte Pauli oft gesagt, „der verkündet das Evangelium der Liebe."

Der Gesang schwieg und der Pastor sprach über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Die Rede war von dem Geiste der Weihnacht durchweht, schlicht, voll, schön. Gott lieben über alles und den Nächsten als sich selbst — das ist aller Religion Anfang und Ende. Nichts will schwerer erkämpft sein, als die Liebe zu Gott und zum Nächsten,

denn natürlich ist uns nur die Liebe zu uns selbst, und doch gibt es keinen anderen Weg zur Seligkeit.

Wie lange hatte Werner keine Predigt gehört und wie lange zumal keine Predigt der Liebe! „Wen liebe ich denn?“ fragte er sich, und er erschrak, als er keine Antwort darauf fand. Seine Mutter? Ja und nein. Er liebte sie, weil sie seine Mutter, und weil sie eine kluge, stattliche Frau war, aber er fühlte doch, daß er diese Liebe nicht allzusehr auf die Probe stellen durfte. Onkel Franz? Tante Evchen? Ja, aber er hatte in der Fremde nur ganz gelegentlich an sie gedacht. Wen hatte er in dieser ganzen, langen Zeit geliebt? Sich selbst. Hatte er nicht die treuen Gespielen seiner Jugend, hatte er nicht selbst das Andenken Paulis vergessen! „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle,“ sprach der Pastor auf der Kanzel, und seine Worte trafen Werner ins Herz.

Der Segen erklang vom Altar, das Schlußlied endete, und die Gemeinde neigte das Haupt zum Gebet. Dann erhoben sich alle.

Als Werner aus dem Gestühl heraustrat, kam ihm Eberhard entgegen, umarmte ihn und küßte ihn. „Mein lieber Werner,“ sagte er in seiner herzlichen Weise, „Gottlob, daß Du nun wieder erreichbar bist. Ich denke, wir wollen treu zusammenhalten.“

Werner empfand es im Grunde peinlich, daß der Sohn des alten Proßnitz ihm vor aller Welt so kameradschaftlich begegnete, aber er schämte sich dieses Gefühls und war eben deshalb nur um so herzlicher. Als der alte Proßnitz, ohne Werner anzusehen, an ihm vorübergehen wollte, um sich den auf ihn wartenden Damen anzuschließen, ergriff er ihn am Arme und sagte: „Erkennen Sie mich nicht mehr, Herr Proßnitz?“

„Ah, Sie sind es, Herr Baron,“ erwiderte der Alte kühl, „lange nicht gesehen.“

„Ja, sehr lange nicht, Herr Proßnitz. Sie erlauben wol, daß ich Fräulein Therese begrüße.“

Damit ging Werner auf Therese zu und reichte ihr die Hand. Die kühle Art des Alten hatte seine Empfindungen nicht wenig abgekühlt. „Ihr Herr Vater hat mich kaum erkannt, gnädiges Fräulein,“

sagte er, „ich hoffe, daß wenigstens Sie sich noch Ihres ehemaligen Spielgefährten erinnern."

Die ungewohnte Anrede und ein unbestimmtes Etwas in Werners Haltung misfielen Therese. „Gewiß, Herr von Hennematt," erwiderte sie gemessen, „und ich freue mich, Sie wieder in der Heimat zu sehen."

Tante Amalie war bisher ein sprachloser Zeuge dieser Begrüßung gewesen, als aber Werner auch sie mit „Gnädige Frau" anredete, riß ihr der kurze Geduldfaden gänzlich. „Wenn Sie mich „gnädige Frau" nennen wollen, Werner," sagte sie zornig, „so sprechen Sie lieber gar nicht mit mir. Ich liebe solche Faxen nicht."

Werner erröthete über und über, und Eberhard und Therese thaten es ihm darin gleich. Zum Glück trat der Neuhöffsche eben zu der Gruppe. „Ich sehe, daß Du alte, liebe Beziehungen wieder angeknüpft hast," sagte er in seiner verbindlichen Art zu seinem Neffen, und dann zu Eberhard gewendet: „ich brauche mich Ihnen wol nicht vorstellen zu lassen, Herr Proßnitz."

Die beiden alten Herren schritten voran, die beiden Damen folgten, Werner und Eberhard schlossen den Zug. „Worüber war Deine Frau Tante eigentlich so zornig?" fragte Werner.

„Sie hatte wol erwartet, daß Du sie mit „Tante Amalie" anreden würdest; sie hat Dich sehr lieb, und die fremde Anrede wird sie verletzt haben. Ich denke, Du hast die alte, brave Seele ja auch gern."

„Gewiß. Bitte, sage der Dame, daß mir nichts ferner lag, als sie verletzen zu wollen."

An der Kirchenthüre trennte man sich. „Ich werde mir morgen erlauben, Ihnen meine Aufwartung zu machen," sagte Werner, indem er dem alten Proßnitz die Hand reichte.

„Wird mir sehr angenehm sein," war die frostige Antwort. „Adieu." Damit ging der Alte. Auch Therese verneigte sich und folgte dann dem Beispiel der Tante, die ohne weiteres auf die Schlitten zugeschritten war. Nur Eberhard blieb noch zurück. „Du kennst ja meinen Alten," sagte er herzlich, „und wirst Dich durch seine rauhe Art nicht abschrecken lassen. Auf Wiedersehen, Werner."

Sie schüttelten sich die Hände und schieden dann. Der Neuhöffsche unterhielt sich mit dem Pastor, und Werner konnte ungestört den

Proßnitz nachblicken. Er hörte deutlich, wie der Alte sagte: „Du hättest nicht so herzlich sein sollen, Eberhard. Du wirst dem falschen Junker damit keinen Gefallen erwiesen haben."

Werner war empört. Wodurch hatte er es verdient, so behandelt zu werden? Er wollte auf den Schlitten zueilen und dem Alten gründlich seine Meinung sagen, aber er hielt doch an sich.

Als er mit dem Onkel im Schlitten saß, sagte er: „Der Hochmuth dieses alten Plebejers ist doch unerträglich!"

„Was verstehst Du unter einem Plebejer?" fragte der Neuhöffsche, dem alle junkerhaften Ausdrücke verhaßt waren.

„Nun, einen gemeinen und niedrig denkenden Menschen."

„Dann hast Du, wie ich fürchte, in diesem Falle diese Bezeichnung nicht ganz mit Unrecht angewandt," war die Antwort.

Die beiden legten die Fahrt schweigend zurück. Werner war — so merkwürdig organisirt ist das Menschenherz — tief gekränkt durch den Ausspruch des alten Proßnitz; obgleich dieser in der Sache das Richtige getroffen hatte, war es Werner, als ob ihm das größte Unrecht zugefügt worden sei.

Tante Evchen gab sich alle Mühe, ihren Mann und ihren Neffen zu zerstreuen, aber es wollte nicht recht glücken, und man stand ernster, als es der heiteren Frau lieb war, um den strahlenden Weihnachtsbaum.

Das alte, schmerzliche Gefühl der Vereinsamung, unter dem Werner als Knabe so sehr gelitten hatte, überkam ihn wieder mit unüberwindlicher Macht, und er beherrschte sich nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte. Es war ihm jetzt, als ob Eberhards herzliche Begrüßung das erste Wort der Liebe gewesen sei, das, seit er als vierzehnjähriger Knabe Inselhof verlassen hatte, in sein Herz drang.

Werner war von der rücksichtsvollsten Liebe umgeben. Der Onkel und die Tante hatten alles herbeigeschafft, wovon sie voraussetzen konnten, daß es ihm Freude machen würde, und sie hatten es in der sinnigsten Weise gethan. Auch aus L. war eine Kiste voll von Geschenken eingetroffen, und sie waren von Briefen begleitet, aus denen herzliche Liebe der Mutter, des Stiefvaters und der Stiefgeschwister sprach. Und doch fühlte er sich einsam und verlassen.

Der Weihnachtsbaum für die Leute war im Saale aufgestellt,

und Frau von Hennematt ließ ihren Rollstuhl durch Werner von einem Platze zum anderen rollen. Sie erhöhte jedem die Freude durch eine freundliche Anrede oder durch ein paar scherzhafte Worte. Bei ihren Lieblingen, ihren zierlichen Zofen, verweilte sie länger, und Werner hatte Zeit, sich umzuschauen. Sein Blick fiel auf die gegenüberliegende Wand, und erkannte das Bild seines Vaters. Der verstorbene Lindenhöffsche glich seinem Neuhöffschen Bruder, aber alles, was bei diesem fein und edel geschnitten war, zeigte bei jenem grobe und plumpe Linien. Und doch war das Gesicht nicht ohne Reiz, denn die blauen Augen blickten keck und lebenslustig in die Welt, und über dem Ganzen lag eine kräftige, männliche Heiterkeit. Werner wußte genug von seinem Vater, um den Eindruck, den das Bild machte, ergänzen zu können. Der verstorbene Lindenhöffsche war ein echter, rechter Landjunker gewesen: geistig unbedeutend, bäurisch derb, gelegentlich auch brutal und der Jagdlust ganz und gar ergeben, aber im Grunde doch gut geartet und sehr viel gemüthvoller, als es den Anschein hatte.

Er hatte doch ein besseres Schicksal verdient, als ihm zu Theil geworden war, und der Sohn empfand dies heute besonders schmerzlich.

* * *

Als der Neuhöffsche und Werner am ersten Weihnachtsfeiertage zur Kirche fuhren, war das Wetter herrlich. Auf der Schneedecke funkelten Milliarden von Diamanten; wo die Sonnenstrahlen hinfielen, riefen sie eine Welt von Licht hervor. Der Fluß war jetzt noch belebter, als am Abend vorher; in langer Reihe eilten die Schlitten dahin, und von den steilen Ufern rutschten jauchzend die Kinder auf leichten Schleifen herab.

Nach dem Gottesdienste trennte sich Werner von dem Onkel und schloß sich der Familie Proßnitz an. „Komm in meinen Schlitten," sagte er zu Eberhard, „ich habe ihn nachfahren lassen."

„Sehr gern, aber wo bleibt Therese?"

„Vielleicht schließt sich Dein Fräulein Schwester uns an. Was meinen Sie, Fräulein Therese?"

„Wenn Sie für uns beide Platz haben, bin ich gern bereit," war die Antwort.

Als man den Schlitten erreicht hatte und Therese schon eingestiegen

war, rief Eberhard plötzlich: „Das ist alles ganz schön, aber wo lasse ich mein Pferd? Ich muß doch allein fahren."

Therese machte eine Bewegung, als ob sie aussteigen wollte. „Vertrauen Sie sich mir nicht mehr an, Fräulein Therese?" fragte Werner, „ich denke, wir sind früher oft genug von der Kirche nach Hause gefahren."

Therese blieb und Werner nahm neben ihr Platz. „Du kannst nach Hause gehen," sagte er zum Kutscher.

Eberhard folgte dem Beispiele des Vaters und lenkte zum Flusse hin, Werner aber rief ihm das Wort: „Wette" zu und schlug den zur Heerstraße führenden Weg ein.

Dieser Weg galt für ebenso weit, wie der auf dem Flusse. Diese Wettfahrt war einst unter den Knaben sehr beliebt gewesen.

Die Schimmel stoben dahin wie die Windsbraut, und Werner blickte seine Nachbarin wieder mit demselben Lächeln an, wie vor zehn Jahren. „Ich hoffe, daß wir früher ankommen werden," sagte er.

„Es ist nicht unmöglich," erwiderte Therese und blickte so zuversichtlich zu ihm empor, wie als Kind.

Die Hufe der Rosse warfen große Ballen von Schnee und Eis auf die Schlittendecke, und einige von ihnen fuhren hart an den Köpfen der beiden vorüber. „Ich glaube, wir sollten den Schleier vorlegen," sagte Werner und zog vorsorglich Thereses Schleier herab.

Nach einiger Zeit bog der Schlitten rechts ab und erreichte den Hof gleichzeitig mit Eberhard, der von der anderen Seite her kam.

„Todtes Rennen," rief Werner lachend, indem er Therese aus dem Schlitten half.

„Sind das Pferde des Neuhöffchen?" fragte Therese.

„Nein, ich habe sie mir gekauft. Wie gefallen sie Ihnen?"

„Gut, aber sie sind schlecht eingefahren."

„Das allerdings, aber ich hoffe, sie noch zurecht zu bringen."

Die drei sprachen so vertraulich mit einander, als ob ihre Freundschaft nicht einen Augenblick unterbrochen worden wäre. Sie gingen in den Stall, und Werner wurde mit Entzücken gewahr, daß die Rehhaarstute noch lebte. Er bewunderte sodann Eberhards Fuchs und machte Freundschaft mit Karo, der sich mittlerweile auch eingefunden hatte.

Unterdessen langten auch der alte Proßnitz und Tante Amalie auf dem Hofe an. Werner öffnete die Schlittendecke und half der Tante aus dem Schlitten. „Wir sind um die Wette gefahren, Tante Amalie," sagte er.

Die alte Dame drohte ihm mit dem Finger. „Das habe ich gesehen," erwiderte sie, „aber das solltet Ihr nicht thun. Als wir noch in Bumbeneeken waren, fuhren Karl Tobien und Eduard Sauerbeer auch einmal um die Wette. Dabei flog Tobien ein Hufeisen ins Gesicht und schlug ihm das rechte Auge aus.

„Sie sprechen ganz ausländisch, Herr von Hennematt," bemerkte der alte Proßnitz.

„Aber nennen Sie mich doch nicht „Herr von Hennematt," Herr Proßnitz! Ich denke, ich heiße Werner."

Bei Tisch war Werner die Liebenswürdigkeit in Person. Er hörte den landwirthschaftlichen Ausführungen des alten Proßnitz mit ehrfurchtsvollem Schweigen zu; er neckte Tante Amalie in diskreter Weise mit der Ueberlegenheit des männlichen Geschlechtes über das weibliche; er sprach zu Eberhard in jener derben Art, in welcher Brüder sich zu unterreden pflegen, und er begegnete Therese mit ritterlicher Galanterie, in welche sich jedoch ein vertrauliches Element mischte. Er konnte sich in allem diesem einfach seinem natürlichen Taktgefühl überlassen, denn ihm war wirklich so froh zu Muth, wie lange nicht.

Therese konnte sich in das Wesen des alten Freundes durchaus nicht finden. War denn dieser glatte, junge Mann wirklich jener finstere, verschlossene, hochfahrende Knabe, an dem einst ihr Kinderherz hing und dessen Bild sie alle die Jahre hindurch treu im Gedächtnis bewahrt hatte? Damals war er unerträglich unliebenswürdig gewesen und hatte nur, wenn er mit Pauli, der Tante, Eberhard, oder ihr allein war, eine Herzensgüte gezeigt, die sie alle entzückt hatte. Jetzt schien er jene Goldschätze, die er sonst nur den Vertrauten zeigte, in runde, blanke Münze umgewandelt zu haben, die er freigebig unter die Leute warf, um sich dafür ihren Beifall zu erkaufen. Er war auch äußerlich wie umgewandelt, die Stirnfalte war verschwunden, die sonst so ernsten Augen blickten heiter, die früher fest geschlossenen Lippen waren lebensfroh halb geöffnet.

Therese sagte sich, daß sie sich eigentlich über diese Veränderung freuen müsse, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Ein Wort von Pauli kam ihr nicht aus dem Sinn. Alles, was glatt ist, schwimmt nicht hoch, hatte er gesagt. Der Aal schleicht am Boden hin, die Neunauge saugt sich am Stein fest und die Schleie wühlt sich in den Schlamm.

Nach dem Essen kamen der Pastor und Karl Johanson. Werner begrüßte den ersteren sehr herzlich, während er dem letzteren mit großer Zurückhaltung begegnete. Das Gespräch wurde förmlicher, gemessener.

Da man den Kaffee im Saal einnahm, in dem noch der Weihnachtsbaum stand, so kam die Rede unwillkürlich auf das Fest. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob jemand unter den Anwesenden einmal den Weihnachtsabend ohne einen Christbaum verbracht habe, und der Pastor bejahte sie. Er hatte, als Student von einem Schneesturm zurückgehalten, den Abend auf einer einsamen Poststation verbringen müssen und entwarf eine sehr drastische Schilderung von der Familie des Stationshalters.

Während der Pastor erzählte, hatte Johanson von Zeit zu Zeit zu Hennematt hinübergeblickt. Er empfand einen unwiderstehlichen Reiz, mit dem Baron, der ihn bisher keines Blickes gewürdigt hatte, ein Gespräch zu beginnen.

„Sie werden Lindenhof zu Georgi antreten, Herr Baron?" fragte er.

„Allerdings," erwiderte Hennematt, mit einer leichten Verbeugung.

„Es ist ein sehr schönes Gut."

Hennematt verneigte sich abermals.

Johanson empfand sehr wohl, daß Hennematt keine Lust hatte, sich mit ihm zu unterhalten, aber eben diese Zurückhaltung wirkte auf ihn wie ein Magnet. Er fühlte, daß er thöricht handelte, wenn er sich der Anziehungskraft desselben überließ, aber er konnte nicht anders.

„Es wirft wol einen hübschen Ertrag ab?" fragte er weiter.

„Ich wirthschafte noch nicht, ich kann Ihnen Ihre Frage daher leider nicht beantworten."

„Werden Sie das ganze Haus bewohnen?"

„Voraussichtlich nicht."

„Gehen Sie mitunter auf die Jagd, Johanson?“ fragte Eberhard, der bemüht war, einem Konflikt vorzubeugen.

„Nein, ich bin gar nicht Jäger. Sie führen ein blau und weiß gewürfeltes Schachbrett im Wappen, Herr Baron?“

„Ja,“ erwiderte Hennematt ungeduldig. „Sind Sie auch als Hauslehrer thätig gewesen, Herr Pastor?“

„Ihre Familie stammt aus Westfalen, Herr Baron?“

Hennematt erhob sich rasch. „Auf ein Wort, Eberhard, ich habe Dir etwas zu sagen,“ rief er, und verließ dann mit dem Freunde das Zimmer.

Johanson erröthete über und über und die Thränen traten ihm in die Augen. Auch Therese und der Pastor erröthteten und blickten für einen Augenblick verlegen vor sich nieder. Der alte Proßnitz aber rief vom Sopha her: „Da haben Sie es, junger Mensch! Wenn man nicht Schullehrer ist, muß man nicht examiniren wollen.“

Die beiden Freunde gingen unterdessen die Zimmerflucht entlang. „Ist das ein Lümmel!“ sagte Werner.

„Du hast den armen Jungen zu hart behandelt,“ erwiderte Eberhard. „Es war doch gut gemeint.“

„Was geht es mich an, wie er es gemeint hat? Der unverschämte Bursche fragte mich aus wie einen Schulbuben.“

„Vergiß nicht, daß es sich doch nur um eine Taktlosigkeit handelte, um eine Taktlosigkeit, die in seinen Verhältnissen erklärlich genug ist.“

„Das mag wol sein, aber wer sich solche Taktlosigkeiten zu Schulden kommen läßt, der gehört in die Küche und nicht in den Salon.“

Eberhard lachte. „Einen Salon mußt Du bei uns überhaupt nicht suchen,“ sagte er, „wir haben nur ein „großes Zimmer,“ aber ich denke, da ist es auch ganz traulich. Nicht?“

Werner wußte nicht recht, was er erwidern sollte, er wechselte daher das Gesprächsthema. „Komm,“ sagte er, „setze Dich her und erzähle mir, wie ein Freund dem anderen, von den Verhältnissen, unter denen Du Inselhof antrittst. Ich denke sie mir überaus schwierig.“

Sie nahmen im Zimmer des alten Proßnitz Platz, und Eberhard entwarf dem Jugendfreunde ein getreues Bild seiner Lage. „Du siehst,“

schloß er, „die Situation ist eine verzweifelte, aber das Floß sank unter meinen Füßen, und ich muß schwimmen, ob ich nun das Ufer erreiche oder nicht.“

Werner hatte aufmerksam zugehört. „Ich will Dir zehntausend Rubel geben,“ sagte er, einem plötzlichen Antrieb folgend.

Eberhard blickte ihn verwundert an. „Wie meinst Du das?“ fragte er.

„Nun, ich meine, was ich sage. Ich kann Dir zehntausend Rubel für so lange leihen, bis Du sie mir zurückzahlen kannst.“

Eberhard sprang auf und durchmaß mit schnellen Schritten das Zimmer. Die Versuchung war groß, aber er nahm sich zusammen. „Herzlichen Dank,“ sagte er, indem er vor dem Freunde stehen blieb und dessen Hand ergriff, „aber ich kann Dein Anerbieten nicht annehmen. Ich kann Dir keinerlei Sicherheit bieten.“

Werner lächelte. „Ich verlange auch keine,“ sagte er.

Eberhard weigerte sich auch jetzt noch, aber Werner drang so lange in ihn, bis er das Anerbieten unter der Bedingung annahm, daß der Freund, nachdem er sich die Sache vierundzwanzig Stunden überlegt, noch derselben Ansicht sei.

„Bist Du denn so reich?“ fragte Eberhard.

„Nicht eigentlich reich, aber immerhin wohlhabend,“ war die Antwort. „Sei versichert, daß ich das Geld in keiner Weise entbehren werde. Du wirst mir ja ohnehin die üblichen Prozente davon zahlen.“

Als sie in den Saal zurückkehren wollten, stand der alte Proßnitz im Speisezimmer am Büffet und goß sich einen Schnaps ein. „Gießen Sie nicht auch einen hinter die Binde, Hennematt?“ fragte er. „Jetzt nimmt bekanntlich der Bürgermeister von Schlock einen.“

Die beiden lehnten dankend ab und kehrten in den Saal zurück.

Nach dem Thee empfahlen sich der Pastor und Johanson, und die fünf blieben allein. Sie zündeten die Lichter auf dem Weihnachtsbaum noch einmal an und saßen dann traulich beisammen und erzählten sich allerlei Schnurren und Späße. Werner war wie berauscht von Theresens Schönheit und dem Liebreiz, der ihr eigen war. Je länger er in ihrer Nähe weilte, umsomehr wurde er sich bewußt, daß er nie vorher einen so schönen Menschen gesehen hatte.

Als Werner spät am Abend fortfuhr, begleitete ihn die Familie bis auf die Freitreppe. Es fror, am Himmel glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht, und der Schnee knirschte und schrie unter den Schlittenkufen.

„Also Ihr kommt jedenfalls?"

„Ja, jedenfalls."

„Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Die vier standen eine Weile still da, blickten auf die Riesenkuppel der Ulme in der Mitte des Gartens und lauschten der Glocke des sich rasch entfernenden Schlittens.

„Wernerchen ist doch sehr angenehm verändert," sagte Tante Amalie.

„Na, traut ihm nur nicht," erwiderte der alte Proßnitz. „Er scheint mir so recht einer von unseren Herrchen geworden zu sein. Ich kenne diese Race. Frech, falsch und undankbar sind sie alle."

„Vater," rief Therese entrüstet, „wie kannst Du so von einem Manne reden, der eben erst als Gast die Schwelle unseres Hauses überschritt!"

„Pfui, Adam, schäme Dich," sekundirte Tante Amalie. „Fünf Jahre lang hat er Dein Brot gegessen, ohne Dir eine böse Stunde zu machen, und Du redest jetzt so von ihm!"

„Vater," sagte auch Eberhard, „hat Werner es um uns verdient, daß Du so von ihm sprichst? Von ihm, der Dir immer so ehrfurchtsvoll begegnet ist?"

Der Alte zuckte die Achseln. „Räsonnirt, wie viel Ihr wollt," erwiderte er, „ich kenne die Race. Frech, falsch und undankbar sind sie alle, ohne Ausnahme. Glaubt Ihr denn wirklich, daß, wenn der Quellenthalsche und noch ein paar Tschernomoren hier gewesen wären, der Werner ebenso aus sich herausgekommen wäre, wie jetzt? Prosit Mahlzeit! Mit: „Jawol! In der That! Sie haben gewiß ganz recht!" hätte er gewirthschaftet. Ich kenne das. Ihr wollt nach Neuhof fahren? Wenn Ihr dort niemand findet, wird man sehr freundlich gegen Euch sein, wenn aber auch nur zwei Baroninnen da sind, wird man sich Eurer schämen."

„Meiner hat sich noch niemand geschämt und wird sich auch nie

jemand schämen, und wenn es der Kaiser wäre," erwiderte Therese, indem sie ins Haus ging.

Werner fuhr unterdessen rasch stromabwärts. Er hatte seit lange nicht einen so schönen Abend verlebt. Er hatte freilich auch zehntausend Rubel hingegeben. Von dem Baarvermögen, das er, als er mündig wurde, ausgezahlt bekam, war nicht mehr allzuviel übrig. Er hatte der Mutter und den Stiefbrüdern die Schulden bezahlt, er hatte nicht unbedeutende Summen an Freunde verliehen, er hatte selbst viel verbraucht. Aber was that das! Er war immer noch wohlhabend genug. Und dann — war er es nicht einfach der Familie Proßnitz schuldig, ihr zu Hilfe zu kommen? War es nicht eine Pflicht der großen Edelleute, verarmte Nachbarn zu unterstützen?

Unter solchen Gedanken erreichte er Neuhof, wo er zu seiner Verwunderung den Onkel und die Tante noch im Gesellschaftszimmer fand. Ersterer hatte vergeblich gemahnt, zur Ruhe zu gehen. „Lieber," erwiderte die Frau, „ich bin viel zu neugierig. Wenn mein Herr Neffe auf ein paar Stunden zu Nachbarn fährt und einen ganzen Tag wegbleibt, so muß ich doch wissen, was ihn dort festgehalten hat."

Werner erzählte, wie sie den Tag verbracht hatten. „Es war sehr angenehm," schloß er. „Der Alte ist ja eine unerquickliche Persönlichkeit, aber die anderen sind prächtige, liebe Menschen. Worüber lächelst Du, Tante?"

„Was Du für ein Egoist bist, Wernerchen! Franz, was er für ein Egoist ist!"

Werner erröthete. „Wie meinst Du das, Tante?"

„Das will ich Dir sagen. Du hast Dich bisher nicht im mindesten um die Jugendfreunde bekümmert, und bist nur anstandshalber hingefahren. Nun aber, da Du Dich dort gut unterhalten hast, sind sie mit einem Male „liebe, prächtige Menschen" geworden. Ich glaube, Du bist im Stande, jetzt dem alten Proßnitz Geld anzubieten — nicht weil Du Deine Jugendgespielen lieb hast und ihrem Vater helfen willst, sondern um Dir eine angenehme Familie zu erhalten."

Werner beherrschte sich mühsam. „Du bist sehr hart, Tante," sagte er ernst.

„Nun, Wernerchen, sei mir nicht böse. Komm her, lieber Junge.

So. Gib mir einen Kuß. Danke. Habe ich unrecht, so wird es Dir leicht fallen, mir zu verzeihen, habe ich aber recht, so entschuldige mich mit meinem Tantentum. Lieber, wir alten Jungfern sind ja immer herb wie Quitschen (Beeren der Ebereesche). Der Frost ist eben ausgeblieben. Nun, gute Nacht, Wernerchen, jetzt weiß ich alles, was ich wissen wollte. Du hast Dich in Inselhof gut amüsirt, und infolge dessen sind sie dort „liebe, prächtige Menschen." Verliebe Dich nur nicht in den weiblichen „lieben, prächtigen Menschen." — Ich schweige schon ohnehin still, Franz, Du brauchst gar nicht erst den Finger auf den Mund zu legen. Gute Nacht, meine Herrschaften, gute Nacht."

Zehntes Kapitel.

Therese.

Therese saß am Nachmittag im Saal an ihrer Nähmaschine und nähte. Der Vater hielt sein Mittagsschläfchen, und Eberhard war nach Ellermünde gefahren; rings um sie war alles still. Es war dies die Stunde, in der sie am meisten dazu kam, ihren Gedanken nachzuhängen, sie ließ daher auch heute das in den letzten Tagen Erlebte und Erfahrene vor ihrem geistigen Auge Revüe passiren. Sie empfand es peinlich, daß die unerwartete Hilfe von Werner kam, aber sie war Eberhard auf seine Frage: „warum er die Hilfe eines reichen Jugendfreundes, wenn sie in solcher Form geboten werde, nicht annehmen solle" — die Antwort schuldig geblieben. Werner war im Laufe der Woche noch zweimal in Inselhof gewesen, und er war Eberhard mit einer Herzlichkeit begegnet, die man eben nur den intimsten Freunden erweist. Die Geschwister hatten ihm alles gesagt, was sie über ihre Verhältnisse wußten, und er hatte ihnen den Rath ebensowenig verweigert, wie vorher die That. Er hatte, indem er sich ganz auf den brüderlichen Standpunkt ihrer Kinderjahre stellte, mit ihnen erwogen, wie das Geld am vortheilhaftesten zu verwenden sei, und alle drei hatten sich über einen Schuldentilgungsplan geeinigt, der dem alten Johanson vorgelegt werden sollte. Man wollte ihm vorschlagen,

die Schuld, nachdem ihr Betrag genau festgestellt worden war, nach einem gewissen Prozentsatz allmählich zu amortisiren, und eine in Aussicht gestellte Anzahlung sollte ihn willig machen, darauf einzugehen.

Thereſe hatte diesen Plan gebilligt, weil sie den Bruder nicht muthlos machen wollte, und weil sie sich sagen mußte, daß ein solcher Versuch unter den gegebenen Verhältnissen das beste war, was geschehen konnte, aber sie erwartete wenig von ihm. Entweder, dachte sie, wird Johanson das Netz schon jetzt zuziehen, oder er wird — und das ist nach seinem bisherigen Verfahren das wahrscheinlichste — Bedingungen stellen, welche zu erfüllen uns unmöglich sein wird.

Thereſe hielt die Verhältnisse der Ihrigen für verloren, und es widerstand ihrem innersten Fühlen, daß der Jugendfreund wenigstens theilweise in ihren pekuniären Ruin hineingezogen werden sollte. Sie hielt Werner für sehr viel reicher, als er war, aber sie hätte es trotzdem am liebsten gehabt, wenn er den Verhältnissen ihrer Familie ganz fern geblieben wäre. Es kam noch ein Umstand hinzu, der diesen Wunsch in hohem Grade verstärken mußte — sie glaubte bemerkt zu haben, daß ihre äußere Erscheinung nicht ohne Eindruck auf Werner geblieben war.

Thereſe ließ die Nähmaschine ruhen, kreuzte die Arme über der Brust und blickte hinaus in den wirbelnden Schnee, der die Luft erfüllte. Ihre Gedanken hatten sich, seit sie Werner wiedersah, fast unausgesetzt mit ihm beschäftigt. Er war zum Theil der Alte, und der Zauber, den er sonst auf sie ausgeübt hatte, wirkte auch jetzt wieder, aber es war auch wieder etwas Fremdes in ihm, etwas, was ihr als weichlich, als unkurisch erschien. Einmal hatte er sogar den Versuch gemacht, ihr allen Ernstes eine Schmeichelei über ihr Aussehen zu sagen. Thereſe hatte, innerlichst beleidigt, geschwiegen, aber Eberhard hatte in seiner schlichten Weise gesagt: „Schmeicheleien sind bei uns nicht üblich, Werner. Unsere Mädchen finden an dergleichen keine Freude," und Werner hatte sich lächelnd mit dem Sprichwort: „Schlechte Beispiele verderben gute Sitten" entschuldigt.

Thereſe war so in ihre Gedanken versunken, daß sie den Eintritt von Karl Johanson erst bemerkte, als derselbe vor ihr stand und ihr die Hand zur Begrüßung reichte.

„Kommen Sie aus Ellermünde?“ fragte sie.

„Nein, aus dem Pastorat. Warum fragen Sie darnach?“

„Eberhard ist nach Ellermünde gefahren. Aber bleiben Sie nur, Johanson. Mein Bruder hat mit Ihrem Vater Geschäfte zu erledigen und wird wol bald zurückkommen.“

Karl holte sich einen Stuhl und nahm auf der anderen Seite der Nähmaschine Platz.

„Sie haben sich mit dem Herrn Pastor gut eingelebt, Johanson?“

„Sehr gut. Ich bin ganz entzückt von ihm. Wissen Sie, daß er seiner Abstammung nach auch ein Lette ist?“

„Nein, ich glaubte, er stamme aus einer Bürgerfamilie.“

„Er hat es mir selbst gesagt. Er scheint sich dessen durchaus nicht zu schämen.“

„Warum sollte er das auch?“

„Nun, ich kenne viele, die darin anders empfinden und handeln, ich kann es ihnen auch kaum übelnehmen. Wer gehörte nicht lieber der großen, deutschen Nation an, als dem kleinen Lettenvolk.“

„Mir wäre letzteres gar nicht unlieb,“ erwiderte Therese. „Ich fühle mich doch in erster Reihe als Kurländerin, und von den beiden Stämmen, die dieses Land bewohnen, sind die Letten länger in unserem Gottesländchen als die Deutschen. Aber es scheint mir ziemlich gleichgiltig zu sein, welchem Stamme der Einzelne von uns angehört.“

„Wirklich? Und Sie würden nicht darunter leiden, einem Volke anzugehören, das sechshundert Jahre lang im Zustande der härtesten Sklaverei verweilte? das bis in die jüngste Gegenwart auf das schonungsloseste unterdrückt, mishandelt, gepeitscht wurde?“

Therese erröthete. „Sie übertreiben,“ sagte sie. „Die Zustände, die Sie schildern, und die wir Deutschen jetzt ebenso bedauern, wie Sie, galten nicht einem Volke, sondern einem Stande. Die nichtadligen Deutschen waren im Herzogtum fast eben so rechtlos, wie die Letten.“

„Das mag sein, Fräulein Therese, aber die Thatsache bleibt doch bestehen, daß wir Letten von den Deutschen in jeder Weise mishandelt wurden.“

„Ich kann Ihnen diese Thatsache in keiner Weise zugeben,“ erwiderte Therese eifrig. „Der Bauer wurde bei uns mishandelt, nicht

der Lette. Wer hat denn andererseits die Grundlage der lettischen Kultur geschaffen? Wer hat den Letten die heilige Schrift übersetzt und ihre Volkslieder gesammelt? Es waren Deutsche. War denn das Loos des deutschen Bauern weniger hart, als das des lettischen? Er wurde von den Edelleuten in Westfalen und Schwaben ganz ebenso unterdrückt, wie seine lettischen Standesgenossen bei uns. Beide hatten im Grunde kein besseres Schicksal verdient. Wer sich schlagen läßt, verdient die Peitsche."

Karl blickte eine Weile zu Boden, dann sagte er: „Das ist ja eben das schlimmste an der Knechtschaft, daß sie den Knecht auch innerlich bindet, und er nicht empfinden kann, wie der Freie."

Karl stockte und erröthete, faßte sich aber dann und fuhr fort: „Glauben Sie, daß ich das Brandmal der Knechtschaft nicht mehr in der Seele trage? Als ich neulich mit dem Lindenhöfschen hier war, und er mich konsequent ignorirte, da trieb es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Nicht obgleich, sondern weil er nichts von mir wissen wollte. So empfindet der Knecht!"

Therese blickte auf und sah, daß Karl Thränen in den Augen hatte.

Therese wurde von innigstem Mitleid ergriffen. Das edle Selbstgefühl des Kurländers war ihr immer als die schönste Tugend desselben erschienen — jetzt sah sie, daß es doch nicht allen Kindern des Landes eigen war. Sie neigte sich vor und ergriff Karls Hand. „Lieber Johanson," sagte sie weich, „haben Sie in diesem Falle nicht eine falsche Erklärung für eine individuelle Schwäche gefunden? Ich kann meine Vorfahren nur etwa zwei Jahrhunderte zurück verfolgen, und ich halte es für nicht unmöglich, daß vor dreihundert Jahren ein Proßnitz ein Bauer war und wie ein solcher behandelt wurde, aber diese Möglichkeit gilt schließlich auch für das älteste Adelsgeschlecht, sie kann uns daher das persönliche Selbstgefühl in keiner Weise rauben. Fühlt der Einzelne sich frei, so ist er frei."

Johanson schüttelte den Kopf. „Ich wünschte, Sie hätten recht," sagte er, „aber ich glaube es nicht. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber ich kann Ihnen sagen, was keinem anderen gegenüber je über meine Lippen kommen würde: ich bin vornehmen Personen gegenüber wehrlos. Ich mag einem Edelmanne noch so zürnen: kommt er dann

und spricht freundlich mit mir, so ist es, als ob jedes Zorngefühl weggewischt wäre."

„Lieber Johanson," erwiderte Therese, „Sie sollten nicht so sprechen. Man kann sich dergleichen auch erst künstlich einreden. Sie hängen jetzt nur von Ihrem Vater ab, und Sie werden künftig so unabhängig sein, wie irgend jemand, — was sollte Sie da veranlassen, so zu empfinden?"

Der junge Mann blickte Therese so bewundernd an, daß sie unwillkürlich erröthete und die Augen niederschlug.

„Fräulein Therese," sagte er, „Sie glauben nicht, wie dankbar ich Ihnen für die Freundlichkeit bin, die Sie mir erweisen. Ich habe nie einen Freund gehabt."

„Und woran lag das?"

„Das weiß ich nicht. Ich glaube nicht, daß ich viel schlechter bin, als andere Menschen, aber außer meinem Vater hat mich nie jemand recht lieb gehabt. Wie oft habe ich auf der Schule Ihren Bruder beneidet! Ihn liebte jeder, und die wenigen, welche ihn nicht liebten, achteten ihn wenigstens. Um mich hat sich nie jemand gekümmert."

„Empfanden Sie das schmerzlich?"

„Sehr schmerzlich. Sie sind einsam aufgewachsen, Sie werden das, was ich sagen will, vielleicht gar nicht verstehen. Man kann als Jüngling auch in andere Jünglinge verliebt sein. Ich habe alle die Jahre hindurch eine unglückliche Liebe zu Ihrem Eberhard im Herzen getragen."

Therese blickte ihn verwundert an. „Eberhard war aber doch gewiß immer sehr leicht zugänglich," sagte sie.

„Ja und nein. Er war stets sehr freundlich gegen mich, aber er hat mich, wie Sie wissen werden, nie besucht, und mich auch nie aufgefordert, ihn zu besuchen. Er war so freundlich gegen mich, wie er es gegen die Dienstboten ist."

Therese blickte den jungen Mann theilnehmend an. Sie, die Starke, Thatkräftige, empfand tiefes Mitleid mit dieser guten, aber schwachen Natur, die sich so offen als solche bekannte. „Haben Sie nicht studiren wollen?" fragte sie.

„Oh, es war mein brennendster Wunsch, aber mein Vater wollte nichts davon wissen. Er ließ mich das Abiturientenexamen machen und dann für sechs Wochen in den Staatsdienst treten, damit ich nicht mehr dem steuerpflichtigen Stande angehöre. Damit glaubte er, alles für meine Bildung Nöthige gethan zu haben."

„Und Sie konnten Ihren Willen nicht durchsetzen?"

„Wie? Ich sagte ja schon, daß mein Vater nicht wünschte, daß ich studirte."

Therese dachte, daß sie im gleichen Falle sich durch den Wunsch des Vaters nicht hätte abhalten lassen, ihren Willen durchzusetzen, aber sie schwieg.

„Ach, Fräulein Therese," fuhr Johanson fort, „wie lebhaft steht unser Abiturientenkommers vor meiner Seele! Wir sangen das Lied: „Wie wird das kleine Volk genannt." Ich weiß nicht, ob Sie es kennen. Der Refrain lautet:

Das ist der Bursch. Aus froher, freier Brust
Trinkt er des Lebens Lust, trinkt er des Lebens Lust.

Die anderen gingen ja nun wirklich fort, um Burschen zu werden und des Lebens Lust zu trinken, ich aber mußte mit dem Kerbholz in der Hand in der Scheune stehen und die Kornfuder zählen."

„Hatten Sie ein bestimmtes Fach im Sinne?"

„Nein, Fräulein Therese. Ich wollte nur überhaupt studiren, um auch einmal „frei" zu sein, und dann — um ein Literat zu werden. Ich wäre dann von den Literaten als gleichberechtigt anerkannt worden und — und —" Johanson erröthete über und über.

Tante Amalie trat ein, und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Bald darauf brach Karl auf.

Draußen empfing ihn der wirbelnde Schnee, der schon seit vierundzwanzig Stunden fiel und der Landschaft ein weißes, eintöniges Gewand übergeworfen hatte. Karls Pferd, das mühsam, im Schritt, den wohlbekannten Weg verfolgte, nahm seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch, er konnte sich daher ganz seinen Gedanken hingeben, die wirr durcheinander tanzten, wie die Schneeflocken um ihn her.

Von frühester Jugend an liebte er Therese, obgleich er sie lange,

lange nur in der Kirche gesehen hatte. Erst als er ganz nach Ellermünde zurückgekehrt war, hatte ihn ihr Vater gelegentlich aufgefordert, ihn zu besuchen. Seitdem war ihr Verhältnis immer ein sehr freundliches gewesen, aber so vertraulich wie heute hatten sie noch nie mit einander gesprochen. Theresens Ausspruch, daß sie nichts dagegen hätte, eine Lettin zu sein, hatte die wildesten Hoffnungen in ihm wachgerufen. Wie, wenn sie ihn liebte! Das Blut drang ihm so zum Herzen, daß er die Leinen anzog und das Pferd stehen blieb. Er empfand das als ein schlechtes Omen, aber er mußte selbst darüber lächeln.

Aus dem hereinbrechenden Dunkel des Winterabends und dem Schneetreiben heraus ertönte der Klang einer sich rasch nähernden Glocke. Karl machte Platz, und ein eleganter zweispänniger Schlitten, in dem zwei Herren saßen, brauste an ihm vorüber. Karl erkannte Werner und Eberhard, in dessen Schlitten Werners Kutscher folgte. Ein „Guten Abend, Johanson," tönte herüber, dann waren die Schlitten hinter dem Schleier von Schneeflocken verschwunden.

Karl verglich unwillkürlich seinen einfachen Bauernschlitten mit dem prächtigen Gespann Werners. Der Vergleich zog ihm das Herz zusammen.

Wie — wenn er sich geirrt hätte!

„Wer war das?" fragte Werner.

„Karl Johanson," war die Antwort.

„Er scheint oft bei Euch zu sein."

„Ja. Ich glaube, daß er sehr isolirt dasteht, und ich freue mich, daß er sich bei uns wohl fühlt. Er ist ein braver Junge."

Werner hatte den aus Ellermünde zurückkehrenden Eberhard eingeholt, und die beiden hatten sich zusammengesetzt. Werner nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Hat er denn Dokumente darüber?" fragte er.

„Ja, er besitzt über jede Forderung eine Schuldverschreibung meines Alten."

„Pardon, Eberhard, aber Dein Alter hat wirklich gehandelt wie ein Unsinniger. Wenn Du diese Erbschaft antrittst, wirst Du Dein ganzes Leben lang für Johanson arbeiten."

„Habe ich denn eine Wahl? Wäre ich frei, so würde ich Inselhof

abgeben und mit Thereſe nach Rußland gehen, aber mein Alter würde das keinen Tag überleben. Ich weiß, wie er an Inſelhof hängt."

Werner beugte ſich vor und blickte aufmerkſam nach dem vollgeſchneiten Graben, deſſen flache Mulde ſich kaum noch von der Straße unterſcheiden ließ. Es wurde immer dunkler.

„Wenn Du ihm wirklich 7000 Rubel anzahlſt," ſagte Werner, „ſo kannſt Du in Inſelhof nichts tüchtiges ſchaffen. Wie willſt Du denn die 2400 Rubel, die Du ihm bei fünf Prozent und drei Prozent Amortiſation zu zahlen haben wirſt, neben der Pacht herauswirthſchaften? Es wirft alle unſere Dispoſitionen um."

Es währte eine Weile, ehe Eberhard antwortete. „Du haſt ganz recht," ſagte er, „aber muß ich nicht wenigſtens einen Verſuch machen, Inſelhof dem Alten zu erhalten? Ich wiederhole Dir — es wäre ſein Tod, wenn dieſer Verſuch ſcheiterte."

Der Abend verging den dreien unendlich langſam, und ſie waren herzlich froh, als der alte Proßnitz und Tante Amalie ſich endlich zurückzogen und ſie allein ließen. Eberhard theilte jetzt der Schweſter die Bedingungen mit, unter denen Johanſon bereit war, auf ein Arrangement einzugehen. Die Schulden des alten Proßnitz betrugen mit den aufgelaufenen Zinſen nicht weniger als 37,000 Rubel. Es war dabei keinerlei Wucher mit untergelaufen, Johanſon hatte ſich vielmehr mit dem beſcheidenen Zinsfuße von fünf Prozent begnügt. Er verlangte nun zunächſt eine Anzahlung von 7000 Rubeln. Die übrige Summe ſollte mit acht Prozent verzinſt werden, und zwar ſo, daß drei Prozent als Amortiſationsquote berechnet wurden. Dieſe Bedingungen waren durchaus human, aber es fragte ſich, ob aus Inſelhof, ſelbſt bei der größten Sparſamkeit, neben der Pacht noch eine ſo große Summe herausgewirthſchaftet werden konnte.

Thereſe verneinte dieſe Frage unbedingt. „Das, was ich bisher nur dunkel ahnte, hat ſich jetzt beſtätigt," ſagte ſie. „Wir ſind einfach bankerott. Jeder Verſuch, dieſe Thatſache noch weiter zu verſchleiern, kann nur auf Koſten anderer angeſtellt werden. Unſere Aufgabe kann nur ſein, Vater für dieſe Anſchauung zu gewinnen, und ihm dann durch unſere Arbeit ein erträgliches Daſein zu ſchaffen."

„Wenn Du recht hätteſt, Thereſe, und wir uns nur auf Koſten

anderer noch eine Weile über Wasser erhalten könnten," erwiderte Eberhard, „so bliebe uns allerdings nichts übrig, als zu handeln, wie Du verlangst. Aber steht Deine Annahme wirklich so fest, wie Du glaubst? Bedenke wohl, daß es sich hier um Leben und Tod handelt. Vater wird es nicht überleben, Inselhof verlassen zu müssen. Und was die „anderen" betrifft, so kann es sich eben nur um Werners 10,000 Rubel handeln. Das ist eine große Summe, aber Werner weiß, daß er sie in ein unsicheres Unternehmen steckt, und er wird auch, falls er sie verliert, immer noch ein sehr wohlhabender Mann sein. Ich nehme sein Anerbieten an, weil ich weiß, daß ich in seinem Falle ebenso gehandelt hätte."

Werner ergriff die Hand des Freundes und drückte sie herzlich. „Tausend Dank, Eberhard," sagte er. „Du empfindest und sprichst, wie ich hoffentlich in Deinem Falle gedacht und geredet hätte. Das gibt mir den Muth zu noch einer Bitte. Gestatte mir, daß ich Dir von den 7000 Rubeln 5000 vorstrecke. Du behältst dann 8000 für die Meliorationen, wie wir das immer beabsichtigt hatten."

Eberhard und Therese errötheten. „Nein," sagte ersterer nach einer Weile, „dieses Anerbieten kann und werde ich nicht annehmen. Gelingt unser Versuch nicht mit 10,000, so wird er auch mit 15,000 mislingen."

Werner drang noch in den Freund, aber dieser blieb fest. Im übrigen wurde beschlossen, auf die Bedingungen Johansons einzugehen, die am folgenden Tage dem alten Proßnitz vorgelegt werden sollten.

Als die drei sich spät in der Nacht trennten, hielt Werner Theresens Hand in der seinen fest und sagte: „Warum wollten Sie nicht, daß auch ich mich an dem Kampfe um das Wohl und Wehe einer Familie betheilige, die mir während einer unendlich traurigen Jugend ein rechtes Vaterhaus bot? Das, was ich Ihnen schulde, kann ich nie abtragen — auch mit meinem ganzen Vermögen nicht."

Werner sprach das so warm, wie er in alten Zeiten zu den Geschwistern gesprochen hatte, und auch seine Augen blickten wieder wie damals.

Therese nickte ihm nur zu und wandte sich dann schnell ab.

Als die Freunde sich gute Nacht gesagt und die Lichter ausgelöscht

hatten, richtete Werner sich leise auf und stützte den Kopf schwer auf die Hand. Ein Gefühl tiefer Scham überkam ihn. Wie hatte er diese Menschen je so vergessen können! Kein Gedanke an sich selbst war bei den Geschwistern zu Tage getreten, nur an den Vater, an Ehre und Pflicht hatten sie gedacht. Und einer Klasse, aus der solche Menschen hervorgingen, hatte er die Ehre abgesprochen! Aber auch der Onkel hatte nicht recht gehabt, wenn er sie zum Untergang bestimmt glaubte. Ein Baum, der solche Früchte trug, konnte noch nicht im Verdorren begriffen sein.

Auch Therese blieb noch lange auf. Sie setzte sich auf das schwarze Sophachen, auf dem sie damals mit dem Bruder Rath gepflogen hatte und blickte sinnend ins Licht. Werner war ihr heute zum ersten Mal wieder ganz als der „alte" Werner erschienen; schlicht, großherzig, kräftig. Es war ihr jetzt, als ob das weichliche, elegante Wesen, das ihr bisher an ihm so sehr misfallen hatte, nur ein fremdes Gewand sei, das er bald wieder mit dem einheimischen Jagdrocke vertauschen würde.

Therese fühlte, wie die alte, starke Liebe, die sie als Kind für ihn im Herzen getragen hatte, wieder erwachte. Es fiel ihr nicht ein, daß dieses Gefühl, „die Liebe" schlechthin, die Geschlechtsliebe sein könne. Sie glaubte, es handle sich um ein Band, wie es aus einer Jugendfreundschaft zu erwachsen pflegt. Waren sie sich doch schon als Kinder näher getreten, als es sonst wol unter Nichtverwandten möglich ist.

Wie deutlich stand die Szene noch vor ihr, da der Knabe dem kleinen Mädchen zum ersten Mal einen Einblick in sein schmerzzerrissenes, kleines Herz gestattet hatte.

Es war an dem Tage, da der Neuhöffsche den neunjährigen, kleinen Neffen nach Inselhof gebracht hatte, wo er nun bleiben sollte. Die fünfjährige Therese hatte sich unter dem Himbeergebüsch umhergetrieben und war so an den Wall gekommen, der den Garten gegen das Hochwasser schützte. Da sah sie Werner am Hange des Walles sitzen und bitterlich weinen. „Was hast Du, Wernerchen," hatte sie gefragt, und ihm die Hand vom Gesicht zu ziehen versucht, „warum weinst Du?" Da hatte er sie zornig angesehen und geantwortet: „Wie soll ich nicht weinen? Du hast Vater und Mutter und Deinen

Eberhard; ich aber habe niemand auf der weiten Welt! Was weißt Du dummes Ding, wie mir zu Muth ist!"

Thereſe mußte lächeln, als ſie daran dachte, daß Werner ſchon damals ihr gegenüber jenen herriſchen Ton anſchlug, den ſie nachher ſo geliebt hatte. Sie lächelte aber nicht, als ſie eines anderen Auftritts gedachte. Die Knaben mochten wol ſchon dreizehn Jahre alt ſein, als ſie einmal alle drei am Flußufer Schlitten fuhren, d. h. ſich von dem gegenüberliegenden, ſteilen Ufer in kleinen Schlitten herabgleiten ließen. Eberhard war unvorſichtig geweſen und hatte mit ſeinem Schlitten den der Schweſter und dieſe ſelbſt über den Haufen gefahren. Thereſe hatte ſich arg zerſchlagen und vor Schmerz geweint. Da war Werner wie ein Unſinniger auf Eberhard losgefahren, ſodaß es zwiſchen beiden zu einer regelrechten Schlägerei gekommen war. Thereſe, die wußte, daß Eberhard ihr nicht hatte wehthun wollen, hatte für den Bruder Partei genommen. Sie hatte ſich an Werners Arm geklammert und ihm zugerufen: „Höre auf, warum ſchlägſt Du meinen Bruder?" Da hatte Werner ſie zornig von ſich geſchleudert und ihr mit ſprühenden Augen zugerufen: „So? Alſo er iſt Dein Bruder, und ich bin nur ein fremder Junge?" Damit war er davongegangen. Die Geſchwiſter waren ihm ſofort nachgelaufen, und hatten ihn — Thereſe unter vielen Thränen — um Verzeihung gebeten, bis er ihnen verſicherte, er habe Thereſe das Wort verziehen, und würde nicht mehr daran denken. Aber er hatte doch noch daran gedacht, vielleicht ein ganzes Jahr lang, bis Thereſe endlich merkte, daß er es nun wirklich vergeſſen hatte.

Und dann jene unvergeßliche letzte Stunde, welche die beiden Knaben in Inſelhof vom alten Kandidaten Pauli erhielten! Es war eine Religionsſtunde, und wenn ſchon in anderen Lehrſtunden die Worte des edlen, alten Mannes ſich tief in die Herzen ſeiner Schüler gruben, ſo war das in den Religionsſtunden noch ganz beſonders der Fall. In dieſer letzten Stunde, die der Kandidat ſeinen inniggeliebten Schülern ertheilte, lag ſein ganzes, reiches Herz in ſeinen Worten. Er ſagte ihnen, daß ſie nun hinausgingen, in die weite Welt, und beſchwor ſie, ſich durch nichts irre machen zu laſſen an dem beſten Erbtheil des Vaterhauſes — an der vollen Hingabe des Herzens an

Gott, und an dem persönlichen Verhältnis zu ihm, wie es sich herstellt und ausdrückt in dem täglichen Gebet. Er griff dann zurück, auf die Tafeln des Gesetzes, und wiederholte noch einmal mit erhobener Stimme die zehn Gebote. Als er das vierte hersagte, da hatte Werner seine Arme auf den Tisch gelegt, und seine Stirn auf seine Arme, und war so liegen geblieben, bis der Alte mit einem Vaterunser geschlossen hatte. Als er sich dann erhob, um den edlen Freund und Lehrer zu umarmen, hatte Therese gesehen, daß seine Zähne sich tief eingedrückt hatten in das weiche Holz des Tisches.

Dieser Tisch war es, an dem Therese jetzt saß, und über jene Erinnerungsmale höchsten, leidenschaftlichsten Schmerzes fuhren jetzt die Spitzen ihrer Finger, als ob sie noch jetzt besänftigend wirken müßten und könnten auf den, der sie einst in wildem Ringen um Selbstbeherrschung hineingedrückt hatte.

Elftes Kapitel.

Neue Bande.

Als Werner am folgenden Morgen nach Hause fuhr, hatte es aufgehört zu schneien, aber der kalte Nordwind suchte vergeblich die schweren, grauen Wolken am Himmel zu zerstreuen. Der Weg war so verschneit, daß die Pferde nur im Schritt vorwärts konnten. Werner fuhr in tiefen Gedanken seines Weges. Wie wunderbar war es doch, daß er, der in der Fremde so frei und angenehm gelebt hatte, sich nun, sobald er den heimischen Boden betrat, nach allen Seiten hin gebunden fühlte. Wie nahe waren ihm der Onkel und die Tante getreten, wie innig war er wieder mit den Geschicken der Familie Proßnitz verknüpft! Und in Lindenhof sahen Hunderte ihm mit Erwartung und Spannung entgegen! Aber gleichzeitig fühlte er auch, wie jene ererbte Kette, an der er als Knabe so schwer getragen hatte, und deren Gewicht in der Fremde allmählich immer leichter geworden war, wieder härter zu drücken begann. Wie, wenn er Therese lieb gewann, wenn er sie schon jetzt liebte? Das Bild des schönen

Mädchens stand bezaubernd vor seiner Seele. So, wie sie war, hatte er sich die künftige Lebensgefährtin immer gedacht: klug, nüchtern, hochgesinnt, von leidenschaftlichem, starkem Temperament. Und doch konnte die Tochter der Familie Proßnitz nie die Seine werden! Nie!

Werner schlug mit der Peitsche in den Schnee, als wäre er das Schicksal. „Vorwärts," rief er den Pferden zu. Die Thiere griffen eine Weile stärker aus, gingen aber bald wieder in Schritt über, und auch Werner versank wieder in seine Gedanken. That er recht, wenn er sich so tief in die Verhältnisse dieser Familie einließ? Vielleicht nicht, aber er konnte nicht anders. War es nicht einfach seine Pflicht, ihnen jetzt, da er es konnte, zu vergelten, was sie einst dem Knaben gewesen waren? Und dann — was lag im Grunde an den 15,000 Rubeln! Er behielt immer noch genug übrig.

Werner war bemüht, sich einzureden, daß es kein sichereres Mittel gab, sich gegen die Liebe zu Therese zu schützen, als wenn er sich ihr ganz als Bruder zur Seite stellte. Eine Schwester will man nicht heirathen.

Werner fuhr eben am Kirchhof vorüber, und sein scharfes Auge sah das Kreuz auf Paulis Grabe durch die entlaubten Zweige schimmern.

Was hätte wol Pauli in Werners Fall gethan? Er hätte weder nach rechts noch nach links, weder in die Vergangenheit, noch in die Zukunft gesehen, er hätte einfach geholfen.

Werner erinnerte sich, daß sie einmal, gerade an dieser Stelle einer fremden Armen begegnet waren. Das armselige Weib hatte zwei größere Kinder an der Hand geführt und ein drittes auf dem Rücken getragen. Pauli hatte ihr einen Dreirubelschein in die Hand gedrückt, und sich dann mit den Kindern so rasch entfernt, daß die Fremde, die ihm nacheilte, ihn nicht einholen konnte. Der alte Proßnitz war am selben Tage zur Stadt gefahren, und Werner hatte Pauli daran erinnert, daß er sich Cigarren kommen lassen wollte. „Laß es nur, mein Junge," hatte Pauli gesagt, „ich werde in der nächsten Woche doch nicht rauchen — mein Hals ist entzündet." Er hat sein letztes Geld weggegeben, hatte Werner gedacht und nachher heimlich das Portemonnaie des Alten untersucht. Es war ganz leer.

„Wie wunderbar ist es doch in der Heimat. Da erzählt jeder Stein eine Geschichte," dachte Werner.

„Fahren wir nicht auf dem Flusse weiter, gnädiger Herr?" fragte der Kutscher.

„Nein, ich will nach Ellermünde," war die Antwort.

Der alte Johanson machte große Augen, als er Werner erkannte. „Was will der?" dachte er, indem er dem Gaste entgegeneilte.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädiger Err Baron?" fragte er, indem er Werner behilflich war, den Pelz abzulegen. „Bitte, Err Baron, gehen Sie voran. Bitte, nehmen Sie Platz auf Sopha. Kann ich vielleicht ein Schnäpschen —?"

Werner lehnte mit einer Handbewegung ab. Er war ganz „Säule des Landes" im Sinne des Quellenthalschen, hoch und kalt anzufassen, wie eine solche.

„Mein Freund, Herr Proßnitz in Inselhof," sagte er, indem er auf dem Sopha Platz nahm, „hat gestern mit Ihnen über ein Arrangement verhandelt, welches es ihm ermöglichen soll, die Schulden, die sein Vater, der alte Herr Proßnitz, infolge einer Reihe ungünstiger Umstände hat machen müssen, allmählich abzutragen."

Werner hielt einen Augenblick inne und blickte den Alten, der ehrerbietig vor ihm stehen geblieben war, an. Johanson war ganz Aufmerksamkeit.

„Herr Proßnitz," fuhr Werner fort, „wollte Ihnen zweitausend Rubel anzahlen, Sie verlangen aber, wie ich höre, siebentausend."

Werner hielt wieder inne. Johanson räusperte sich und sagte dann: „Lieber Err Baron, Eberhard at mir —"

„Pardon, daß ich Sie unterbreche, — Sie sprechen von Herrn Proßnitz? Nicht wahr?"

„Ja, lieber Err Baron, ich spreche von dem jungen Errn Proßnitz. Der junge Err Proßnitz at mir zweitausend Rubel Anzahlung angeboten. Nun bitte ich Sie, was ist das für Anzahlung! Lieber, gnädiger Err Baron, Sie glauben vielleicht, daß ich wunder was für Prozente genommen abe. Lieber Err, ich abe fünf Prozent genommen. Lieber Err, Sie glauben vielleicht monatlich? Gar nicht, im Jahr. Ich abe gegen ihn gehandelt nicht wie ein Jude — nein,

wie ein Freund abe ich gegen ihn gehandelt. Ich abe ihn nicht gedrängt, ich dränge ihn auch jetzt nicht, aber wenn der junge Err Geld at und eine Anzahlung anzahlen will, warum will er dann nicht siebentausend Rubel anzahlen? Lieber Err Baron, Sie sind ein reicher Err, und Sie aben Lindenhof, und in Ihrem Walde sind seit Ihr seliger Err Papa starb, keine drei Eschen nicht geschlagen, und Sie aben Pfandbriefe und Geld auf Bank. Aber was abe ich alter, armer Bauer? Was mir der Kaufmann für mein Kornchen bezahlt at, das Geld ist alles im Trab — Trab nach Inselhof gefahren. Jetzt bin ich so kahl wie Abgebrannter. Wenn Sie mir zweitausend Rubel anzahlen können, warum können Sie mir nicht auch siebentausend Rubel anzahlen? Der alte Err Proßnitz at meinen Ofen so lange mit Versprechungen geeizt, daß er ganz kalt geworden ist. Jetzt kann man ihn nicht mit Pergeln (Kienspähnen) warm kriegen, sondern muß einen ordentlichen Paggel (Holzkloben) einschieben."

Werner hatte den Alten unverwandt angeblickt. Jetzt sagte er: „Sie irren, wenn Sie glauben, daß Herr Proßnitz das Geld von mir erhält; Sie irren ferner, wenn Sie annehmen, ich sei zu Ihnen gekommen, um Sie zu veranlassen, sich mit einer Anzahlung von zweitausend Rubeln zufrieden zu geben. Das, was ich wünsche, ist vielmehr folgendes: Sie sollen Herrn Proßnitz erklären, Sie hätten sich die Sache überlegt und verlangten nur zweitausend Rubel. Die fehlenden fünftausend Rubel bezahle ich Ihnen. Das darf Herr Proßnitz aber nicht erfahren. Sind Sie bereit, diesen Wunsch zu erfüllen?"

Auf den Wangen des Alten zeigte sich ein flüchtiges Roth, das ebenso rasch wieder verschwand, wie es gekommen war. „Lieber Err Baron," sagte er nach einer kurzen Pause, wenn Weizen nur trocken in Scheune kommt, frag' ich nicht, ob meine Pferde ihn einführen, oder Pferde von Nachbar."

„Wohlan," sagte Werner und erhob sich, „dann werde ich Ihnen morgen eine Anweisung auf Wuwermann schicken. Adieu."

Als Werner in den Schlitten stieg, war Johanson so eifrig um ihn bemüht wie ein Diener. Er schlug die Decke zurück, machte sie dann wieder zu und lief durch den tiefen Schnee, um sich zu überzeugen, daß sie auch auf der anderen Seite geschlossen sei.

Als die Pferde anzogen, kehrte er langsam ins Haus zurück. „Daß Du wegstaubtest!“ dachte er grimmig. „Das wäre eine schöne Geschichte, wenn der die Sache in die Hand nähme! Aber nein, Gott im Himmel kann es nicht zulassen, daß die Proßnitz in Inselhof gedeihen!“

Der Alte lehnte die aufeinandergelegten, geballten Hände an den Fensterrahmen und stützte den Kopf darauf. Er schloß die Augen und stand eine Weile unbeweglich. Dann begann sein Leib sich konvulsivisch zu bewegen, und er stöhnte schwer wie ein Schlafender, der von Entsetzlichem träumt. Endlich stieß er einen Schrei aus, ließ die Arme herabfallen und schlug mit der Stirn gegen den Fensterrahmen. Er raffte sich auf, blickte scheu um sich und lauschte. Niemand hatte ihn gesehen oder gehört. Er wischte sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn und murmelte: „Nein, sie werden nicht gedeihen, und wenn der Lindenhöffsche ihnen zehnmal hilft. — Wie hat es geschmeckt! — Warte nur, unser Gott ist ein gerechter Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“

* * *

Nun, da Werner sich unwiderruflich gebunden hatte, war aller Zweifel über seinen jüngsten Entschluß gehoben. Er hatte helfen können, und er hatte geholfen. „Tante Evchen hat mich doch falsch beurteilt,“ dachte er, „wenn sie annimmt, daß ich nur aus selbstsüchtigen Beweggründen handeln kann.“

Die Tante empfing ihn mit einem schalkhaften Lächeln. „Guten Tag, Tannhäuser, edler Ritter mild,“ sagte sie, als er ihr die Hand küßte.

„Nun, ich denke, ich habe nicht allzulange im Venusberg verweilt,“ war die Antwort.

„Lieber, Tannhäuser ist gewiß auch anfangs immer wieder herausgelaufen. Ihr Männer müßt Euch an alles erst gewöhnen, auch ans Sündigen. Nur wir Frauen springen in die Sünde hinein, wie in einen tiefen Teich und ertrinken gleich unwiderruflich zum letzten Mal.“

„Therese ist jedenfalls keine Teufelin, Tantchen.“

„Nein, aber ihre dunklen Augen könnten immerhin Unheil genug

anrichten. Aber, Scherz bei Seite, wo soll das hinaus? Lieber, Du kannst doch die Tochter der „Standesperson" nicht heirathen?"

„Das beabsichtige ich auch nicht, Tante."

„Nun, das ist hübsch, Wernerchen. Aber sage doch, Wernerchen — hat der Alte noch nicht Geld von Dir geliehen?"

„Nein, und ich glaube, er würde lieber mit Haus und Hof zu Grunde gehen, als von einem Edelmann Geld borgen."

„Meinst Du? Lieber, verlaß Dich nicht allzusehr darauf. Sie hassen uns für gewöhnlich alle, aber wenn sie Geld brauchen, pflegen ihre Empfindungen rechtzeitig eine Wandelung zu erfahren. Baue jedenfalls kein Haus auf den Grund Inselhöffscher Vorurteile — nicht einmal eine Badstube. Ich vermuthe, daß der Alte Augenblicke hat, in denen er im Edelmann und Bauern, im Juden und im Christen nur den Menschen sieht, und ihm bereitwillig die hohle Bruderhand hinreicht. Ein Verliebter kann aber einer solchen Hand, wenn sie zum Vater des geliebten Mädchens gehört, nicht widerstehen."

„Ich bin aber kein Verliebter."

„So?" rief Tante Evchen, neigte sich vor und fuhr wie der Blitz mit dem Zeigefinger auf Werners Hemd los, „so? Wo sind die Brillantknöpfe geblieben? He? Und wo ist der Brillantring am kleinen Finger? Fort, verschwunden, versteckt, weggebrannt von den verständigen Theresen-Augen. Wag es zu leugnen, wenn Du kannst!"

Werner erröthete über und über, denn die Tante hatte wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen. Er stammelte etwas von „Werktagen" und „auf dem Lande."

Tante Evchen weidete sich eine Weile an seiner Verlegenheit. Dann fuhr sie sich mit dem Tuch über die Augen — sie weinte, sobald sie lachte und fragte: „Wann kommen sie denn her?"

„Sobald ich aus der Stadt zurückgekehrt bin."

Nach dem Essen bat der Onkel Werner, ihn in sein Zimmer zu begleiten. „Lieber Werner," sagte er dort, nachdem sie Platz genommen hatten, „ich habe Dir eine sehr fatale Mittheilung zu machen. Wie mir Wuwermann soeben mittheilt, hat die Riga-Stockholmer Dampfschiffahrtsgesellschaft fallirt. Wuwermann meint, daß die Aktionäre

höchstens funfzehn Prozent erhalten würden. Das würde für Dich einen Verlust von zwanzigtausend Rubeln bedeuten."

Werner erbleichte. Sein Vermögen schmolz hin, wie der Schnee in der Frühlingssonne. „Läßt sich nichts dabei thun?" stammelte er.

Der Onkel zuckte die Achseln. „Die Direktion soll falsche Bilanzen veröffentlicht haben," erwiderte er. „Sollten die Direktoren vermögend sein, so würde ihr Privatvermögen herangezogen werden können, aber die Herren werden sich wol vorgesehen haben."

Es war Werner, als ob der Boden unter seinen Füßen schwanke. Er besaß jetzt, wenn er Johanson befriedigte, außer seinem Gute nur noch zehntausend Rubel.

Der Onkel war angenehm überrascht, daß Werner die Nachricht so ernst nahm. „Er muß doch ein guter Wirth sein," dachte er. Immerhin schien ihm die Gelegenheit günstig, ein Wort der Warnung anzubringen.

„Du kannst jetzt meiner Berechnung nach nur noch etwa sechzigtausend Rubel haben," sagte er. „Das ist für jemand, der sein Gut nicht belasten darf, nicht viel. Laß Dich ja nicht verleiten, davon zu verleihen."

Werner hörte in peinlichster Verlegenheit zu.

„Die Versuchung wird ohne Zweifel mehrfach an Dich herantreten," fuhr der Neuhöffsche fort. „Du giltst jetzt, obgleich Du nur sehr mäßig begütert bist, in der Gegend gewiß für reich."

Werner erhob sich rasch. „Wenn es Dir recht ist, kehren wir zu Tante zurück," sagte er.

* * *

Werner fuhr am folgenden Morgen zur Stadt. Er wollte ein paar Tage dableiben, um einige geschäftliche Formalitäten zu erledigen und den ihm verwandten Familien seinen Besuch zu machen. Er gefiel allgemein und wurde daher sehr herzlich aufgenommen. Da sein Besuch gerade in die Saison fiel, so wurde er hier zu einem Ball, da zu einer Schlittenpartie, dort zu einer Jagd eingeladen, und er fand bald, daß es für einen reichen und liebenswürdigen jungen Edelmann leichter ist, in die Stadt zu gelangen, als dieselbe wieder zu verlassen. Da er den Kreis, zu dem er durch seine Geburt gehörte, eigentlich erst

jetzt kennen lernte, so übte derselbe einen ungemeinen Reiz auf ihn aus. Man gab sich hier doch ungleich einfacher, heiterer und unbefangener als in Deutschland. Was ihm aber am meisten und angenehmsten auffiel, war der demokratische Zug, der durch diese Gesellschaft ging. In ihr verliehen weder ein hohes Amt, noch ein großes Vermögen eine bevorzugte Stellung, eine solche konnte vielmehr lediglich durch persönliche Vorzüge errungen werden. Es war etwas von dem Geiste der Germanen des Tacitus, das ihm hier entgegenwehte. Daß dieser Kreis sich von allem, was nicht durch die Geburt zu ihm gehörte, schnöde abschloß, konnte er, der sich nur in ihm bewegte, nicht unangenehm empfinden.

Aus den „paar Tagen" wurden drei Wochen, drei Wochen, während welcher Werner ausschließlich damit beschäftigt war, mit reizenden Mädchen zu tanzen, oder Schlittschuhe zu laufen, mit munteren Kavalieren zu trinken und zu spielen und mit gemüthlichen alten Herren in der entzückendsten Weise zu plaudern. Es waren doch schöne Wochen! Kein Miston störte diese angenehme Abwechselung von Vergnügungen, es war, als ob alle diese Menschen sich das Wort gegeben hatten, für diese Zeit ihre unangenehmen Charaktereigenschaften abzulegen und ganz Heiterkeit und Lebenslust zu sein. Werner lebte wieder wie in der Fremde, d. h. er schien weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft zu haben, er lebte nur einer glücklichen Gegenwart, in der es keine Seelenkämpfe und keine Sorgen, in der es aber auch kein Hoffen und keine Selbstverleugnung gab.

Unter diesen Umständen mußte ihm jede Erinnerung an die Familie Proßnitz unangenehm sein. Wenn Theresens oder Eberhards Bild in seiner Seele aufstieg, übte es eine beunruhigende Wirkung auf ihn aus — und er wollte doch nicht beunruhigt sein. Sie erinnerten ihn an die große Welt draußen, mit ihrer Noth, ihrem Kampf ums Dasein, ihrer Roheit und ihrem Schmutz, und es war doch so schön in dieser kleinen Welt, in der alle wohlhabend, gut und gesittet zu sein schienen. Werner war daher bemüht, sich diese Erinnerung fernzuhalten, und es wurde ihm nicht allzu schwer.

Die Geschwister hatten unterdessen vergeblich auf Nachrichten von Werner gewartet. Eberhard hatte ihm brieflich mitgetheilt, daß

Johanson sich mit zweitausend Rubeln zufrieden gebe, und unwillkürlich angenommen, der Freund würde auf diese frohe Nachricht hin sofort zu ihm eilen, es kam aber weder eine Antwort, noch Werner selbst. Da Eberhard indessen gelegentlich erfuhr, daß Werner auf ein paar Tage zur Stadt gefahren sei, so wartete er geduldig. Er entwarf mit der Schwester einen detaillirten Plan für die Umbauten, die zunächst vorgenommen werden sollten, und beide freuten sich darauf, ihn dem Freunde zur Begutachtung vorzulegen. „Ich denke, er wird mit uns zufrieden sein," sagte Eberhard, als sie fertig waren.

Als vierzehn Tage vergangen waren, ohne daß Werner etwas von sich hören ließ, wurde Eberhard ernstlich besorgt. Es erschien ihm ganz unmöglich, daß der Freund, der sich doch eben erst so brüderlich zu ihm gestellt hatte, sich nun so gar nicht um ihn kümmern sollte. Er brach daher eine Gelegenheit vom Zaune, fuhr selbst nach Lindenhof, und sagte wie gelegentlich zu Rosenthal: „Ihr junger Herr amüsirt sich wol noch in der Stadt?"

Rosenthal zog die Brauen hoch, zeigte alle Zähne, fuhr sich mit der Rechten über das kurzgeschnittene Haar und rief: „Na und ob! Ich war gestern in der Stadt und ging natürlich auch zum Baron. Es war zehn Uhr, aber mein Baron schlief noch wie ein Hamster. Na, er wird sich wol eine Frau aussuchen."

Auch Therese empfand Werners Ausbleiben höchst peinlich. War die brüderliche Stellung, die er in Inselhof eingenommen hatte, nur die Folge einer Laune gewesen, so befanden sie sich ihm gegenüber in einer unerträglichen Lage. Hatten sie ihn doch in ihre intimsten Verhältnisse eingeweiht, und Hilfeleistungen angenommen, die nur aus der Hand eines Freundes erträglich waren.

Beide Geschwister vermieden es, sich ihre Empfindungen mitzutheilen. Der Stachel saß so tief, daß beide fühlten, man dürfe ihn nicht berühren. Eberhard schwieg daher auch über das Resultat seiner Nachforschungen.

Am Nachmittag kam der Pastor. Er war am Tage vorher in der Stadt gewesen, und erzählte nun am Theetisch, daß der Lindenhöffsche dort sehr gern gesehen sei und großes Aufsehen errege.

„Er wird sich wol eine Frau suchen," meinte Tante Amalie. „Haben Sie nicht gehört, mit wem er gepaart wird?"

„Mit Christine Hennematt, der zweiten Tochter von Hans Hennematt," war die Antwort.

Therese hatte eine merkwürdige Empfindung. Es war ihr, als ob ihr plötzlich das Herz stillstand, und das Blut erst nach einer Weile seinen Kreislauf wieder aufnahm.

Als die Geschwister sich am Abend von einander verabschiedeten, sagte Therese: „Wollen wir nicht morgen nach Neuhof fahren? Die Neuhöffchen müssen es übelnehmen, wenn Du so lange auf Deinen Besuch warten läßt."

„Sollen wir nicht lieber auf Werners Rückkehr warten?"

„Warum? Der Besuch gilt ja nicht ihm, sondern den Neuhöffchen."

Am folgenden Nachmittag fuhren die Geschwister nach Neuhof. Das Wetter war köstlich und die Schlittenbahn vortrefflich, aber die Geschwister legten den Weg schweigend zurück. Es drückte beide, daß sie Werners Hilfe angenommen hatten. Sie sagten sich, daß sie hatten glauben müssen, er sei der Alte, aber dieser Trost machte die Sache nicht besser. Werners Verfahren that ihnen nicht nur um ihret-, sondern auch um seinetwillen leid.

Sie wurden in Neuhof so freundlich aufgenommen, daß selbst der alte Proßnitz mit dem Empfange zufrieden gewesen wäre. Eberhards gerades Wesen gefiel dem Neuhöffchen, und dieser gefiel Eberhard. Jeder fühlte heraus, daß der andere ein echter Kurländer war, mit nüchternem, klarem Sinn und weichem Herzen.

Eberhard bat den Neuhöffchen, ihm einige neue Maschinen zu zeigen, von deren Ankunft in Neuhof er gehört hatte, und der Baron, der mit Leib und Seele Landwirth war, und namentlich dem Maschinenwesen auf unseren weiten Fluren eine große Zukunft weissagte, war gern bereit, den Wunsch seines Gastes zu erfüllen.

Therese blieb unterdessen bei Frau von Hennematt. Sie fragte nach den letzten Arbeiten der Dame und erfreute sich dann an den Aquarellen und Zeichnungen. „Eigentlich haben Sie es gar nicht verdient, daß ich Ihnen meine Arbeiten zeige," sagte Frau von Hennematt. „Liebe, ich glaube, Sie sind seit drei Monaten nicht hier gewesen."

„Ich fürchte, daß es so lange her ist, gnädige Frau," erwiderte Therese. „Entschuldigen Sie mich mit den Arbeiten, die von der ländlichen Hausfrau besorgt sein wollen. Jetzt, wo mein Bruder zurückgekehrt ist, und mancherlei Neues geplant wird, bin ich noch mehr beschäftigt als sonst."

Tante Evchen blickte einen Augenblick zum Fenster hinaus. „Eine ländliche Hausfrau!" sagte sie mit einem Seufzer. „Ja, Sie Glückliche können eine ländliche Hausfrau sein!"

Tante Evchen blickte wieder zum Fenster hinaus. Dann sagte sie, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Wie gefällt Ihnen Werner, Thereschen?"

Therese erröthete. „Ihr Herr Neffe war mir kein ganz Fremder," erwiderte sie.

„Ganz schön, Thereschen, aber wie gefällt er Ihnen?"

„Mir steht kein objektives Urteil über Herrn von Hennematt zu," erwiderte Therese, die entschlossen war, Werners Hilfe jedenfalls nicht als eine geheime Wohlthat zu empfangen, „Sie wissen ohne Zweifel, daß er sich meinem Bruder sehr hilfreich erwiesen hat."

Theresens Augen ruhten mit einer gewissen Spannung auf dem Gesichte ihres Gegenüber, aber aus den lächelnden Zügen der Dame ließ sich nicht ersehen, ob sie um Werners Handlungsweise wußte.

„Ich meine, daß Sie mir gegenüber nicht so zurückhaltend zu sein brauchen, Thereschen," erwiderte Tante Evchen. „Liebe, Wernerchen ist mein Neffe. Nein, Liebe, frisch heraus mit der Sprache. Finden Sie Werner unverändert?"

„Nein. Er scheint mir sehr verändert zu sein, aber ich glaube, daß die Veränderungen sich mehr auf sein äußeres Verhalten, als auf sein inneres Wesen beziehen."

„Finden Sie das wirklich? Liebe, ich habe ihn ja früher wenig gekannt, er war ja als Knabe so verschlossen, aber ich glaube nicht, daß er damals ein Egoist war."

„Nein, das war er wahrhaftig nicht. Nach seinem Verhalten gegen meinen Bruder kann ich aber auch nicht glauben, daß er jetzt einer ist."

„Oh doch, doch! Er ist jetzt ein ausgesprochener Egoist. Wenn

er Ihrem Bruder Geld geliehen hat, so hat er das aus einer gewissen Vornehmthuerei gethan."

Thereſe erröthete wieder. „Gnädige Frau," sagte sie, „demjenigen, dem eine Wohlthat erwiesen wurde, steht es übel an, nach den Motiven zu forschen, welche den Wohlthäter leiteten. Ihr Herr Neffe hat gegen Eberhard gehandelt, wie ein uneigennütziger Freund — in unseren Augen muß er ein solcher bleiben."

„Aber wenn er nun kein solcher ist? Wenn er nur aus Renommage so gehandelt hat?"

„Werner ist nicht edel aus Renommage," rief Thereſe eifrig, „aber selbst wenn Sie recht hätten, so dürften wir diesen Gedanken in uns nicht aufkommen lassen. Es ist mir immer sehr gemein vorgekommen, wenn jemand, an dessen Krankenbett ein anderer wachte, diesen Umstand hinterher dadurch erklärte, daß der andere an Schlaflosigkeit litt."

Tante Evchen lachte. „Das war brav gesprochen, Thereschen," sagte sie, „was aber Werner anbetrifft, so will ich nicht behaupten, daß er gerade nur aus Eitelkeit so gehandelt hat, aber etwas davon ist immerhin dabei gewesen. Die Summe, um die es sich handelte, war ja ohnehin nicht so übertrieben groß."

„Ich kenne die Verhältnisse Ihres Herrn Neffen nicht," erwiderte Thereſe, „er mag reicher sein, als ich geglaubt habe, aber zehntausend Rubel sind immerhin ein kleines Vermögen."

Tante Evchen wechselte das Gespräch. „Sie haben Ihren Bruder wol sehr lieb?" fragte sie.

„Ja, über alles. Sie wissen ja, wie einsam ich aufgewachsen bin. Da hätte mein Bruder mein ganzes Herz einnehmen müssen, auch wenn er nicht so liebenswürdig wäre, wie er es ist."

„Er macht den Eindruck einer sehr geraden Natur."

„Das ist er, gnädige Frau. Seine Seele ist so lauter, wie seine Worte. Er ist ein echter Kurländer."

„War er immer so, oder ist er erst so geworden?"

„Nein, er war immer so. Ich habe ihn nie anders gekannt. Ich bin heißblütig, und ich kann dann sehr selbstsüchtig sein, aber seine Seele war von jeher so klar und rein, wie eine Quelle, und sie stieß stets alles ihr Fremde so aus, wie eine solche. Sein Verstand

geht manchmal irre — sein Herz nie. Nein, nein, Eberhard war von jeher das beste, was ich besaß."

Als die Geschwister fortgefahren waren, sagte Tante Evchen: „Franz, wenn ich ein Mann wäre, ich liefe Dir davon und heirathete Thereſe Proßnitz. Wahrhaftig, das thäte ich. Ich habe sie heute erst gereizt, und dann zur Bewunderung entflammt. Du hättest diese Augen sehen sollen, Franz! Das Licht sammelt sich in ihnen, wie in Diamanten, und wogt in ihrer dunklen Glut auf und nieder, daß Du geblendet wirst. Es war köstlich, Franz, köstlich."

„Bestes Evchen," erwiderte der Baron besorgt, „sprich nur ja nicht in Werners Gegenwart so. Deine Worte könnten großes Unheil anrichten. Du weißt ja, daß er sie nie heirathen kann."

Zwölftes Kapitel.

Aus alter Zeit.

Werner war eines Morgens mit seiner Toilette beschäftigt, als der Osthöffsche eintrat und ihn in seiner stürmischen Weise begrüßte. „Na, wie geht es?" rief er lachend, indem er auf dem Sopha Platz nahm, „wie ich höre, wird stark gebalzt. Nur immer munter, das ist die richtige Zeit."

Werner lächelte. „Wie steht es denn mit Dir," fragte er, „kommst Du nicht auch auf den Kullerplatz?"

„Ich? Oho, wo denkst Du hin? Wie kann ein armer Schelm, wie ich, auf vier Wochen fort, um sich zu amüsiren? Das kann sich wol der Lindenhöffsche erlauben, aber nicht meinesgleichen. Ich habe nur einen einzigen Grundsatz — wahrhaftig, Du kannst mich durch ein Sieb schütten, Du findest keinen zweiten — aber an ihm halte ich fest. Dieser Grundsatz geht dahin, unter keinen Umständen länger als drei Tage von Hause fort zu sein. Aber sage doch — kann man schon gratuliren?"

„Mir? Wozu?"

„Ach, thu doch nicht so. Die Meise erzählt es ja schon der

Ammer. Du hast keine üble Wahl getroffen, Alterchen. Das Mädchen ist hübsch, sanft und wird auch was mitbekommen. Ich denke, ein Zwanzigtausendrubelstück wird der Alte immerhin herausrücken. Na, Dir kann es ja einerlei sein. Wenn Du heiratheſt, wirſt Du einen Landauer brauchen. Ich bin zufällig in der glücklichen Lage, Dir einen sehr billig offeriren zu können."

„Besten Dank," rief Werner, „aber ich weiß ja noch immer nicht, wen ich denn Deiner Meinung nach heirathen werde."

„Nun, wenn Du es nicht weißt, weiß ich es auch nicht. Aber mit dem Landauer hat es seine Richtigkeit. Ich hatte ihn für die Nassitenschen gekauft, da sie aber in diesem Jahr voraussichtlich nicht nach Hause kommen, so möchte ich ihn gern wieder verkaufen."

„Kehren die Nassitenschen nicht zurück?"

„Pfui, nein, Sie sind nach Kairo gereist, und wollen von dort nach Jerusalem und Damaskus, und wer weiß wohin. Ob das nun geschieht, um Josephine zu zerstreuen, oder damit sie an den heiligen Oertern Buße thut, lasse ich ungesagt. Letzteres hätte sie in Nassiten auch haben können, unsere Gegend ist wenigstens langweilig genug dazu. Dabei fällt mir ein — willst Du nicht eine wirklich auserlesene, landwirthschaftliche Bibliothek kaufen? Nicht? Ueberlege Dir die Sache, Du könntest sie billig haben. Es sind wirklich sehr hübsche Bücher darunter — auch französische Romane. Aber was sagst Du zu dem Neuhöffschen?"

„Wie so?"

„Nun, der Doktor meint, er würde mindestens sechs Wochen liegen müssen, aber fest."

„Der Neuhöffsche?"

„Jawol, weißt Du denn nicht, daß er sich das Bein verrenkt hat?"

„Ich weiß von nichts."

„Nun, Du kennst ja seine rücksichtsvolle Art. Er wird Dich nicht haben stören wollen. Er ist vorgestern auf der Treppe ausgeglitten und hat sich das Bein ausgerenkt. Er hat einen Gypsverband, und liegt so fest wie eine Wöchnerin. Ich war heute da, wurde aber nicht vorgelassen."

„Ich will sofort hin," rief Werner, indem er schellte. „Gustav,

ich fahre gleich nach Neuhof. Sobald Sie die Sachen eingepackt haben, kommen Sie mit der Post nach."

„Zu befehlen, Herr Baron. Soll ich anspnnen lassen?"

„Ja, sofort."

Als Werner zur Stadt hinausfuhr, sauste ein Sechserzug an ihm vorüber. Im Schlitten saßen eine Anzahl junger Edelleute, die auf ein benachbartes Gut zur Jagd fuhren. „Halt! — halt! — Kommen Sie mit, Hennematt?"

„Bedaure — kann nicht. Auf Wiedersehen."

Im Walde begegnete Werner einem eleganten Schlitten, in dem ein paar junge Mädchen saßen. Es waren Christine Hennematt und eine Freundin, die spazieren gefahren waren. Der Frost hatte ihre Wangen roth gefärbt, ihre Gesichtchen sahen so frisch aus wie Rosenknöspchen.

Heute Abend war Ball beim Grafen Mandern, der für den liebenswürdigsten Wirth galt. Die Jugend flüsterte sich seit drei Tagen zu, daß für den Kotillon ganz besondere Vorbereitungen getroffen würden, und Werner hatte noch am Abend vorher, auf dem Balle beim Landesbevollmächtigten, mit Christinchen davon geplaudert, was wol bei ihnen herauskommen würde. „Nun, morgen Abend werden wir es wissen," hatte Werner gesagt.

Diese und manche andere angenehme Nichtigkeit fuhr ihm durch den Kopf, aber alles trat zurück vor dem Gedanken, daß sein gütiger Onkel seit zwei Tagen krank darniederliege, und er nicht bei ihm gewesen sei. Er hatte eine Art Katzenjammer, obgleich er nicht recht wußte, warum. Er hatte ja nichts unrechtes gethan, und niemand konnte es ihm verargen, wenn er sich ein paar Wochen hindurch amüsirte. Im Gegentheil, er hatte damit nur eine Pflicht erfüllt. Er that ja nur seine Schuldigkeit, wenn er sich mit der Gesellschaft, mit welcher und unter welcher er künftig leben und wirken sollte, bekannt machte.

Werner fand den Onkel im Bett und die Tante neben ihm in ihrem Rollstuhl. „Lieber, was sagst Du" — rief Tante Evchen, „der Blinde pflegt den Lahmen! Ein klägliches Schauspiel!"

Der Onkel sprach sein Bedauern aus, daß Werner so bald von

dem Unfall erfahren hatte. „Ich wünschte dringend, daß Du Dich wenigstens noch ein paar Tage amüsirtest.“

Werner pflegte den Onkel, wie ein liebevoller Sohn den Vater. Er ließ es sich nicht nehmen, auch nachts sein Zimmer zu theilen, und er erwachte, sobald der Kranke sich bewegte. Am Tage las er ihm vor, plauderte mit ihm, oder sah nach der Wirthschaft. Er legte dabei eine Hingabe an den Tag, deren ihn weder der Onkel, noch die Tante für fähig gehalten hatten. Er selbst gewann die beiden in diesen Tagen herzlich lieb. Es hatte etwas unendlich rührendes, wie diese durch ihre Krankheit so unbeholfen gemachten Menschen nur von dem Gedanken beherrscht wurden, einander zu trösten und zu unterhalten.

Als der Abend zu Ende ging, und Tante Evchen zu Bett gebracht werden sollte, bemerkte Werner, daß das Ehepaar etwas auf dem Herzen hatte. Sie flüsterten ein paarmal mit einander — was sonst nie geschah — und zeigten überhaupt eine gewisse Unruhe.

„Pardon, meine Lieben, soll ich Euch nicht allein lassen?“

„Ja — nein — Wernerchen, wir sind gewohnt, vor dem Schlafengehen mit einander zu beten. Wir wissen nicht, ob Dir das recht ist.“

Werner bat, sich durch ihn nicht geniren zu lassen. Die beiden errötheten, aber sie legten ihre Hände in einander, und Tante Evchen flüsterte ihr Abendgebet, wie sie es gewohnt war. Man hörte ihrer Stimme an, daß sie anfangs verlegen war, aber sie sprach bald wieder wie gewöhnlich. Sie dankte Gott für all das unendliche Glück, das er ihnen erwiesen hatte, bat ihn, daß er ihnen einen allezeit frommen und demüthigen Sinn schenken möge, und betete dann für ihr Haus, ihre Hausgenossen und alle ihre Lieben. Sie schloß mit dem Vaterunser.

Werner hatte, seit er Inselhof als vierzehnjähriger Knabe verließ, nie einen einzelnen Menschen beten hören. Er kannte nur das Schul- und das Kirchengebet, und beide waren ihm stets als Ordnungen erschienen, denen sich ein guter Schüler und ein gesinnungstüchtiger Staatsbürger adliger Abstammung ohne weiteres unterwirft, die aber mit seinem inneren Leben schlechterdings nichts zu thun haben. Zum ersten Male hörte er jetzt wieder ein paar kluge und gebildete Menschen ein Gebet sprechen, wie es seiner Auffassung nach nur im Munde von

Kindern möglich war. Und wie wunderbar war doch der Inhalt dieses Gebetes! Da dankten die Tante, die seit vielen Jahren siech war, und der Onkel, der eben erst das Bein gebrochen hatte, Gott für all das „unendliche Gute," das er ihnen erwiesen hatte! Unter anderen Umständen hätte Werner das vielleicht komisch gefunden, diesen Menschen gegenüber verstummte aber jeder Spott. Welch einen Halt im Leben und im Sterben mußte eine solche Lebensanschauung gewähren!

Es ist ein wunderlich Ding um die Liebe und ihre Bethätigung! Scheint die Sonne erst, so fallen ihre Strahlen nicht nur auf die junge Saat, sondern auch auf die Wiese und die Atmatte und rufen überall junges Leben hervor. Am Krankenbette des Onkels erwachte auch die Liebe zu den Proßnitz und die Sorgen um sie wieder mit früherer Kraft in Werner. Zugleich mit ihnen empfand er aber auch ein Gefühl der Reue und der Scham. Wie selbstsüchtig hatte er gehandelt! Wie sehr mußte sein gleichgiltiges Verhalten die Geschwister verletzt haben! „Gegen diejenigen, denen wir eine Wohlthat erwiesen haben, müssen wir uns benehmen, wie gegen Leute, in deren Schuld wir sind," hatte Pauli oft gesagt.

Selbstvorwürfe waren Werner etwas neues, aber er empfand sie doch als das, was sie waren — als Anfänge eines tieferen, schöneren Lebens.

Der Bote aus Inselhof, der gekommen war, um sich nach dem Befinden des Neuhöffschen zu erkundigen, nahm einen überaus herzlichen Brief Werners an Eberhard mit. Sobald der Zustand meines Onkels es mir irgend gestattet, eile ich zu Euch, schrieb Werner. Er hoffte auf eine ebenso herzliche Antwort, aber sie blieb aus.

Der Neuhöffsche trug seine Krankheit mit unendlicher Geduld, aber er war an ein thätiges Leben und an stete Bewegung in der freien Luft gewöhnt, das lange Liegen verursachte ihm daher Kongestionen und raubte ihm den Schlaf. Dann plauderte er mit Werner und erzählte ihm von dem alten Kurland und den wunderlichen Gesellen, die es früher bewohnten.

In einer solchen Nacht entschloß sich Werner eine Frage zu thun, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte. „Onkel," sagte er, „woran lag es, daß alles so kam?"

Auf der Stirn des Barons zeigte sich wieder der rothe Fleck, aber er wich dem Gespräch nicht aus, obgleich Werner es gefürchtet hatte. „Du hast das Recht, diese Frage zu thun," sagte er, „und ich will versuchen, sie so gut ich kann zu beantworten. Als Dein Vater Deine Mutter kennen lernte, zählte er sechsunddreißig, sie sechzehn Jahre. Deshalb brauchte ihre Ehe noch nicht unglücklich zu werden, ich bin auch zwanzig Jahre älter als meine Frau, aber die beiden paßten auch sonst schlecht zu einander. Dein Vater war ein kurischer Edelmann aus der alten Schule, so wie die Brüder im vorigen Jahrhundert waren. Er hatte ein treffliches Herz, viel gesunden Menschenverstand, und das peinlichste Ehrgefühl, aber er hatte nicht gelernt, sich zu beherrschen. Er hatte überhaupt so gut wie nichts gelernt. Unser guter Vater war bei seiner Erziehung stets in Angst, daß er ein Stubengelehrter würde, und hatte darüber versäumt, dem Sohne auch nur die elementarsten Kenntnisse mittheilen zu lassen. Wie Du weißt, starb er, als ich, der zehn Jahre jüngere Sohn, eben zwölf Jahre alt wurde. Infolge dessen erhielt ich eine sorgfältige Erziehung. Deine Mutter kam dagegen aus einem hochgebildeten Hause. Der alte Froburg hatte seine Kinder auf das sorgfältigste unterrichten lassen, sein Haus war der Sammelplatz aller gebildeten Kurländer. Vielleicht machte ebendeshalb die derbe, urwüchsige Art Deines Vaters einen um so größeren Eindruck auf das junge Mädchen. Das kräftige, männliche in seinem Wesen mag ihr imponirt haben. Da der alte Froburg die Partie nicht zugeben wollte, bestanden die beiden nur umsomehr auf ihrem Willen.

Ich mußte bald bemerken, daß Deine Mutter nicht glücklich war. Das derbe Wesen ihres Mannes, das sie anfangs angezogen hatte, stieß sie später ab. Dazu war mein Bruder ein leidenschaftlicher Jäger. Damals waren die fliegenden Jagden noch an der Tagesordnung. Es kam vor, daß Dein Vater ausritt, um ein paar Hasen zu schießen, und erst nach acht Tagen zurückkehrte, weil er von Wald zu Wald bis tief ins Unterland hinein gejagt hatte. Unterdessen saß die junge Frau mutterseelenallein in Lindenhof. Kam der Mann dann nach Hause, so brachte er wol einen Schwarm von Jagdgenossen mit, wie er das aus den langen Junggesellenjahren gewohnt war, und es wurde Wochen hindurch gezecht."

Der Neuhöffsche seufzte und beschattete sein Gesicht mit der Hand. Dann fuhr er fort: „Als Dein Vater bemerkte, daß seine Frau sich ihm immer mehr entfremdete, wurde er auch noch eifersüchtig, und Du kannst Dir denken, wie die Eifersucht sich bei einem Manne von seinem leidenschaftlichen, ungezügelten Temperament äußern mußte.

Damals kam Densborn als Arzt nach Lindenhof. Er war der schönste Mann, den ich je gesehen habe, und er war auch — Du weißt, daß ich keine Ursache habe, ihn zu lieben, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben — er war auch ein sehr edler Mann. Was geschehen mußte, geschah — die beiden gewannen sich lieb. Da Du Deine Mutter kennst, brauche ich Dir nicht erst zu sagen, daß sie ihrem Manne die Treue bewahrte, aber sie beschloß, sich von ihm zu trennen und ihrer Neigung zu folgen. Am 25. Februar, an einem Dienstag, theilte sie diesen Entschluß Deinem Vater mit." Der Neuhöffsche stöhnte laut und schwieg eine Weile. Werner sah, wie es in seinem Gesicht zuckte und arbeitete. Dann fuhr der Baron fort:

„Dein Vater ist damals mit zwei Pistolen in Densborns Wohnung gedrungen, und hat von ihm verlangt, er solle sich sofort mit ihm auf Tod und Leben schießen. Densborn wies diese Aufforderung zurück, aber er gab sein Ehrenwort, daß er sich Deinem Vater im ordentlichen Zweikampf stellen würde. Mein Bruder kam nach Neuhof, um mir mitzutheilen, was vorgefallen war. Als wir zusammen in Lindenhof eintrafen, waren Densborn und Deine Mutter fort.

Dein Vater drang darauf, daß wir sie verfolgen sollten, und ich begleitete ihn, um wenigstens das schlimmste zu verhüten. Glücklicherweise holten wir sie nicht ein.

Das Duell fand einige Tage später statt. Dein von der wildesten Leidenschaft beherrschter Vater schoß dreimal auf seinen Gegner, der sein Pistol nicht erhob. Der sonst so sichere Schütze fehlte dreimal. Ich konnte es nicht länger ansehen und schritt ein.

Du warst damals fünf Monate alt. Als Du neun Monate alt warst, starb Dein Vater. Ich nahm Dich zu mir und engagirte Fräulein Jäger. Du hast sie nie leiden mögen, aber sie meinte es herzlich gut. Du hast auch mich als Knabe nicht geliebt, und die Schuld davon lag gewiß zum Theil in mir. Aber wenn Du erwägst, wie

zerschlagen ich damals war, so wirst Du Dich nicht darüber wundern, daß ich es nicht verstand, mit einem so ungewöhnlichen Knaben umzugehen. Ging es doch später Evchen nicht besser. Jeder Scherz verletzte Dich. Du wurdest erst allmählich ein anderer, als Du nach Inselhof kamst."

Werner hatte mit unendlicher Spannung zugehört. Es war ihm, als ob das Zimmer sich mit einem dichten Nebel füllte, in dem nichts sichtbar war, als die strahlenden, von einem Hof umgebenen Flammen der Kerzen, und das von der rechten Hand überschattete Gesicht des Neuhöffchen. Die Worte des Onkels schienen ihm, obgleich sie mit erschreckender Deutlichkeit gesprochen wurden, aus weiter Ferne zu kommen.

Der Eindruck hielt auch noch an, als der Onkel geendet hatte. Wie deutlich standen jene trostlosen Kinderjahre vor Werners Seele. Er mußte noch ein ganz kleiner Junge gewesen sein, als die Kindermuhme ihm das Schicksal seiner Eltern in ihrer Weise erzählte. Er hatte genug davon verstanden, um zu fühlen, daß sich an seiner Wiege etwas unnatürliches, etwas schreckliches zugetragen hatte. Er wußte, daß seine Mutter noch lebte, und doch hatten der Onkel und Fräulein Jäger ihm auf seine Fragen geantwortet, sie sei todt!

Welch eine Erlösung hatte Inselhof gebracht! Pauli, Eberhard, Therese. Es war Werner, als ob er jetzt erst ganz verstand, was deren Liebe ihm damals gewesen war. Er hatte ja nachher in Deutschland absichtlich die Erinnerung an die Vergangenheit zurückgedrängt, hatte mit ihr brechen wollen, und hatte mit ihr gebrochen. Aber jetzt, auf heimischem Boden, knüpften sich alle diese Bande wieder, und die Vergangenheit stieg wieder in ihm auf, mit ihren Leiden und ihren Freuden.

Werner hatte in diesem Augenblicke nur ein Gefühl — ein Gefühl leidenschaftlicher Sehnsucht nach Eberhard und Therese.

„Zürnst Du mir?" fragte der Onkel.

Die Nebel schwanden, und vor Werners Augen stand nur das schmerzlich bewegte Gesicht seines Onkels. Er erhob sich und umarmte ihn. Er konnte nichts sagen als: „Du Lieber, Guter!"

* * *

Das Gefühl der Sehnsucht nach Eberhard und Therese war auch am folgenden Tage noch so mächtig, daß Werner sich entschloß, den

Onkel auf ein paar Stunden zu verlassen und nach Inselhof zu fahren. Es waren jetzt zehn Tage seit seiner Rückkehr aus der Stadt verflossen, und er hatte die Freunde noch nicht versöhnt —

Als Werner in den Schlitten stieg, ging die Sonne eben unter, und ihre Strahlen standen über ihr wie eine Säule. Es fror nur wenige Grad, aber die Luft war prächtig frisch, und die Bahn auf dem Flusse spiegelblank. Ringsum herrschte jene Stille und Einsamkeit, die einem kurischen Herzen so unendlich wohl thut.

Werner fand die Geschwister am Theetische allein. Der alte Proßnitz war zur Stadt gefahren, und Tante Amalie fühlte sich unwohl und war auf ihrem Zimmer geblieben.

„Wie geht es dem Neuhöfschen?" fragte Eberhard, als er Werner entgegentrat.

„Ich danke Dir. Verhältnismäßig gut."

Man setzte sich und das Gespräch irrlichtelirte eine Weile hin und her. Dann fragte Werner: „Hast Du etwas gegen mich, Eberhard?"

„Ja."

„Wodurch habe ich Dich verletzt?"

Eberhard erröthete ein wenig. „Es schmerzte mich," sagte er, „daß Du, nachdem Du Dich eben erst so tief in unsere Verhältnisse hattest einweihen lassen, und so thatkräftig zu ihrer Besserung mitgewirkt hattest, Dich nun so gar nicht um uns zu bekümmern schienst."

Werner blickte, während Eberhard sprach, auf den Löffel, mit dem er leise gegen den Rand des Glases schlug. „Du hast ganz recht," erwiderte er dann, indem er aufsah, „mein Verhalten mußte Euch selbstsüchtig und räthselhaft erscheinen. Es erscheint mir selbst so, und ich kann Euch nur bitten, es mir zu verzeihen. Ich fuhr zur Stadt, um dort ein paar Besuche zu machen, aber es war da so hübsch, daß ich mich aus dem Treiben nicht wieder losmachen konnte. Es war dort so angenehm für mich, daß ich nur an mich dachte. Ich wäre auch nicht aus mir selbst heraus zu dem Entschlusse gekommen, aufzubrechen, es war die Nachricht von der Erkrankung des Neuhöfschen, die mich nach Hause rief."

Das letzte Bekenntnis wurde Werner nicht leicht, aber es widerstand ihm, den offenen, geraden Eberhard irgendwie zu täuschen.

Das Gute war auch in diesem Falle zugleich das Kluge. Ein kräftiger Händedruck Eberhards und ein freundlicher Blick aus Thereſens Augen ſagten Werner, daß die Geſchwiſter dieſe Sprache zu würdigen wußten.

Thereſe fragte, wie die Neuhöffſche Frau den Unglücksfall aufgenommen habe, und Werner beantwortete die Frage, und ſprach von der Tante ſo liebevoll, wie ihm ihr gegenüber zu Muthe war. „Seit wann iſt ſie eigentlich gelähmt?“ fragte Eberhard, dem die Baronin ſehr gefallen hatte.

„Seit ihrem Hochzeitstage,“ erwiderte Werner. „Die Hochzeit fand im Winter ſtatt, und das junge Ehepaar mußte, weil es von einem Schneeſturm überraſcht wurde, in einem Kruge übernachten. Die Frau des Krügers hatte dem vornehmen Beſuch zu Ehren ihre beſte Wäſche herbeigeholt, und dieſe war kalt und feucht geweſen Mitten in der Nacht weckte meine Tante die Zofe, die neben ihr ſchlief Als dieſe aufſprang, erwies es ſich, daß ihre Herrin an beiden Beinen gelähmt war.“

„Entſetzlich!“ rief Thereſe.

Es entſtand eine kleine Pauſe im Geſpräch. „Wie kam es,“ fragte Eberhard dann, „daß Du Deine Tante als Knabe ſo gar nicht liebteſt?“

Werner blickte düſter vor ſich hin. „Ich weiß es ſelbſt nicht,“ erwiderte er. „Ihre ſtete Heiterkeit, die mir jetzt ſo lieb iſt, verletzte mich. Sie erſchien mir oberflächlich und frivol. Ich liebte damals überhaupt nur Pauli und Euch.“

„Sind Sie ſchon an Paulis Grabe geweſen?“ fragte Thereſe.

„Nein, aber wie wäre es, wenn wir alle drei jetzt hingingen. Das Wetter iſt wundervoll.“

Die Geſchwiſter gingen mit Freuden auf den Vorſchlag ein. Als ſie hinaustraten, empfing ſie die Stille der frühen Winternacht. Nur oben am Firmament war alles voll glitzernden, leuchtenden Lebens.

„Wie lebhaft,“ ſagte Thereſe, als ſie am Arme des Bruders zwiſchen dieſem und Werner dahinſchritt, „wie lebhaft ſteht die Stunde noch vor mir, da wir unſeren Freund beſtatteten! Ein kalter Nordwind fegte die letzten Blätter von den Bäumen, und als wir den friſchen

Grabhügel verließen, sank die Dunkelheit herab und schien von ihm Besitz zu ergreifen. Uns allen war zu Muthe, als ob wir unser bestes dahingegeben hätten, und doch hatten wir sein bestes behalten, seinen reinen, selbstlosen Geist. Ist er mir doch noch jetzt so nahe, wie nur immer zu der Zeit, als ich in der Dämmerstunde auf seinem Schoße saß, während er Euch von den Großen aus alter und neuer Zeit erzählte. In Stunden des Zweifels frage ich mich stets: wie hätte Pauli in diesem Falle gehandelt? Dir geht es ebenso, Eberhard, nicht wahr?"

„Gewiß, und ich frage mich oft, wodurch wir es eigentlich verdient hatten, einen solchen Lehrer zu haben, einen Mann, so einfach und wahr, so mitleidig und fromm, wie ihn. Ich wünschte nur, daß es leichter wäre, seinem Beispiel zu folgen!"

Die Geschwister sprachen noch eine Weile von ihrem alten Lehrer. Werner ging still neben ihnen her. Es war so schön, den liebevollen Worten zu lauschen, mit denen die beiden von dem ja auch ihm theuren Todten sprachen, die erquickende, kalte Luft einzuathmen, und die Sterne blitzen und funkeln zu sehen. Ihm war so frisch und froh zu Muth, wie vielleicht noch nie zuvor. Es war ihm, als ob ein neues, reiferes, schöneres Leben in ihm begann, ein Leben, das er sich selbst erkämpfte.

Auf dem Friedhofe nahmen die drei, nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, auf der Bank innerhalb des Gitters, welches das Grab umgab, Platz.

„Dir ging doch auch gleich das Herz auf, als Du ihn zum ersten Male sahst," bemerkte Eberhard.

„Ja, und Ihr könnt es — Gottlob — nicht nachempfinden, wie mich das Gefühl ergriff: diesen alten Mann wirst Du lieben können. Ihr habt nie gedürstet, wie solltet Ihr wissen, was Wasser ist. Eure Liebe hat mich damals vor dem Verschmachten gerettet. Und doch — doch hatte ich Euch schließlich so gut wie vergessen."

„Wie kam das, Werner?"

Werner schwieg eine Weile. Dann antwortete er: „Seid Ihr nie, um nicht allzu weich zu werden, hart gewesen? Als ich damals, gemäß dem Wunsche meines Vaters, in jene aristokratische Anstalt in

Deutschland geschickt wurde, wollte mir anfangs das Herz brechen. Ich kam von Pauli, von Euch, und wurde nun unter hundert Knaben versetzt, unter denen auch nicht einer war, der andere Interessen hatte, als die an Pferdeställen, Theatern, der Rangliste der Armee und Stammbäumen. Ich fühlte, daß ich in dieser Luft erstickte, wenn ich nicht ein anderer würde, und ich wurde ein anderer. Es wurde mir anfangs schwer, aber ich fand bald, daß es sich im Grunde sehr behaglich lebt, wenn man nur an sich denkt. Man lebt sehr angenehm in diesen Kreisen. Ich verlebte meine Ferien bald bei diesem, bald bei jenem Kameraden, wir ritten spazieren, wir angelten, wir jagten, wir tanzten. Ich ging dann mit einem Theil meiner Schulbekannten auf die Universität, und wir trieben es dort ebenso. Ich hielt mir absichtlich jede Erinnerung an meine Vergangenheit, an meine Jugend vom Leibe, denn ich fühlte sehr wohl, daß ich eigentlich nicht die Natur eines Lebemannes besaß, so sehr ich sie mir auch wünschte. Schließlich war es mir auch wirklich gelungen, fast jede Erinnerung an mein früheres Selbst zu unterdrücken. Da —" Werner brach ab.

„Da?" fragte Eberhard.

„Da kehrte ich heim, und auf dem heimischen Boden ward ich wieder der Alte."

„Aber doch nicht ganz der Alte.

„So Gott will nicht ganz der Alte. Ich kann wenigstens jetzt an die Vergangenheit denken, ohne in Verzweiflung zu gerathen, und ich kann mit den Menschen unbefangen verkehren. Andererseits ist es mir, als ob hundert Fäden, die meine lange Abwesenheit zerriß, wieder angeknüpft würden. Wie lebhaft steht z. B. der wieder vor mir, dessen sterblicher Theil hier ruht! Es wäre vielleicht alles anders gekommen, wenn ich noch länger Briefe von ihm erhalten hätte. Du schriebst mir damals, Eberhard, daß er bis zuletzt meiner freundlich gedachte."

„Das that er. Er sprach oft von Dir. Es that ihm sehr wehe, daß sie Dich in jene Anstalt steckten. Er fürchtete, sie würden dort aus Dir einen hohlen Junker machen."

Alle drei schwiegen eine Weile. Dann fragte Werner: „Welches waren seine letzten Worte?"

Eberhard schwieg, weil er die Bewegung, die ihn ergriffen hatte,

nicht verrathen wollte. Thereſe fühlte das inſtinktiv und erwiderte für ihn: „Er hatte ſich im Bett aufgerichtet und blickte durch das Fenſter hinaus zum blauen Himmel. „Nur der Anflug iſt ſchwer," ſagte er, „nachher bewegen ſich die Flügel wie von ſelbſt." Und dann nach einer Weile: „Zur Sonne, zur Sonne." Und dann — zuletzt — das alte Sterbewort: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt.""

Stimmung und Stunde hatten Werners Herz weit geöffnet. Ein Samenkorn fiel hinein. Blieben Regen und Sonnenſchein nicht aus, ſo konnte es keimen und dereinſt fröhlich aufſproſſen.

Die drei erhoben ſich und traten den Rückweg an. Als ſie den Friedhof hinter ſich hatten, bemerkten ſie am ſüdlichen Himmel einen hellen Glanz, wie den Widerſchein einer rieſigen Feuersbrunſt. Was war das? In jener Gegend lag kein größerer Ort, und doch konnte nur eine brennende Stadt einen ſolchen Schein hervorrufen. Sie blieben ſtehen und blickten um ſich. Im Weſten, Norden, Oſten glitten zarte, roſa Schleier über das Firmament. Sie waren ſo luftig, daß die Sterne durch ſie hindurchſchienen, und ſie bewegten ſich, wie von einem leichten Winde getrieben. Sie dehnten ſich aus, ſie wuchſen empor und verbreiteten ſich rings um das Himmelsgewölbe. Hoch oben im Zenith faßten ſie ſich zu einem weißen, bald roſa, bald lila überhauchten Kern zuſammen, und erglänzten nun ſelbſt von Weiß durch helles und dunkleres Roſa, bis zum geſättigtſten Lila. Der Anblick war unbeſchreiblich herrlich. Wie mit einem Königsmantel umfaßte die Erſcheinung die zerfallenden Bauten von Inſelhof, die Kuppel der Ulme im Garten, die Baumrieſen des Parkes. Für eine Weile hörte jede Bewegung auf, und alles war in Roſa getaucht, der Himmel oben und die ſchneebedeckte Erde unten, und die Geſichter und Geſtalten der drei, die ſprachlos und aufs tiefſte ergriffen, das wundervolle Schauſpiel auf ſich wirken ließen. Dann löſte das Himmelsgewand ſich wieder in einzelne zitternde Schleier auf, die Farben verbleichten, die Sterne und die Dunkelheit traten wieder in ihr Recht, und nur noch einzelne weiße Streifen zuckten am Firmament empor, bis auch ſie verſchwanden.

„Was war das?" fragte Eberhard. „Ein Nordlicht?"

„Ja, aber eins, wie ich nie ein ähnliches gesehen habe," erwiderte Therese.

Werner schwieg. Das Bild Thereſens, wie sie eben vor ihm gestanden hatte, von märchenhaftem Glanz umflossen, die dunkeln Augen emporgerichtet zu dem lichtdurchleuchteten Himmel, erfüllte seine ganze Seele.

In Inselhof waren alle Bewohner auf dem Hofe versammelt und sprachen halblaut von der wunderbaren Erscheinung, deren stumme Zeugen sie eben gewesen waren. „Das bedeutet Krieg und Noth," sagte die alte Toimen, als die drei eben vorübergingen. „Nein, Alte, das bedeutet Frieden und Glück," rief Werner.

Dreizehntes Kapitel.

Was will er?

Der Frühling kam in diesem Jahre ins Land, wie ein kurischer Junge nach langer Abwesenheit ins Elternhaus tritt. Mit einem Schlage war alles voll Leben und Bewegung. Der Graben wurde zum Bach, der Bach zum Flusse, der Fluß zum Strom. Ueberall fiel der Blick auf Wasser, überall hörte man es plätschern und gurgeln. Als es fort war, waren die Felder und Wiesen grün, hatten die Bäume springende Knospen, war die Luft vom Jauchzen der Lerchen erfüllt Noch ein paar Wochen, und die Natur trug wieder ihr sommerliches Gewand.

In dieser Zeit siedelte Werner nach Lindenhof über.

Einige Wochen später erging sich seine Wirthschafterin, Frau Klara Brunnen, eines Abends im Park. Frau Klara Brunnen war die Witwe eines Eisenbahnbeamten in Annaberg in Sachsen. Eine kurische Familie, die sie in Bad Elster kennen lernte, hatte sie mitgenommen. Als diese Familie später für längere Zeit nach Weimar zog, war Frau Brunnen frei geworden, und hatte der Aufforderung Werners, ihm die Wirthschaft zu führen, Folge geleistet. Sie war eine kleine, rundliche

Frau, sehr schüchtern, und von innerlichstem Respekt vor allem, was vornehm war, erfüllt. Sie hatte heute den Tag über fleißig gearbeitet, und genoß nun mit gutem Gewissen den schönen Abend. Sie dachte eben darüber nach, warum der liebe Gott, der den Gottesboden doch sonst so reichlich segnete, ihm die Amseln versagte, als ihr bei einer Wendung des Weges Rosenthal begegnete. Rosenthal war heute mit einer alten Joppe mit grünen Aufschlägen bekleidet, und schritt in bis an die Knie reichenden Schmierstiefeln einher. „Guten Abend, Frau Brunnen," sagte er, indem er mit der Rechten an den Rand seines Schlapphutes griff, „schönes Wetter? Nicht? Und es bleibt so. Sehen Sie einmal die Mücken! Erbarmen Sie sich — das ist eine Wolke! Sie haben in Sachsen wol auch recht viele Mücken? Nicht?"

„Ich danke, Herr Rosenthal. O ja. Wenn auch nicht so viele, wie hier."

„Nicht? Sachsen liegt aber doch südlicher? Na, wie gefällt es Ihnen denn sonst in Lindenhof? Gut?"

„Oh, ich danke Ihnen, Herr Rosenthal. Wie sollte es mir nicht gefallen! Der Herr Baron —"

„Na ja, es ist ein hübsches Gut, ein schönes Gut, ein reiches Gut! Nicht?"

„Oh, gewiß. Es ist eine große Herrschaft."

„Na, das nun gerade nicht, aber immerhin ein Gut, auf dem man leben und leben lassen kann. Ja, auch leben lassen kann."

Da Frau Brunnen nicht begriff, wo Rosenthal hinauswollte, so schwieg sie und sah ihn erwartungsvoll an.

Rosenthal blickte so ingrimmig zu der Eiche, unter deren Krone beide standen, empor, als ob er sie sofort umhauen lassen wollte.

„Ich sage Ihnen, Frau Brunnen, man kann, wenn man Lindenhof besitzt, ganz und gar besitzt, ohne Bankschuld, ohne was, man kann, sage ich, dann auch andere Leute leben lassen. Man hat es dann nicht nöthig, in jeden Sack und in jeden Schweinetrog selbst hineinzusehen. Wozu, frage ich, hat man denn einen Amtmann? Und einen Feldältesten? Und einen Kleetenältesten? He? Man kann ja dann selbst in der Riege stehen, und in der Kleete, und auf dem Felde.

Man kann ja dann selbst jedem Schwein in die Rippen stoßen, und jeder Kuh an die Euter greifen. Das kann man, gewiß. Nicht?"

Frau Brunnen erröthete und schlug die Augen nieder. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Rosenthal," sagte sie.

„Was ist da zu verstehen? Der Baron kümmert sich um alles, mischt sich in alles. Daß er angibt, was geschehen soll, darüber sage ich nichts, gar nichts, und daß er einmal nachsieht, ob alles in Ordnung ist, darüber sage ich auch nichts. Kontrole muß sein, das ist wahr. Aber warum hat er sich um jeden Quark zu kümmern? Schickt sich das für ihn? Ist er denn ein Wirth? Nein, er ist ein Baron. Aber ich weiß, was ich weiß. Will der Baron ein Hofmuttersmann sein — gut — aber dann bleibe ich nicht sein Amtmann. Ne — den Weg reiten die Lithauer nicht. Und dann — was hat er für eine Art, mit mir zu sprechen? Na, zum Beispiel gestern Abend. Ich sage ihm, was heute geschehen soll, und er ist zufrieden. Gut. Herr Baron, sage ich, dem Arrendator in Zierul sind vorige Nacht vier Pferde gestohlen worden. Glauben Sie, daß er mir antwortet? Er antwortet mir nicht. Glauben Sie, daß er mich ansieht? Er sieht mich nicht an. Er nimmt ein Buch und guckt da hinein, und thut, als ob er liest. Mir läuft die Galle über. Herr Baron, sage ich, dem Arrendator in Zierul sind vorige Nacht vier Pferde gestohlen worden. Wissen Sie, was er antwortet? Sie glauben natürlich, daß er fragt: Wirklich? Und aus dem Stall? oder so. Nicht die Spur. Guten Abend, Rosenthal, sagt er. Nun frage ich Sie — bin ich denn ein Hund? Was? Oder gibt es auf der ganzen Welt einen Menschen, der, wenn man ihm erzählt, daß dem Arrendator von Zierul auf einmal vier Pferde gestohlen worden sind, nicht fragen würde, wo die Pferde gestohlen wurden, und ob man die Hallunken hat, und ob es Juden oder Zigeuner waren, oder Russen? Was? Aber er — hast Du mir nicht gesehen — Guten Abend, Rosenthal! Nun, ist der Neuhöffsche nicht auch ein vornehmer Herr? Was? Sagt der: Guten Abend, Rosenthal? Erbarmen Sie sich! Fällt ihm nicht ein. Mojen, sagt er und: Was gibts Neues, Rosenthal? Aber ich kenne das, ich kenne das. Für unsern Baron bin ich schlechter, als ein Hund!"

Frau Brunnen hatte dem Erregten in sprachlosem Erstaunen zugehört. Sie blickte sich unwillkürlich ängstlich um, ob nicht etwa jemand die kecken Worte gehört habe.

„Aber bester Herr Rosenthal," sagte sie endlich, „der Herr Baron ist doch so leutselig —"

„Was leutselig! Was ist das für eine Leutseligkeit, wenn man: ‚Guten Abend, Rosenthal' sagt! Ein unverschämter Junker ist er. Aber er soll es kriegen, er soll es hageldick kriegen! Heute Abend noch sage ich zu ihm: Guten Abend, Herr Baron. Denken Sie nicht, daß ich so mit mir umgehen lasse. Ich bin auch ein Kurländer! Wenn er einem: ‚Guten Abend, Rosenthal,' sagen will, kann er sich einen ausländischen Amtmann nehmen. Was hat er leutselig zu sein? Gehöre ich zu den Leuten? Nein, ich bin Amtmann. Aber sich nicht in alles zu mischen hat er — das hat er. Ich kenne unsere Herrchen! Glauben Sie, daß die Leute mit ihm zufrieden sind? Gar nicht sind sie mit ihm zufrieden. Und was hat er alle Abend nach Inselhof zu gehen? Geht er wegen des jungen Proßnitz hin? Sagt er das? Na, sagen Sie ihm nur: — Schwindel! Wegen der Therese Proßnitz geht er hin. Wird er die Therese Proßnitz heirathen? Kuchen, er wird sie nicht heirathen. Wird er sie verführen? Prosit Mahlzeit! darnach ist die Familie nicht, und das Mädchen — bei Gott — erst recht nicht. Was, zum Henker, will er da? Was? frage ich."

Frau Brunnen erröthete über und über. Es empörte sie innerlichst, daß Rosenthal, der doch in des Lindenhöffschen Diensten stand, von einem Baron, und noch dazu seinem eigenen Baron so sprach. Sie war aber viel zu schüchtern, um ihrer Entrüstung einen anderen Ausdruck zu geben, als daß sie höflich: „Guten Abend" sagte und weiter ging. Wunderbar, dachte sie, was das hier für losbändige Leute sind. Da will keiner Diener, jeder ein Herr sein. Dieser Mann hat einen reichlichen Lohn, nicht allzuviel Arbeit und einen gütigen Herrn. Man sollte glauben, er müsse überglücklich sein. Statt dessen räsonnirt er. Was geht es ihn an, ob der Herr Baron alle Abend nach Inselhof hinüber geht oder nicht? Aber wunderbar ist es freilich. Das Mädchen soll ja so wunderschön sein und so gut, aber der Baron kann

es ja doch nicht heirathen. Und dann — wie leicht kann einmal das Boot umschlagen — ach Gott! Ja, was will er nur?

Wenn Frau Brunnen in der Lage gewesen wäre, diese Frage an Werner zu richten, so hätte sie ihn dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Er hütete sich auch wol, sie an sich selbst zu stellen, er wanderte vielmehr rüstig dem Flusse zu, ohne sich irgend andere Gedanken zu machen, als daß er einem schönen Abend entgegenging. Ihm war so sorglos zu Muthe, wie den Spatzen, die sich neckend in der Hecke verfolgten, und den Staaren, die auf den Pappeln, an denen er vorüberschritt, pfiffen und schwatzten und ihre Männchen machten. Er rief vom Boot aus den Fischern, deren Kähne still an ihm vorüberglitten, ein fröhliches „Guten Abend" zu und schritt dann behaglich über die ergrünenden Wiesen, dem Sonnenuntergange entgegen.

„Wo ist das Fräulein?" fragte er die alte Toimen, die aus dem Geflügelstalle trat, und ihm lachend ein ganzes Nest voll Entlein wies, das sie in der Schürze trug. „Im Gemüsegarten," war die Antwort, und Werner begab sich dorthin. Hier waren Therese und Tante Amalie damit beschäftigt, nach den ersten Spargeln zu suchen. Werner nahm der Tante das Messer aus der Hand und beugte sich über das Beet. Hier und dort lugte ein schlankes Spargelköpfchen schon aus dem warmen Erdreich, oder hatte es wenigstens bereits ein wenig aufgeworfen, so dem sachverständigen Auge sein Dasein verrathend. „Hier, Wernerchen! Hier, Herr von Hennematt!" hieß es aus dem Munde der Frauen, die sich nun auf das Aufsuchen beschränkten.

„Fräulein Therese," sagte Werner, indem er sich aufrichtete und dem schmerzenden Rückgrat Gelegenheit gab, sich auszuruhen, „die große Ostfriesin hat ein Bullkalb."

„Wirklich," rief Therese, „wie mich das freut. Sehen Sie, so ist Ihr Wunsch doch erfüllt worden."

„Ja, es ist hübsch, aber ich traue dem Frieden noch nicht recht, denn meine Hofmutter versteht vom Vieh soviel, wie die alte Toimen von deutscher Literatur."

„Kann Frau Brunnen nicht eintreten?"

„Ach, ich fürchte, ich käme dabei nur aus dem Regen in die Traufe.“

„Wernerchen! Wernerchen!“ rief Tante Amalie, „schnell, schnell! Was für ein großer Kerl!“

„Ja, wahrhaftig. Warte nur, Du sollst mir“ — Das Messer fuhr in die Erde, und der Spargel wurde herausgezogen und weidlich bewundert.

„Für diesen Fund habe ich auch eine hübsche Geschichte, Tante Amalie.“

Tante Amalie blickte Werner mistrauisch an. „Na, das wird auch wieder was schönes sein,“ sagte sie.

„Nein, sie ist wirklich hübsch. Sie spielt in der Nähe von Straßburg.“

„Pfui, pfui, pfui, Wernerchen, das ist gewiß wieder dummes Zeug. Ich kenne Euch mit Euren fremden Geschichten.“

„Nun, dann werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die in unserer Hauptmannschaft spielte, und zwar unter Lindenhof.“

„Nun, das meinetwegen.“

„Reichen Sie mir den Korb, Fräulein Therese. So. Danke. Ich gehe also vor einigen Tagen am Flusse entlang, als mir ein Mann auffällt, der langsam stromauf fährt und dabei den Bootshaken hin und her bewegt, als ob er etwas suche. Ich bleibe stehen und frage: ‚Was habt Ihr vor?‘ ‚Herr,‘ spricht er, ‚ich suche meine Frau, die ertrunken ist.‘ ‚Wo?‘ frage ich. ‚Gegenüber der Inselhöfschen Riege,‘ sagt er. ‚Was?‘ sage ich, ‚und Ihr sucht sie hier? Stromaufwärts?‘ ‚Herr,‘ erwidert er und wischt sich den Schweiß von der Stirn, ‚ich sehe, daß Ihr meine Frau nicht gekannt habt. Die konnte auch im Tode nur gegen den Strom schwimmen.‘“

Tante Amalie prustete vor Entrüstung. „Pfui, pfui, pfui,“ rief sie. „Ihr habt immer nur Thorheiten vor. Pfui, pfui, pfui, man kann Euch auch nicht ein bischen trauen.“

Die Sonne tauchte noch einmal ganz Inselhof in dunkles Roth und versank dann hinter dem Horizont. Vom Flusse her wehte ein kalter Luftzug. Die drei gingen langsam ins Haus, setzten sich im

Saal ans Fenster und blickten hinaus in den Garten. Wie eine Riesenglocke wölbte sich die Kuppel der großen Ulme und beherrschte Obstgarten und Park. „Wie alt die wol sein mag," sagte Werner. Tante Amalie sprach von Jahrtausenden, Therese wies darauf hin, daß Pauli angenommen hatte, der große Baum sei höchstens dreihundert Jahre alt. „Immerhin, was für ein Alter," rief Werner. „Wie zahlreiche Menschengeschlechter haben schon zu ihr emporgeblickt und sich an ihr erfreut."

Therese dachte daran, wie lieb auch sie den großen Baum habe, und wie schwer es ihr werden würde, von ihm zu scheiden. Sie dachte auch daran, daß es ihnen vielleicht durch Werners Hilfe gelingen würde, auch ferner unter dem großen Baum zu wandeln, und das Blut strömte ihr warm zum Herzen.

„Es ist eine seltsame Vorstellung," begann Werner wieder, „daß es einmal eine Zeit gegeben hat, wo der große Baum hier nicht stand, und daß es einmal eine Zeit geben wird, wo das Andenken an ihn im Gedächtnis der Menschen vollständig ausgelöscht sein wird. Ich finde, daß dieser Gedanke etwas ungemein beruhigendes hat. Wozu dieser Aufwand von Lust und Leid, wenn es sich doch nur darum handelt, daß ein Blatt unter den Milliarden entsteht, sich eine Weile grün erhält und dann, welk geworden, herabsinkt zur Verwesung. Die Blätter regen sich nicht auf, sie stellen sich keine Ideale und verzagen nicht, weil sie dieselben nicht erreichen, sie hängen still an ihrem Stiel, athmen froh den Sauerstoff ein und sinken dann, wenn ihre Zeit um ist, kampflos hinab zu den anderen. Wir sollten es auch so machen."

„Ich glaube nicht, daß wir das können," erwiderte Therese, „und ich weiß bestimmt, daß wir das nicht sollen. Wir sind eben keine Pflanzen, wir sind die Ebenbilder Gottes, und eben der Geist Gottes in uns ist es, der uns die Ideale schuf und uns fort und fort zwingt, ihnen nachzustreben. Wie Gott allmächtig, allgütig, allweise ist, und weil er es ist, so müssen wir darnach streben, mächtig, gütig, weise zu werden, und zwar jeder, auch der Schwache, der Schlechte, der Thörichte. Sie alle wissen sehr wohl, daß sie sich in einem verkehrten Zustande befinden, und sie können daher ihrer Schwäche, ihrer

Schlechtigkeit, ihrer Thorheit nimmermehr froh werden. Auf Erden gibt es kein friedliches Genießen, nur ein rastloses Kämpfen."

„Ist das nun wirklich so, oder bilden wir uns das nur ein — das ist die Frage. Sind wir nicht am Ende nur Kinder, die eifrig Seifenblasen nachjagen, während rings um uns saftige Früchte hängen?"

„Nimmermehr," rief Therese. „Wenn Sie recht hätten, dann müßte es doch auch hin und wieder einen Vernünftigen gegeben haben, der zurückblieb und später das große Glück verkündete, und doch sind, soviel ich weiß, alle, die diesen Versuch machten, früher oder später zu der Ueberzeugung gelangt, daß es für den Menschen kein anderes Glück gibt, als das rastlose Streben nach dem Ideale."

„Verzeihen Sie, das klingt ja alles sehr schön und gut — ich kenne das berühmte Lessingsche Wort auch — aber wie, — wenn die alte Sage vom Jüngling zu Sais auf Wahrheit beruhte, wenn der rastlose Kämpfer, der endlich sterbend den Vorhang zurückschlägt, in das leere Nichts sieht? Wie dann?"

„Pfui, pfui, pfui, Wernerchen," rief Tante Amalie, die dunkel ahnte, daß Werner eben etwas ketzerisches, unlutherisches ausgesprochen hatte, „was reden Sie da? das glauben Sie ja selbst nicht."

„Das kann nicht sein," rief Therese erregt, „das ist ganz unmöglich. Wenn ich diese Möglichkeit zugäbe — einen Augenblick nur — so würde ich wahnsinnig. Mein Geist kann den Glauben an die Unsterblichkeit, an eine persönliche Gottheit, an eine persönliche Verantwortlichkeit so wenig missen, wie die Vorstellung, daß $2 \times 2 = 4$. So wenig, wie wir unsere Vorstellungen von dem Begriffe von Zeit und Raum loslösen können, so wenig können wir von dem sittlich vollkommenen, persönlichen Gott lassen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß — so viele es sich auch eingeredet haben — doch nie ein Mensch auf einen Augenblick diesen Begriff losgeworden ist."

„Welchen Begriff?" fragte Eberhard, der eben zur Thür hineintrat.

„Lieber Eberhard," sagte Tante Amalie, „die beiden philosophiren Dir hier wie, als wir noch in Bumbeneeken waren, mein Seliger und der Pastor. Damals konnte man auch immer nichts verstehen."

„Das wird daran gelegen haben, Tantchen, daß Du nicht demüthig genug zugehört hast. Wenn Du —"

„Aber nun hört doch einmal diesen Gelbschnabel. Therese — höre doch diesen Gelbschnabel.“

„Wie geht es, Werner?“

„Danke, gut. Wart Ihr auf dem Felde? Guten Abend, Herr Proßnitz.“

„Ah, guten Abend, Hennematt. Kommen Sie, wollen wir einen auf die Lampe gießen?“

Die drei begaben sich in das Speisezimmer, wo eben die Tafel gedeckt wurde.

„Ich bin schändlich ärgerlich,“ sagte der Alte, indem er sich ein Glas Schnaps eingoß. „Ich habe da einen Knecht, Wilks heißt der Kerl, der leidet an der Kleptomanie. Als er neulich in der Mühle ist, steckt er richtig wieder eine Axt des Müllers unter die Mehlsäcke, wird dabei abgefaßt und — ruhig, Karo, auf den Sack — und ist nun wegen Diebstahls verurteilt worden.“

„Glauben Sie an die Existenz von Kleptomanie, Herr Proßnitz?“

„Oh, ich bitte Sie, wie soll ich nicht daran glauben. Da war zum Beispiel der Staatsrath Eckern. Na — das war doch einmal ein Ehrenmann — stahl dabei aber wie ein Rabe. Eines Tages ist er beim alten Nassitenschen, d. h. beim Vater des jetzigen Nassitenschen, und steckt wieder allerlei ein. Warte nur, denkt der Nassitensche, läß, einen Tabakskasten mit Sirup füllen und streut nur eine ganz dünne Schicht Tabak darüber. Mein Eckern geht richtig in die Falle. Die Hände auf dem Rücken schlängelt er sich so ganz doucement an den Tabakskasten heran, und schwupp hat er die Hand voll Sirup. Na, das Gelächter!“

Bei Tisch entspann sich eine lebhafte Debatte über das Gypsen des Klees. Der Alte meinte, wer weniger als 150 Pfund pro Lofstelle gypse, könne es nur gleich ganz lassen, während die jungen Leute das halbe Quantum für ausreichend hielten.

Nach dem Essen griffen der alte Proßnitz und Eberhard zum Schachbret, und Tante Amalie nahm mit ihrem Strickstrumpfe neben ihnen Platz. Therese spielte eine Beethovensche Sonate, und Werner setzte sich ans Fenster und blickte hinaus in den stillen, mondbeglänzten Garten, während die Töne der Musik in seine Seele hineinrauschten, und sie mit sich fortzogen wie auf Adlersflügeln.

Nach einer Weile stand er auf und stellte sich hinter Therese. Sie spielte weiter, und er beschränkte sich darauf, ihr von Zeit zu Zeit das Notenblatt umzuschlagen, und doch war ihnen beiden so glückselig zu Muth, wie wenn sie sich zärtlich umfangen hätten. Das Gefühl grenzenlosen Glückes, des höchsten Glückes, das dem Sterblichen zu Theil werden kann, flutete um sie her, und sie trieben wunschlos in der lauen, weichen Flut.

„Da hilft nichts, ich bin matt gesetzt," sagte der alte Proßnitz. „Es ist doch schändlich, an dem Eberhard habe ich mir selbst meinen Meister herangebildet. Kommen Sie, Hennematt, sehen Sie, wie geschickt er mich zu Baum getrieben hat."

Werner und Therese traten an die Spielenden heran und ließen sich Eberhards Operationen erklären. Dann spielten auch sie eine Partie, und es machte beiden Freude, daß Werner sie gewann.

„So," sagte der alte Proßnitz, der bisher dem Spiel zugesehen, und es gelegentlich kritisirt hatte, indem er aufstand, „jetzt ist es aber hoch an der Zeit, zu Bett zu gehen."

Alle erhoben sich. „Warte," sagte Eberhard zu Werner, der sich von Tante Amalie verabschiedete, „Therese und ich begleiten Dich."

Draußen lag das milde Licht des Vollmondes auf den Wiesen und spiegelte sein Bild in den ungetrübt dahingleitenden Wassern des Flusses wider. Kein Windhauch bewegte die klare, frische Luft, kein Ton durchdrang sie.

Therese hatte Eberhards Arm genommen, und Werner schritt auf der anderen Seite neben ihr her. Er hatte seine Freude an dem schönen Profil ihres Gesichtes und dem dunkeln Feuer in ihren Augen, sobald sie ihn anblickte.

„Sind Sie mit dem „Landhaus am Rhein" fertig?" fragte Werner.

„Nein," erwiderte Therese, „und — verzeihen Sie — ich werde es auch nie werden. Ich kann dergleichen nicht lesen, und ich verstehe — offen gesprochen — gar nicht, wie man an diesen Gefühlsspielereien Gefallen finden kann, wenn man, wie Sie und wir, am Walter Scott herangewachsen ist. Da ist wirkliche, echte Poesie. Als ich den Auerbach gestern Abend definitiv bei Seite legte, da griff ich unwillkürlich aufs Geradewohl zu Scott und holte mir die Braut von Lammermoor

heraus. Wie lebt da alles und steht leibhaftig vor unserer Seele. Oh, daß wir einen Walter Scott hätten! Er thäte mehr für die Erhaltung unserer Eigenart, als alle unsere Landesbevollmächtigten und Landtage zusammen."

„Was sollte ein Walter Scott wol bei uns schildern, Fräulein Therese?"

„Oh, ich bitte Sie, bieten die Kämpfe der Ritter nicht reichen Stoff? Muß das heiße Ringen um Terweeten nicht zahlreiche, poetische Motive hergeben? Gilt nicht dasselbe von den späteren Grenzfehden mit den Lithauern? In einer Nacht wie in dieser ritt vielleicht der Semgalle Westhard über diese Scholle und spähte sorgenvoll stromabwärts nach blinkenden Rüstungen oder lauschte, ob nicht auf jenem Ufer streifende Lithauer auf flüchtigen Pferden klirrend heransprengten. Warum greifen die Dichter nicht zurück in jene thatenfrohe Zeit, statt sich immer unter uns mattherzigen Epigonen zu bewegen?"

„Nun, ich denke, beides hat sein Recht, Schwesterchen, die Gegenwart so gut, wie die Vergangenheit."

„Nein, Eberhard. Wozu uns das vorführen, was wir ohnehin alle kennen? Warum uns nicht jene Vergangenheit zeigen, in deren Banne wir stehen, und die wir doch so wenig begreifen? Erst wenn sie uns nahe gebracht und verständlich geworden ist, können wir auch die Gegenwart recht begreifen."

Die beiden widersprachen, aber Therese blieb bei ihrer Meinung und vertheidigte sie eifrig. So gelangten sie bis an Werners Boot.

Werner schüttelte den Geschwistern die Hand und stieß das Boot ins Wasser.

Die Geschwister blieben stehen und blickten ihm nach, bis das Boot durch die Mondstrahlen geglitten und im Schatten des anderen Ufers verschwunden war. „Gute Nacht! Auf Wiedersehen!" klang es herüber, hinüber.

Als Werner sein dunkles, kaltes, leeres Haus wieder betrat, erschien es ihm hell, warm und voll, denn er brachte Licht, Wärme und Ueberfülle mit sich, und ein weiches, aber doch wunderbar volles „Auf Wiedersehen" hallte belebend durch die sonst so öden, tonlosen Räume.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Blitzstrahl.

Vier Wochen später schritt Werner wie gewöhnlich dem Flusse zu. Es war um die Zeit, in der alles in höchster Blüte steht. Die Fliederbüsche im Garten beugten ihre Zweige unter der Last ihrer blauen Blüten, und der Jasmin erfüllte den Park mit seinem Dufte. Aus dem Dunkel des Gebüsches flatterten kleine Grasmücken empor und ließen vom dürren Zweiglein aus ihr Lied ertönen; durch den Rasen wateten geschäftige Staare und nickten mit den Köpfen; auf den Zweigen der Baumriesen spazierten kleine Buchfinken umher und schmetterten ihr Lied in die Luft wie einen Trompetenstoß. Wie ein riesiger Schmetterling flog der Pfingstvogel von Baum zu Baum, und mit schnellem Flügelschlage eilte der Kukuk über die Lichtung; langsam, feierlich schlug weit hinten im Park, am kleinen Teich, der Sprosser. Auf der geöffneten Scheunenthüre saß die Rauchschwalbe und zwitscherte ihr Abendliedchen, während die Uferschwalbe noch pfeilschnell über die Wiese dahinglitt, auf der der Storch mit bedächtigem Schritte seinem Gewerbe nachging. Dort über der sumpfigen Stelle in der Wiese strich der Kibitz dahin und rief gellend: Kiwitt! Kiwitt!, am Flußufer flog eine Tucht Enten auf und eilte mit pfeifendem Flügelschlag nach Norden, den Sümpfen zu; auf dem Rande des Bootes saß eine Bachstelze, schaute den Nahenden mit großen Augen an und dienerte und nickte. Aber auch die still dahineilende Flut war belebt; hier, da, dort blitzte ein Silberstrahl auf, ein Kreis bildete sich und eilte, sich mehr und mehr erweiternd, stromabwärts. Ein Wirbel entstand und folgte ihm. Dann rauschte es plötzlich auf, als ob ein schwerer Stein ins Wasser plumpte.

Das Boot gleitet langsam dahin und sein Insasse blickt träumerisch hinab in die durchsichtige Flut. Dort vor dem Stein steht ein gewaltiger Krebs und richtet die mächtigen Scheeren drohend empor nach dem Schatten, der über ihm weggleitet; hinter dem Steine liegt in halber Höhe unbeweglich ein Hecht auf der Lauer, so dunkel wie ein

Stück Holz und so unbeweglich wie ein solches; hart an der Oberfläche balgt sich in schwärzlichem Gewimmel die junge Fischbrut um ein Stückchen Baumrinde, das sie für Brot halten mag.

Das Boot gleitet langsam dahin, und der Insasse blickt träumerisch empor zum Himmelsgewölbe. Hoch im blaßblauen Zenith stehen ein paar weiße, zarte Wölkchen; unter ihnen treibt, in purpurne Glut getaucht, langsam eine mäßig große Wolke; die unteren Luftschichten schimmern zart und verschwimmend von röthlich zu lila.

Ueberall ist Friede und Harmonie, in den Farben und Tönen und in der reichlich mit Wasserdampf geschwängerten Luft.

Als Werners Kahn gelandet, und er das Ufer hinangestiegen war, stieß er auf eine belebte Gruppe. Dort, wo die Wiese in einem Winkel in die Hoflage eindrang, zwischen den Geflügel- und den Schweineställen, standen eine Anzahl Pferde. Ein Jude hielt sie an den Halftern, während ein anderer eben mit einem prächtigen Fuchs um die Wette lief. Das junge schöne Thier griff schnaubend weit aus, und es war ein wunderlicher Anblick, wie der Jude mit fliegendem Kaftan hinter ihm her hastete. Am geflochtenen Zaune, der die Wiese vom Feldrain schied, standen der alte Proßnitz, sein Kutscher und ein paar Knechte und spornten das Thier durch lautes Gelächter und gellende Zurufe zu immer größerer Wildheit an.

„Guten hu — hu — hu — Abend hu — hu — hu — Hennematt! hu — hu — sehen Sie doch den Schatten von dem Hallunken — hu — hu — hu — zum Todtlachen — hu — hu. Nein, wahrhaftig, sehen Sie doch dieses Gespenst!“

Der Alte steckte die oberen Knöchel von Zeige- und Mittelfinger in den Mund und ließ einen so gellenden Pfiff ertönen, daß Werner mit der Hand ans Ohr fuhr. „He, Diana — faß! — faß — hussa — hu — hu — hu — hu — hu — Verdammt!“

Der Fuchs that noch einen Ruck, und der Jude lag am Boden. Nun sprang das Pferd über den Graben, der das überflüssige Wasser des Teiches dem Flusse zuführte, und der Jude, der den Strick nicht losließ, rollte hinein — noch ein Ruck, und er war wieder heraus — das Thier setzte über die Hürde und preßte den Mann gegen die Pfosten. Dabei bellte der Hund, die Bauern johlten und der Alte pfiff wie rasend

Jetzt hatte der Jude sich an dem Pfosten pfeilschnell in die Höhe gerichtet und stand — auch der Hengst stand nun. Der Jude zog die Corde langsam ein, faßte das Pferd kurz und kam, nachdem er die Stangen der Hürde entfernt hatte, in kurzem Trabe wieder zu den Herren zurück. „Ist er nicht ein Maladez? Oi? Ist er nicht ein gora gewaltiger Laufer? Ist er nicht geloffen wie ein Gouverneurspferd? Oi?"

„Wollen Sie den Fuchs kaufen, Herr Proßnitz?" fragte Werner, der, halb belustigt und halb empört, der rohen Scene zugesehen hatte.

„Nein, ich tausche mir nur ein paar jüngere Pferde für ein paar alter Kraggen ein."

„Aber Sie haben ja keine alten Pferde?"

Proßnitz blickte Werner von der Seite an. „Es kommt darauf an, was man alt nennt," erwiderte er mit einem ironischen Lächeln. „Metusalahs Alter hat freilich keins meiner Pferde, aber die beiden dort sind immerhin alt genug."

Werner blickte zu den beiden Thieren hinüber. Es waren ein paar gute, gesunde Klepper, etwa zehn Jahre alt, also gerade in den besten Jahren für Arbeitspferde. „Weiß Eberhard, daß Sie die Thiere austauschen wollen?" fragte er.

„Eberhard? — hu — hu — hu. Ja, das heißt, ich glaube — hu — hu — hu — sehen Sie den spanischen Hahn da — ist er nicht hübsch? hu — hu — hu — ich pflege meinen Sohn in solchen Dingen nicht um Rath zu fragen — hu — hu — hu — hu — der Sohn muß den Vater um Rath fragen, aber nicht — Jakob, was stehst Du da und thust nichts? Hilf dem Jossel die Pferde halten — Eberhard — hu — hu — braucht junge starke Pferde."

Werner wußte jetzt, woran er war. Der alte Proßnitz verschwendete wieder einmal auf seine eigene Hand. „Wie viel müssen Sie zuzahlen, Herr Proßnitz!" fragte er.

„Wie viel ich zuzahlen muß? — Sehen Sie doch, wie dem Bengel der Kaftan zerrissen ist — wie viel ich zuzahlen muß? Ein Lumpengeld. Die Kanaille verlangt 150 Rubel, aber er wird mit 50 zufrieden sein. Man kennt das."

Werner sah ein, daß er hier nichts ändern konnte. „Wo ist Eberhard?" fragte er.

„Eberhard? Eberhard ist nach Baschgallen gefahren. Die Bestie von Schindeljude wollte vorgestern schon hier sein und doch ist bis heute noch kein Knoblauch über unsere Herbergsschwelle gekommen."

„Und Fräulein Therese?"

„Therese? Therese ist irgendwo im Garten, bei den Bohnen, bei den Erbsen — was weiß ich. Na, Judchen, komm einmal her, jetzt wollen wir deutsch mit einander reden."

Werner stieg den Wall hinan. Auf der anderen Seite desselben netzten die Mägde unter Leitung der alten Toimen breite Streifen Leinwand. „Guten Abend, gnädiger Herr Baron," rief die Alte lachend, „das ist da drüben eine Wirthschaft! Wie in einer polnischen Badstube!"

Werner nickte ihr freundlich zu und schritt schweigend weiter In dem alten Proßnitz war wirklich etwas Polnisches. Er sah aus und handelte wie ein Schlachtitz. Werner schüttelte sich, als er daran dachte, daß der Alte ja auch ein Stück jenes Deutschtums war, für das er so warm eintrat. Oder war er nur ein dürrer Ast am grünen Baume unseres Stammes?

Zwischen Eberhards Eiche — man nannte sie so, weil sie an Eberhards Geburtstage gesteckt worden war — und der zweiten großen Ulme hatte man eine Anzahl Gemüsebeete eingerichtet. Aus ihnen trat Therese Werner entgegen. Ihre schlanke und doch kräftige Gestalt hob sich plastisch von dem dunkeln Hintergrunde der Laubmaßen ab, und ein freundliches Lächeln verschönte noch ihr adliges Antlitz. Nein, der Alte war doch nur persönlich degenerirt, in den Kindern rollte edles, deutsches Blut so rein und voll wie nur je, seit deutsche Menschen den Gottesboden betraten.

Werner reichte Therese die Hand, und er hielt sie vielleicht länger in der seinigen als unumgänglich nöthig war, wenigstens erröthete Therese und entzog sie ihm.

„Kommen Sie, Fräulein Therese," bat Werner, „wollen wir noch einen Spaziergang durch den Park machen?"

Therese rief ein paar alten Frauen, die zwischen den Beeten beschäftigt waren, zu, es sei schon spät und sie sollten nach Hause gehen, reichte der einen von ihnen ihre Schürze, die sie abgebunden hatte, und schlug dann mit Werner den in den Park führenden Pfad

ein. Eine Weile gingen sie schweigend neben einander her, dann sagte Werner, der unterdessen die frühere Gedankenreihe verfolgt hatte: „Immer wieder muß ich darüber staunen, wie ähnlich und doch auch wieder wie ungleich die hiesigen Deutschen den Deutschen in Deutschland sind. Wir sprechen dieselbe Sprache, wir bekennen uns zur gleichen Religion, wir singen dieselben Lieder, und doch sind wir ein anderes Geschlecht — ein nahe verwandtes, aber ein anderes. Wie kommt das? Wie kann der Kolonist anders sein als der Mann im Mutterlande?"

„Eben aus diesem Verhältnis scheint mir unsere Frage sich hinreichend zu erklären," erwiderte Therese. „Wir sind allerdings einmal eine deutsche Kolonie gewesen, aber unser Mutterland hat sich von jeher nicht im mindesten um uns gekümmert. Seit Jahrhunderten sind wir allein unseren dornigen Pfad gegangen und haben für uns selbst sorgen müssen, wollten wir anders nicht zu Grunde gehen. Nun, wir sind nicht verdorben, und Polen und Schweden und Russen haben uns unsere Eigenart nicht rauben können. Wir erheben unser Haupt heute noch eben so stolz wie zur Zeit Walthers von Plettenberg."

„Ja, aber — aber — wir sind doch keine echten Deutschen mehr, denn wir sind anders als jene."

„Wir? Keine echten Deutschen mehr?" rief Therese unwillig. „Und warum nicht? Weil wir anders sind als die Preußen und Sachsen, die Franken und Schwaben und Baiern? Nun, sind denn die nicht etwa auch unter einander verschieden? Und sind die Oesterreicher, die Schweizer nicht Deutsche? Aber nehmen wir an, jene wären alle von gleicher Art und wir wären anders — was ginge uns das an? Wir wären eben Deutsche auf unsere Weise."

„Wenn man uns nun aber in Deutschland nicht als solche anerkennen würde?"

„Was geht uns Deutschland an? Was gehen uns andere Leute an? Daran sieht man, daß Sie lange fort waren, daß Sie im fremden Lande erwuchsen. Verzeihen Sie — aber ich kann nicht anders. Was fragt ein Kurländer nach den „Leuten!" Nach sich fragt er, nach Gott und nach seinem Gewissen. Wann haben wir je nach der öffentlichen Meinung gefragt? Wir haben sie immer herzlich ver-

achtet. Mich hat es stets innerlichst empört, wenn es neuerdings bei uns Mode geworden ist, uns wie eine Art Anhängsel von Deutschland anzusehen, das Deutschland zur Zeit verloren gegangen ist. Ein Kurländer ist kein Anhängsel, nie und nirgends. Wir Kinder dieses Landes, Deutsche und Letten, gleichviel, sind um unserer selbst willen da. Wir haben unserem Kaiser treu und ehrlich zu dienen und im übrigen nicht nach Westen und nicht nach Osten zu sehen. Hatte Pauli nicht Recht, wenn er nur mit Entrüstung davon hören konnte, wir seien auch noch jetzt Kolonisten, wir, die wir uns seit fast 700 Jahren in diesem Lande tummeln. In diesem Sinne besteht jedes Volk aus Kolonisten, denn jedes ist einmal in seinen jetzigen Wohnsitz eingewandert."

„Aber wir können doch in keinem Sinne ein Volk repräsentiren? In unserem ganzen Lande leben noch nicht so viel Deutsche wie in einer großen deutschen Stadt."

„Nein, nicht ein Volk, wol aber einen gleichberechtigten Stamm. Und als solcher wollen wir unsere Eigenart bewahren und nicht fragen, was frommt diesen, was frommt jenen, sondern nur, was thut uns gut. Wir können eben nur gedeihen, wenn der Deutsche und der Lette mit einander gehen wie zwei leibliche Brüder."

„Fräulein Therese — wir sind nicht Brüder."

„Gewiß sind wir es. Wer hat die große Ulme gepflanzt, pflegte Pauli zu fragen, war es eine deutsche Hand oder eine lettische? Wer hat unsere Kirche erbaut? Ein Deutscher ersann den Bau, und Letten führten ihn aus. Wessen ist die Saat, die dort drüben grünt? Deutsche und Letten haben sie ausgesäet, Deutsche und Letten werden sie ernten, Deutsche und Letten das Korn genießen. Wenn das nicht Gott gewollte Brüder sind, so gibt es keine auf Erden."

„Nun, sie lieben sich jedenfalls nicht sehr."

„Sie irren, Herr von Hennematt, Sie irren. Die Schreier in den Städten — die deutschen ganz ebenso wie die lettischen — thun das ihrige, die Brüder wider einander aufzuhetzen, aber ihr Werk wird ihnen nicht gelingen. Nein, gewiß nicht."

Im Gebüsch rauschte es, Karo sprang heraus und an Therese empor. Gleich darauf hörte man Eberhards tiefe Stimme: „Heda, Therese — bist Du es?"

Die beiden Freunde begrüßten sich, dann setzte man gemeinsam den Spaziergang fort. „Kommt, wollen wir noch etwas auf der Landstraße spazieren gehen?“ sagte Eberhard. „An solchen Abenden bin ich gern im Freien. Hier im Park ist es doch etwas dumpf.“

Ueber der Wiese lagen schon leichte Nebelschleier. Hier und dort schlug ein Wachtelkönig, im fernen Hauptgraben schnurrte ein Erdkrebs, und aus dem Teiche ertönte das vielstimmige Quaken der Frösche. Die eintönigen Laute stimmten harmonisch zu der Dämmerung, die über der weiten Landschaft lag.

„Wir werden ein gutes Heujahr haben,“ sagte Eberhard, „aber die Felder lassen viel zu wünschen übrig.“

„Nun, ich denke, Du und ich, wir können zufrieden sein.“

„Du ganz, ich nur halb. Mein Vater hat so viel in unsere Felder hineingesteckt, daß eine gute Mittelernte uns noch nicht die Kosten deckt, aber nun, das wird ja jetzt aufhören.“

Werner dachte an den Pferdetausch und es ging ihm wie ein Stich durchs Herz. Armer Eberhard, dachte er. Wird es aufhören?

„Mein Vater,“ fuhr Eberhard fort, „scheint jetzt selbst einzusehen, daß man nicht nur säen, sondern auch ernten muß. Er hat mir neulich, wenn auch erst nach hartem Kampfe, sogar erlaubt, die Kleesaat künftig zu beschränken.“

„Rechne nicht zu fest darauf,“ wandte Therese ein, „bis zur Kleesaat ist es noch weit hin. Wer weiß, ob Vater sich bis dahin nicht noch anders besinnt.“

„Sei ohne Sorge. Es hat mir eben damals — ich will nicht sagen versprochen — aber immerhin angedeutet, daß künftig in der Wirthschaft nichts ohne meine Einwilligung geschehen soll.“

Hinter den dreien rollte ein Wagen heran. Als Werner sich umsah, erkannte er das Gefährt des Juden. Die inselhöfschen Füchse waren hinten am Wagen angebunden.

Eberhard, der Therese am Arme führte, blieb stehen, um dem Fuhrwerk auszuweichen. „Guten Abend, Abrahamson,“ rief er und dann mit völlig veränderter Stimme: „Halt! halt! das sind unsere Pferde.“

Der ältere Jude zog mit beiden Händen die Leinen an. „Prrr!

Prrr! Wie haißt „unsere Pferde“,“ sagte er dann mit verschmitztem Lächeln, „das sind maine Pferde.“

„Du Schurke! Du Dieb!“ schrie Eberhard im höchsten Zorne und packte den Juden an der Brust. Heraus, Du Hund!“

Eberhard griff auch mit der anderen Faust zu, Werner aber rief: „Laß ihn, Eberhard. Er hat recht. Dein Vater hat die Füchse gegen ein paar jüngere ausgetauscht. Ich war selbst zugegen.“

Eberhard ließ sein Opfer fahren und wandte sich zu Werner. „Du warst zugegen?“ fragte er tonlos.

„Ja.“

Eberhard wandte sich um und ging mit großen Schritten dem Gute zu. Die beiden anderen folgten ihm langsam.

„Herr von Hennematt,“ sagte Therese bitter, „geben Sie Ihr Geld verloren. Sie werden davon nie einen Pfennig wiedersehen.“

Der Ton, in dem sie sprach, schnitt Werner ins Herz. „Fräulein Therese,“ erwiderte er, „kennen Sie den Gefährten Ihrer Kindheit so wenig, daß Sie glauben können, der Verlust der kleinen Summe, mit der ich Ihnen helfen durfte, würde mich irgend schmerzen? Was ich Ihnen und Eberhard danke, wäre auch mit dem Verluste meines ganzen Vermögens nicht zu theuer erkauft.“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her. Durch die Stimmen der Wiese hörte man das lebhafte Gespräch der langsam weiterfahrenden Juden: „Di? Bin ich denn ein Ganev, daß er mich packt vor die Brust? Was ist er denn? Ist er ein Baron? Ist er ein reicher Mann? Nicht die Schindel auf dem Dach gehören ihm.“

„Was danken Sie uns?“ fuhr Therese fort. „Nichts. Warum wollen Sie Ihre Geschicke mit den unserigen verknüpfen? Wir sind verloren. Eberhard mag uns noch ein Jahr oder zwei über Wasser halten, unser Boot geht aber doch so sicher zu Grunde wie jeder zerbrochene Kahn. O, daß Eberhard härter wäre, daß er die Festigkeit hätte, schon jetzt zu sagen: Wir müssen fort, Vater.“

„Fräulein Therese, fiele es Ihnen denn so leicht, fortzugehen?“

„Ob es mir leicht fiele?“ Therese blieb einen Augenblick stehen, wie um Luft zu schöpfen. Dann ging sie rasch weiter.

„Sie kennen die Antwort auf Ihre Frage. Aber handelt es sich

hier um leicht oder schwer? Handelt es sich hier um meine Gefühle? Meinen Vater müssen wir retten, ihm müssen wir ein sorgenloses Alter erkämpfen, und doch lassen wir kostbare Jahre hingehen über Experimenten, von denen wir wissen, daß sie vergeblich sind. Sie aber Werner — warum wollen Sie mit uns zu Grunde gehen? Die Flut hat unser Haus zertrümmert, und das Wasser trägt die Eisscholle, auf die wir uns retteten, langsam und unaufhaltsam dem Meere zu. Sie sehen uns vom Ufer aus vorübertreiben. Sie haben kein Boot, und Ihre Kraft reicht nicht aus, die Scholle ans Land zu bringen. Warum wollen Sie sich ins Wasser stürzen? Sie könnten uns nicht retten und würden nur selbst verderben."

Sie waren bis an die Ecke des Parkes gelangt, dessen Baumriesen hier den Weg überschatteten.

Werner ergriff Theresens Hand, die sie ihm wie willenlos überließ und sagte innig: „Aber wenn ich nun lieber mit Euch verderben als ohne Euch leben wollte, Therese? Würdest Du, wenn ich auf der Scholle wäre und Du am Ufer, nicht ebenso handeln?"

„Therese, bist Du es?" rief Tante Amalie aus dem Dunkel. „Guten Abend, Werner. Ihr seid auch recht rücksichtslos — das muß ich sagen. Wir warten seit einer Stunde auf Euch."

Werner reichte der alten Dame die Hand, und bat sie, ihn zu entschuldigen. „Ich will nach Hause," sagte er. „Ich muß morgen mit der Sonne aus dem Bett. Gute Nacht, Tante. Gute Nacht, Fräulein Therese."

Die beiden reichten sich die Hand. Beide suchten auf dem Gesichte des anderen zu lesen, aber die Dunkelheit ließ es nicht zu. Werner drückte die Hand der Jugendgespielin, aber der Druck wurde nicht erwidert.

Die Natur war noch ebenso harmonisch wie vorher, aber Werner empfand diese Harmonie, jetzt, da er allein am Flußufer dahinschritt, wie einen Miston. In seinem Herzen kämpfte eine übermächtige Leidenschaft mit den Erwägungen der Vernunft. Die wenigen Worte, die sich aus seinem übervollen Herzen emporgerungen, hatten ihm, wie ein Blitzstrahl dem Wanderer in warmer, wohliger Sommernacht, den steilen Uferrand gezeigt, dem er achtlos und nur dem Augenblicke

lebend, zugeschritten war. Was nun? Noch einen Schritt und er stürzte hinab in die rauschenden Wasser. War er stark genug, sie zu zertheilen? War er wirklich bereit, lieber mit Therese zu verderben, als ohne sie zu leben? Seine starkherzige Mutter hatte es ja so gemacht. — Sie hatte alles im Stiche gelassen — Mann, Ehre, Kind — ihr einziges hilfloses Kind sogar — und war dem Manne ihrer Wahl gefolgt, gefolgt in die ungewisse Zukunft, in die freundlose Fremde. Ja, seine Mutter! War er aber auch aus ihrem Holze geschnitzt? Sie hatte mit fester Hand die heiligsten Bande durchschnitten und war doch nicht ruchlos geworden, aber durfte er ihre Pfade wandeln? Wenn er jetzt das Bild, das seit seiner Kindheit im innersten Heiligtume seines Herzens stand, mit eigenen Händen umstürzte — entfesselte er damit nicht überhaupt die Dämonen, die in jeder Menschenbrust lauern und wider die Ketten anspringen, welche Religion, Vernunft und Ehre ihnen anlegten? Als tiefster Grund aller Schäden der Gegenwart war es Werner immer erschienen, daß die Treue aus der Welt gewichen zu sein scheint. Mit welcher Verachtung hatte er sich von dem großen Haufen in Hannover abgewandt, der dem neuen Herrscher ebenso zujauchzte wie vorher dem alten; mit welchem Stolze hatte er es empfunden, daß der Adel treu zu dem Verbannten hielt. Nun galt es für ihn selbst Treue üben, die alte deutsche Treue, die Treue bis in den Tod.

Ja, er wollte treu sein, treu bis in den Tod. Er wollte fort, morgen noch fort, um Therese nie wiederzusehen. Aber nein? War er nicht auch den Jugendfreunden die Treue schuldig? Sollte er wirklich jetzt, da er sie auf schwankender Scholle dem Meere zutreibend wußte, dem Wasser den Rücken kehren und feige entfliehen?

Nein, das ging auch nicht, aber was dann? Dableiben, helfen und doch entsagen.

Werner hatte das Gefühl wie jemand, der träumt, daß er in einen Abgrund hinabstürzt. Er wird einen rettenden Vorsprung gewahr, an den er sich klammern könnte, aber er vermag die Arme nicht zu heben.

Das Gefühl der Energie kehrte nach einer Weile zurück, aber mit ihm trat eine andere Erwägung in ihr Recht. Angenommen auch, er

fand die Kraft zu entsagen — durfte er voraussetzen, daß auch Thereſe ſo ſtark war, ſo ſtark ſein wollte? Wie, wenn das heißblütige, leidenſchaftliche Mädchen die Pein nicht ertrug — wenn ſie zuſammenbrach?

Irgendwo ertönte ein ſchwerer Seufzer. Werner wußte nicht, ob die Frühlingsnacht ihn ausgeſtoßen hatte oder er ſelbſt.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Teſtament.

Als Werner heute am anderen Ufer landete, tönte kein herziges „Auf Wiederſehen!“ zu ihm herüber, um ihn auf dem einſamen Gange zu begleiten.

Eine Nachtſchwalbe fuhr über ſeinen Pfad hin; Fledermäuſe flatterten in ſchnellen Zickzackwendungen lautlos um ihn her; ein großer Käfer flog gegen ſeinen Hut und fiel zu Boden. Der Schlag der Nachtigallen ertönte beſonders langſam, feierlich, als ob die Sängerinnen ſelbſt Freude fänden an ihrem Liede.

Dieſe laue Wärme, dieſe brutale Stille war unerträglich.

Werner ging ins Haus, wo ihn Guſtav erwartete. Er ſchickte den Diener ſchlafen, begab ſich ins Speiſezimmer, und ſchenkte ſich aus einer Karaffe ein Glas Wein ein. Der Wein ſtammte noch aus dem Keller ſeines Vaters. Es war jener herrliche Madeira, wie man ihn vor der Traubenkrankheit in den Kellern wohlhabender Leute fand. Wie lauteres Gold erglänzte das Naß im Glaſe, und ein ebenſo feiner als köſtlicher Geruch ging von ihm aus. Werner trank das Glas in einem Zuge leer, ergriff eine Kerze und betrat den Korridor, der durch das ganze Haus lief und die Enfilade von den Schlaf- und Arbeitszimmern ſchied. Drei von dieſen, die untereinander zuſammenhingen, waren verſchloſſen — ſeit vielen Jahren.

Der Schlüſſel knirſchte im Schloß, und die Thüre ſchrie in den Angeln. Werner ſtellte das Licht auf den Tiſch und blickte um ſich. Er befand ſich im Boudoir einer Dame. Schwere blauſeidene Vorhänge an den Fenſtern, eine große Toilette, mit einer Marmorplatte,

ein trauliches Sophachen, ein paar Fauteuils und zierliche, kleine Sitze ohne Lehnen. Auf dem Kaminsims stand eine von einer Glaskuppel überdeckte Uhr in einem Gehäuse aus schwarzem Marmor, daneben allerlei Kleinkram aus Meißner Porzellan: eine Schäferin, ein Mops, ein paar Blumenvasen. Werner war schon oft hier gewesen, aber er blickte doch wieder mit Spannung um sich; es war ihm, als ob sich hier irgend eine Erinnerung an die Vergangenheit finden müsse, aber vergeblich — es war nichts da. Das Nebengemach war das Schlafzimmer seiner Eltern gewesen. Wie behaglich mochte es auch hier einmal ausgesehen haben — und wie öde war es jetzt. Neben dem einen Bett stand eine Wiege, an deren Vorhängen die Spitzen vergilbt und die Seide zerschlissen war. In dieser Wiege hatte Werners Mutter ihr Kind zurückgelassen, als sie ihren Mann verließ.

Werner öffnete noch eine Thüre und befand sich im Arbeitszimmer seines Vaters. Hier sah es, im Gegensatz zu den beiden anderen Gemächern, überaus einfach aus: billige weiße Vorhänge, mit schwarzen Sternchen, grüne Rouleaux, auf denen gelbbekleidete Fischer nach rothen Fischen angelten; eine grobe Binsenmatte unter dem Schreibtische von Tannenholz. Auf dem mit schwarzem Glanzleder überzogenen Sopha war noch die Höhlung zu erkennen, welche einst der Lieblingshund eingelegen hatte; die wenigen Strohstühle waren offenbar schon zu Lebzeiten des Besitzers alt und verbraucht gewesen. An den Wänden hingen an einfachen Nägeln zahlreiche Peitschen, von der drei Finger breiten, schrecklichen Menschenpeitsche, bis zur zierlichen Reitgerte herab, daneben Jagdhörner, Schrotbeutel, Pulverhörner und Lockpfeifen. Das einzige Möbel aus edlem Holz war ein riesiger Gewehrschrank, mit großen Glasscheiben, hinter denen blaue Vorhänge den Einblick wehrten.

Werner öffnete mit einem kleinen Schlüssel, der an seinem Schlüsselringe hing, das mittlere Fach des Schreibtisches und entnahm demselben eine Mappe von hellgelbem Leder, deren obere Seite einen Kranz von gestickten Kornblumen zeigte. Die Mappe enthielt nur zwei Schriftstücke, einen Brief des Verstorbenen an seinen Sohn, den der Neuhöffsche Werner an dem Tage eingehändigt hatte, an welchem derselbe das Land verließ, und einen Fetzen Papier, auf welchem der

Sterbende noch zuletzt einige Anordnungen aufgezeichnet hatte. — Letztere lauteten:

„Die Grethe, das faule Mensch, soll funfzehn bekommen, weil sie die Milch für den kleinen Jungherrn hat überlaufen lassen, aber aus dem ff.

Wenn dem General seyne Hunde wieder über die Gränze kommen — todtschießen.

Wenn ich todt bin, den kleinen Jungherrn in einen Pelz wickeln und die Flasche in zwei Tücher — das sie warm bleiben tuht. Karlis soll die alten Braunen nehmen — nicht die jungen.

Grünfeld ist ein Esel; dreizöllig müssen sie sein.

Karlis soll ganz langsam fahren. Im Schritt, wegen des kleinen Gehirns. Der Neuhöffsche soll ihm fünf Rubel geben, aber wenn die Kanahlie Trap fährt funfzehn aus dem ff, oder noch besser auf das Gemeindegericht.

Das Halbpelzchen, wo man ihn einwickeln soll, hängt im gelben Schrank, links, hinten.

Die Müllern soll außerdem noch hundert Rubel bekommen vom Neuhöffschen Herren, weil sie den kleinen Jungherrn so gut gepflegt hat. Sie soll mitfahren. Sie sollen ihm nicht die Nase einwickeln, daß er athmen kann.

Dem Neuhöffschen Herren sagen, daß er immer wollene Strümpfe tragen soll. Er soll nicht auf einer —"

Hier mochte der eintretende Todeskampf den Schreiber unterbrochen haben. Der Brief war schon früher geschrieben. Er lautete:

„Meyn lieber Sohn!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich längst todt und begraben. Meyne Stimme ist also die eines Todten — achte sie wie eine solche.

Deyne Mutter hat mir schwehres Herzleit zugefügt. Ich mag auch Schuld daran gewesen seyn — Gott wird uns richten und er möge uns ein gnädiger Richter seyn. Aber meyn lieber Sohn, ich möchte, das Du auch ein gerechter Richter bist, und darum bitte ich Dich aus dem Grabe, das Du Dich von Deyner Mutter fern halten solst, bis Du mündig bist. Ich bitte Dich, vorher weder an sie zu schreiben, noch Briefe von ihr zu empfangen, noch sie zu besuchen

denn wenn Du das thust, kannst Du mir nicht ein gerechter Richter seyn, denn er ist wie eine Schlange, und er ist lebendig und ich bin todt, woher Du ihm, wenn Du noch kein Mann bist, mehr glauben wirst, wie mir. Bist Du aber ein Mann, so wirst Du mir ein gerechter Richter seyn.

Gott segne Dich, mein Sohn, wenn Du diese Bitte aus dem Grabe erfüllst und mir ein gerechter Richter bist.

Du bist jetzt noch ein ganz kleines Kind und kannst mir Dein Ehrenwort nicht geben, aber wie ich Dir den Finger hinhalte, so greifst Du darnach. Und so wirst Du auf meyne Stimme aus dem Grabe hören, und Deyne Mutter erst besuchen, wenn Du mir ein gerechter Richter seyn kannst, und Gott wird Dich dafür segnen, weil Du das vierte Gebot erfüllst: Du sollst den Willen Deyner Eltern ehren.

Ich bin ein einfacher Edelmann und nicht so klug, wie dieser Schurke Densborn und ich hätte Gella vieleicht nicht heirathen sollen, aber ich habe es gut gemeint, und wenn dieser Densborn nicht gewesen wäre, so säße ich jetzt nicht hier allein.

Nun, der Allmächtige und Franz haben nicht gewollt, daß ich ihn treffen sollte, und so habe ich ihn dreimal gepudelt. Der Allmächtige weiß warum, und wenn Du diesen Brief aus dem Grabe erhältst, werde ich es auch wissen, denn Gott ist ein gerechter Richter, der die Sünde straft, und Franz weiß nicht, was es heißt, wenn solch ein Schurke in einem Hause ist. Gott gebe, daß er es auch nie erfährt.

Und nun lebe wohl, meyn Sohn. Ich küsse Dich aus dem Grabe, und ich reiche Dir die Hand, wie ein Edelmann dem anderen, und ich weiß, daß Du mir wegen meines Testamentes nicht böse seyn wirst. Ich habe es wegen des Schurken Densborn und weil Du noch ein Kind bist, so gemacht, und weil ich fürchte, daß sie Dich zu so was verleiten wollen. Ich weiß, daß meyn Sohn meyne Bitte aus dem Grabe erfüllen wird, und daß Du mir ein gerechter Richter seyn wirst, wenn Du ein mündiger Mann seyn wirst. Und mit Peter und Hans Hennematt laß Dich auch nicht zuviel ein, denn sie werden Dir auch nicht viel Gutes von mir erzählen, denn sie lügen und Du wilst mir doch ein gerechter Richter seyn.

Und wenn Du ein mündiger Mann bist und Deine Mutter besuchst, dann sage ihr, daß ich ihr alles verzeihe, denn sie war sehr jung und er ist ein Schurke. Aber was ich ihr nicht verzeihe, ist, daß sie Dich nicht mitgenommen hat, denn sie war eine Mutter und Du warst ihr Kind. Aber Gott wird ihr das auch verzeihen wegen des Heilandes.

Und wenn Du diesen Brief liest, bin ich ein Seeliger und küsse Dich aus dem Grabe. Und Franz wird wissen, wenn er Dir diesen Brief abgeben soll und wenn noch nicht.

Und Du wirst immer ein echter Hennematt seyn.

Dein todter Vater.

Otto Hennematt auf Lindenhof,
Erbherr mehrerer Güter.

Werner saß lange da und blickte herab auf die vergilbten Papiere, aus denen in wunderlicher Form so viel Liebe und Treue zu ihm sprach. Ein unendliches Mitleid mit dem einsamen Manne, der noch im letzten Augenblicke so sorgsam seines armen, verlassenen Kindchens gedachte, erfaßte ihn und ließ seine Augen überlaufen. Wie tief mußte der Schmerz gewesen sein, der den rohen, wilden Jäger sich so in die Sorgen der Kinderstube versenken ließ! Und doch war er auch wieder bis zuletzt ungebrochen gewesen, denn in seinem Testamente hieß es — Werner wußte die Stelle auswendig —: „Sollte obgedachter Werner Erdmann Hennematt gesonnen sein, sich zu vermählen, so soll seine Frau sein von kurischem Indigenatsadel, oder wenigstens von gutem deutschen Adel. Ist sie von deutschem Adel, so soll sie sechzehn Ahnen nachweisen. Ist sie von livländischem, oder estländischem, oder französischem, oder englischem, oder dänischem, oder schwedischem Adel, so soll Lindenhof mit seinen Beihöfen, seinen Krügen, Mühlen, Brauereien, Ziegeleien ꝛc., seinen Gesinden, seinen Wäldern, seinen Wiesen, seinen Weiden, seinen Seen und seinem Antheil am Flusse öffentlich meistbietlich sub hasta verkauft werden, und soll das Geld obgedachtem Werner Erdmann Hennematt ausgezahlt werden, wenn er an Eidesstatt gelobt, im Lande nie ein Gut, oder ein Haus, oder eine Liegenschaft zu kaufen, in Pfandbesitz zu nehmen, oder zu pachten. Sollte die Braut aber, was gewiß nie der Fall sein wird, von

russischem Adel sein, oder gar eine Bürgerliche, und der obgedachte Werner Erdmann Hennematt sie doch heirathen, so soll Lindenhof mit seinen Beihöfen, Krügen, Mühlen, Brauereien, Ziegeleien ꝛc., seinen Gesinden, seinen Wäldern, seinen Wiesen, seinen Weiden, seinen Seen und seinem Antheil am Flusse öffentlich meistbietlich sub hasta verkauft werden, und soll das Geld der Ritterschaft zufallen, damit aus den Zinsen auf den Ritterschaftsgütern Feldscheerer und Hebammen angestellt werden, damit keine Aerzte nöthig sind."

Es war unerträglich schwül im Zimmer. Werner zog ein Rouleau empor, stieß ein Fenster auf und lehnte sich hinaus. Im Osten färbte sich schon der Himmel, ein leichter Wind fuhr kühlend um Werners Stirn. Auf dem Dachfirst sang ein Rothschwanz sein kurzes Liedchen, von oben herab erklang es wie leichte Silberglöckchen, und das Lied der Nachtigallen ertönte frischer und feuriger. Fern im Park girrten die Tauben, und irgendwo in der Nähe des Hauses schlug auch schon ein Fink.

Werner schloß das Fenster, brachte alles wieder in Ordnung und begab sich hinaus in den Park. Er war wie zerschlagen an Seele und Leib. Wieder nahte ihm die versucherische Stimme und flüsterte ihm zu: Geh fort, fort, in die Fremde. Zerbrich den Bann der Vergangenheit, in dem Du hier lebst, kehre wieder zurück zu dem behaglichen Dasein, das Du in Deutschland führtest. Reise zu Mac Lean, der Dich so oft eingeladen hat, und jage mit ihm Füchse, besuche den Grafen Tannhof und schieße mit ihm Fasanen; besuche in Italien die Stätten klassischen Altertums, und erquicke Dich in Aegypten an den bunten Bildern des Morgenlandes. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, daß er in letzterem Falle vielleicht mit der Gräfin Westerberg zusammentreffen würde, und daß diese von so echtem, kurischem Adel wäre, wie er selbst — er mußte trotz seines Schmerzes über den Einfall lächeln. Aber nein, nein, und tausendmal nein. Wenn er dem Vater nicht die Treue hielt in Lindenhof, so hielt er sie ihm gar nicht. Nein, er wollte dableiben und den Kampf ganz auskämpfen — den Geschwistern Proßnitz die Treue halten, dem todten Vater, sich selbst. Er wollte Therese künftig wieder sein, was er ihr bisher gewesen war — ein treuer Bruder. Wenn dann einmal mit

seiner Hilfe die Verhältnisse in Inselhof geordnet waren, dann war es ja noch immer Zeit fortzugehen — für immer.

Werner sank vor einer Moosbank nieder, verhüllte sein Gesicht mit den Händen und wandte sich zum ersten Mal wieder in heißem Gebet zu jenem höchsten Wesen, das sich dem Glücklichen nur zu oft verhüllt, während der Unglückliche und Zerschlagene seine Allgegenwart greifbar fühlt.

Werner erflehte die Kraft, treu zu sein, treu dem Mädchen seiner Liebe, dem todten Vater, sich selbst.

Als Frau Brunnen, die stets schon um fünf Uhr ihr Lager verließ, von einer Magd, die Werner im Parke gesehen hatte, erfuhr, daß der Baron schon auf sei, beeilte sie sich, den Kaffee zu bereiten, und schickte dann Gustav ab, den Herrn zu rufen. Aber wie erschrak sie, als derselbe eintrat. Das ihr so liebe Gesicht war wie verwüstet, die edlen Züge sahen heute scharf und eckig aus. Sie begab sich schnell in die Speisekammer und hielt hier eine Musterung ab über die Töpfe. Einer, der Honig noch in Wachszellen enthielt, wurde schleunigst herabgehoben. Den liebt er besonders, flüsterte Frau Brunnen, füllte eine kleine Schaale und legte sie dann neben Werner hin.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgestoßen, und Eberhard trat in jener rücksichtslosen Weise ein, in welcher wir die Wohnung unserer Freunde zu betreten pflegen. „Was hast Du?" rief er sofort, „wie siehst Du aus?"

Werner erröthete beim Anblicke des Freundes. Hatte Therese mit dem Bruder gesprochen?

„Bist Du krank?" drängte Eberhard weiter, indem er den Arm um die Schulter des Freundes schlang und besorgt zu ihm niedersah. „Nein, bleib nur sitzen — sprich!"

„O, es ist nichts. Ich habe nicht schlafen können — Kopfweh."

„Na, das hat Dich aber tüchtig mitgenommen. Ich kam, um Dich zu fragen, ob Du mich begleiten willst. Ich muß in die Stadt."

„Ja, gern. Hast Du Deine Equipage hier?"

„Nein, ich denke, wir fahren von Inselhof aus."

„Hm! Ich will Dir was sagen. Ich muß noch erst nach Neuhof, ich will Dich aber am Kruge erwarten und dort in Deinen Wagen steigen."

„Schön, dann gehe ich nach Hause."

„Trinke erst noch eine Tasse Kaffee."

„Von."

Eberhard setzte sich und machte sich mit vielem Appetit über den Honig her. Als er ihn bis auf den letzten Rest verspeist hatte, ging er.

Werner athmete erleichtert auf. Gottlob, Therese hatte geschwiegen.

Als die beiden nachher im Wagen saßen, sprachen sie erst eine Weile von allerlei landwirthschaftlichen Dingen. Dann sagte Eberhard: „Ich komme mir manchmal so vor, als ob ich vom Morgen bis zum Abend im Schweiße meines Angesichtes Wasser in den Fluß schütte. Therese drang von vornherein darauf, daß ich die Wirthschaft nur unter der Bedingung übernehmen sollte, daß ich ganz selbständig bin. Das wäre vielleicht klüger gewesen, aber wie sollte ich meinem alten Vater in der Noth Bedingungen stellen. Ich muß meine Pflicht thun und den Erfolg in Gottes Hand stellen. Er hat uns in dem alten Johanson und in Dir zwei Freunde geschickt, auf die wir entweder nicht in solchem Umfange, oder gar nicht zählen zu dürfen glaubten."

Werner schwankte, ob er den Freund in Bezug auf Johanson aufklären sollte, er schwieg aber.

In der Stadt trennten sie sich, nachdem sie verabredet hatten, sich um fünf Uhr im Schloßgarten zu treffen. Dorthin sollte auch der Wagen kommen.

Werner hatte Eberhards Aufforderung nur Folge geleistet, weil er nicht allein sein wollte. Andererseits wünschte er nicht, daß der Freund von seinem Seelenzustande erfuhr, er hatte daher vorgeschützt, auch seinerseits Geschäfte zu haben.

Da er nicht in der Stimmung war, eine der ihm bekannten Familien aufzusuchen, so wanderte er eine Weile müßig in den Straßen der Stadt umher und ging dann dem Flusse zu. Hier nahm er sich ein Boot und fuhr mit langsamen Ruderschlägen stromaufwärts. Auf dem Wasser war es noch nicht heiß, sondern nur behaglich warm. Ueber der Stadt kreisten ein paar Taubenschwärme wie weiße Tücher, die man der Sonne zum Willkommen entgegenschwenkte; unterhalb der Brücke stieß ein Dampfboot dichte Rauchwolken aus, während zur Abfahrt geläutet wurde; auf der Floßbrücke riefen die mit dem

Laden der Lichter beschäftigten Arbeiter mit rauhen Stimmen einander zu. Dazwischen erklang vom blauen Himmel herab der jauchzende Chor der Lerchen.

Werner lenkte sein Boot in den schilfreichen Nebenfluß hinein, der hier mündete. Dort, zwischen den weiten Wiesen war es sonntäglich still, und diese Stille that seinem wunden Herzen wohl. Mit langsamen Ruderschlägen fuhr er stromauf.

Er war noch nicht weit vorgedrungen, als ein anscheinend leeres Boot ihm entgegentrieb. Werner wollte verhindern, daß es von der Strömung weiter fortgetrieben wurde, er beugte sich daher vor, um es mit einem starken Stoß in das Röhricht zu schieben, hielt aber erschrocken inne, denn er wurde gewahr, daß das Boot einen Insassen hatte. Dieser, ein riesenhafter Mann, mit einem langen, dichten Bart, hatte seinen Rock zusammengefaltet als Kopfkissen unter seinen Kopf gelegt, und lag lang ausgestreckt auf dem Boden des Bootes. Als Werners Arm über dem Rande des Bordes auftauchte, richtete er sich halb auf und blickte Werner aus seinen großen, blauen Augen verwundert an.

„Pardon, daß ich störte," sagte Werner, indem er den Hut lüftete, „ich hielt den Kahn für leer und wollte ihn seinem Besitzer erhalten."

„Oh, bitte, das thut nichts," war die Antwort. Damit verschwand der Kopf des Fremden wieder hinter der Bootswand. Der Mann hatte sich offenbar wieder ausgestreckt.

Werner mußte, als er weiter fuhr, unwillkürlich an den Fremdling denken. Bei der strengen Scheidung, die in Kurland in Beziehung auf die verschiedenen Kasten herrscht, ist der Aufmerksame in der Lage, fast mit Gewißheit anzugeben, welcher Kaste der Einheimische, den er zum ersten Male sieht, angehört. Mehr als das: wer sich verpflichten wollte, nur an der Sprache zu erkennen, ob im Nebenzimmer ein Baron, ein Literat, oder ein Gewerbetreibender spricht, würde kein allzu großes Wagnis eingehen.

Werner dachte darüber nach, in welche Bevölkerungsschicht der Fremde wol einzuordnen sei. Die Gesichtszüge wiesen auf den Adel, die breite Gestalt mit dem starkknochigen Bau auf den Literaten, die Sprache auf den Livländer. Und doch kam ihm der Mann so bekannt vor. Wo hatte er diese hellen, harten, blauen Augen nur gesehen?

Die Begegnung hatte jedenfalls das Gute gehabt, daß sie in Werner eine lange Gedankenreihe wachrief, und ihn dadurch dem dumpfen Sinnen entriß, das in seiner Lage natürlich war.

Als er nach ein paar Stunden in die Stadt zurückgekehrt war, begegnete er dem „Stab." Der junge Mann eilte mit großer Verve auf Werner zu, überschüttete ihn mit Vorwürfen, daß er so schlecht Nachbarschaft halte, und schwor, er gehe nicht von seiner Seite, ehe sie zusammen einer Flasche Sekt den Hals gebrochen hätten. Er vertiefte sich sodann, während sie einer Konditorei zuschritten, dermaßen in die Leidensgeschichte seines Tiras, der krank gewesen war, daß Werner nichts übrig blieb, als die Flut über sich ergehen zu lassen. Auf Tiras folgte eine längere Erzählung von einem Krüger, der gegen den Baron grob geworden, und dafür von demselben eigenhändig „verhauen" worden war. „Wie er das sagt, erzählte Stecken, gieß ich ihm eins in die Flabbe — na, ich sage Ihnen, das Jungchen kegelt nur so an die Erde. Er steht auf — ich brick ihm wieder eins — tafftz, liegt der Kerl auf der Visage." Der Erzähler blickte dabei Werner aus seinen großen, hervortretenden Augen so starr an, als ob er nicht übel Lust hätte, auch mit ihm anzubinden.

Werner hatte Mühe, endlich von dem widerwärtigen Partner, der mit jedem Glase, das er hinunterstürzte, mehr in das „Hauen" hineingerieth, loszukommen.

Wunderbar, dachte er, als er langsam dem Hotel zuschritt, in dem er zu Mittag speisen wollte, dieser rohe Bursche entstammt einer Familie, die seit sechshundert Jahren im Lande ist und sich immer nur mit den besten Geschlechtern des Landes vermischte, und doch sieht er aus, und ist er, wie eine Gaudererſche Bulldogge.

Siebentes Kapitel.

Rückblicke und Einblicke.

An der Table d'hôte des Hotels saßen, als Werner eintrat, nur ein paar junge Edelleute, die sich mit flüsternder Stimme über landwirthschaftliche Dinge unterhielten. Da Werner sie nicht kannte, so

nahm er am anderen Ende der langen Tafel Platz. Er hatte sich kaum gesetzt, als die Thüre aufging und der Fremde vom Boot her hereintrat. Es war eine durchaus auffallende Persönlichkeit. Auf dem gewaltigen Körper saß ein mächtiger Kopf, den kurz geschnittenes, aber dicht gelocktes, aschfarbenes Haar bedeckte. Unter dem Buckel, in dem die hohe Stirn endete, schauten die blauen Augen mit Falkenblicken hervor; auch die Nase war so scharf geschwungen wie der Schnabel eines Falken. Der energische Mund trat frei zu Tage, während das Kinn in einem Barte verschwand, der bis auf die Brust herabreichte.

Der Fremde blieb an der Thüre stehen und ließ seine Blicke über die Anwesenden streifen. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht. Er ging auf Werner zu und setzte sich mit einem: „wenn Sie erlauben" ihm gegenüber. „Wenn ich nicht irre, hatte ich schon heute morgen das Vergnügen?" fragte er.

Werner verbeugte sich. „Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten, daß ich Sie störte," erwiderte er, „ich hielt Ihr Boot für leer."

„Natürlich, das mußten Sie annehmen. Ich hatte mich lang ausgestreckt. Es gibt nichts schöneres als so im Boot zu liegen und nichts zu sehen als Sonne und Himmel oder höchstens einmal eine Schilfdolde. Ich habe überhaupt eine Passion für das Wasser. Es läßt sich schlechterdings nichts schöneres denken, als bei hellem Sonnenschein als Junge auf einem Bootsrande zu sitzen, die Füße im Wasser zu bewegen und den erfrischenden Geruch von Kalmus einzuathmen. Wenn Schopenhauer an der Aa aufgewachsen wäre, so hätte er ohne Zweifel schon mit der Pfauenfeder auf dem Kutscherhute die Entdeckung gemacht, daß es eine Lust ist zu leben."

„Meinen Sie? Ich denke mir, daß man auch an den Ufern der Aa über diesen Punkt verschieden denken muß."

„Oh, Sie meinen, daß wir nicht immer in der Stimmung sind, uns der Natur gegenüber passiv zu verhalten, daß wir ihr gelegentlich auch den Herrn und Meister zeigen wollen? Gewiß, aber dann muß es stürmen und regnen. Sie haben ganz recht, dann ist es eine Lust, den Nachen der Woge an die weiße Brust zu pressen, daß ihr der Athem ausgeht und sie rauschend zusammenbricht. Gewiß, aber an einem Tage wie der heutige soll man das Gewehr strecken und alle

Sinne aufthun, dazu auch jede Pore. Dann strömt und rieselt und rauscht und gurgelt die Wonne hinein, wie die Wasser zur Zeit der Schneeschmelze in den Fluß. Man fühlt ordentlich, wie das Eis, das einem das Alltagsleben auf die Brust gepackt hat, gehoben wird, wie es leise summend birst, wie es dann aneinander rumpelt und endlich mit Ach und Krach davongeht dem Meere zu, zugleich mit Nebel und Hagel, mit Schnupfen und Katarrh, mit Verstimmung und Haß. Nun schraubt man alle Ofenthüren zu und stößt alle Fenster auf, und herein strömen eitel Sonnenschein und Maienluft, lauter Gesundheit und Lebenslust, ganz und gar nur Freude und Liebe."

Der Fremde that einen tiefen Trunk, wischte sich den Mund ab und fuhr fort: „Das ganze Gerümpel kehrt ja allerdings wieder, aber man hat doch immerhin einmal ohne dasselbe gelebt, und die bloße Erinnerung daran wirkt erquickend. Sie sehen mich verwundert an — Sie werden mich für einen Schwärmer halten — na ich bin keiner — aber sehen Sie — wenn ich so nach Jahr und Tag wieder einmal nach Kurland komme und habe mir wieder einmal unser kurisches Sonnchen ins Herz scheinen lassen — Sie würden vermuthlich Sönnchen sagen — da bin ich so glücklich wie ein Wandervogel im Frühjahr. Ganz zu Hause leben kann ich nicht — Gott verzeihe es mir — dazu sind mir die Menschen hier zu eng und die ewigen Standesbalgereien verbittern auch das sanfteste Gemüth, wenn man sich ihnen länger als acht Wochen aussetzt, aber die Sonne und die zitternde Luft und die wandernden Wolken und die wogenden Wiesen und Felder — so etwas gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder.

„Nun, ich denke, daß man das alles auch in anderen Ländern hat."

„Natürlich, natürlich. Man hat es — ich habe es nur nicht. So eine Jammerwolke, die an dem Rigi herumwimmelt, wandert ja auch — gewiß, sie ist aber nicht mein schnelles kurisches Wolkenkind, das der Wind über Busch und Brache treibt. Kornfelder wogen ja auch in Deutschland, hier fünf Ellen Roggen, da drei Handbreit Hafer — natürlich, aber das sind keine kurischen Roggenfelder, in denen die grünen Wellen steigen und sinken, so weit das Auge reicht."

Hier öffnete ein Kellner beide Flügel der in den Saal führenden Thüre, und ein Herr und zwei Damen traten ein. Der Kopf des

Herrn zeigte edle Züge, aber der Körper verdarb alles, denn er war so aufgeschwemmt wie der eines Bierbrauers, während die ältere Dame an seinem Arme Aussehen und Haltung einer vornehmen Frau hatte. Die junge Dame war auffallend hübsch.

Der Besitzer des Hotels geleitete die Familie an die Mitte der Tafel und kam dabei auch nicht für einen Augenblick aus jenem Zustande der vollständigen Verbogenheit heraus, in den sich nur Gastwirthe und Schneider zu versetzen vermögen. Die jungen Edelleute am Ende der Tafel steckten die Köpfe zusammen, und sämtliche Kellner des Hotels standen da, wie Soldaten während der Parade.

Der Fremde wandte sich nach den Eintretenden um, nickte ihnen vertraulich zu und verbreitete sich dann Werner gegenüber des weiteren über die Vorzüge der kurischen Landschaft.

Werner bemerkte, daß die Familie ihn beobachtete und sich offenbar den Kopf darüber zerbrach, wer er war. Es ging ihm übrigens ebenso. Die junge Dame kam ihm durchaus bekannt vor, er konnte sich aber nicht entsinnen, wo er mit ihr zusammengetroffen war.

Zwischen Gemüse und Braten stand Werners vis-à-vis auf, begab sich zu der Familie und fragte: „Nun, habt Ihr die Reisemüdigkeit ausgeschlafen?"

Die junge Dame bejahte die Frage. Der alte Herr, der sich vermittelst silberner Klammern die Serviette bis hart an das Kinn heraufgezogen hatte, bog sich zurück und fragte: „Mit wem sitzest Du denn da?"

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Wer er ist, weiß ich nicht," erwiderte er leise, „jedenfalls ein Ausländer, wahrscheinlich ein Weinreisender, aber ein charmanter Mensch."

Die Gesichter der Familie zeigten Enttäuschung. „So — aber ein hübscher Junge und sieht wahrhaftig aus wie von guter Herkunft," meinte der Herr.

„Lieber Peter," war die Antwort, „er kann ja ein rheinländischer Graf sein. Das ist alles schon dagewesen."

„Lieber Onkel," flüsterte die junge Dame, „ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihr Benehmen unverantwortlich finde. Erst locken Sie uns durch die Versicherung, uns nur dann ihre Gesellschaft schenken zu

können, wenn wir an der Table d'hôte äßen, hierher, dann fallen Sie in die Netze des ersten besten Weinreisenden, und wir haben das Nachsehen."

„Was wollen Sie? Bei einem eingefleischten Junggesellen geht billig Weindienst vor Frauendienst. Aber damit Sie mein Verfahren begreifen und es verzeihen lernen, will ich Ihnen erzählen, wie ich mein vis-à-vis kennen lernte. Als ich nämlich heute morgen zu Boot fuhr —"

„Fuhr er auch zu Boot?"

„Richtig, und Sie werden mir zugeben, daß ein Weinreisender, der am Vormittage zu Boot fährt, ein ungewöhnlicher Weinreisender ist."

„Gewiß, die Sache ist klar. Er ist ein rheinländischer Graf, der zu seinem Vergnügen Markobrunner und Johannisberger verkauft."

„Und ist er nicht hübsch? Sehen Sie, wie sich die feingeschnittene Nase schön an die Augenhöhlen schließt. Und dann Haar, Augen und Schnurrbart — alles schwarz wie die Nacht."

Die junge Dame lachte. Der Fremde nickte ihr vertraulich zu und kehrte dann auf seinen Platz zurück.

„Papa, der Onkel ist doch der originellste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist," bemerkte die junge Dame.

Der Papa legte das Hühnerbein bei Seite und schickte sich eben in seiner schwerfälligen Weise an, das Gespräch fortzusetzen, als die Thüre aufgerissen wurde und der Osthöffsche eintrat. Sein Gesicht sah heute noch wettergebräunter aus als gewöhnlich, und seine Kleidung war reichlich mit Staub bedeckt. Er eilte auf den alten Herrn zu, umarmte ihn, küßte ihn dreimal und begrüßte dann die Damen, indem er die Hand der alten Dame über den Tisch weg küßte und die der jungen schüttelte.

„Das nenne ich doch einen vernünftigen Entschluß," rief er. „Habe mich riesig gefreut, wahrhaftig. Ich war gerade in Nassiten auf dem Felde, da kommt Jehze gelaufen mit Deinem Brief. Die Herrschaften kommen, schreit er schon von weitem. Wer kommt? frag ich. Die Herrschaften kommen, sagt er. Du bist toll! sag ich. Sehen Sie selbst, sagt er. Ich nehme die Reitpeitsche unter den Arm und mache den Brief auf — wahrhaftig, Ihr kommt — Ihr seid da.

Ich sage Dir Hennematt, ich riß vor Freude meiner Diana eins über, daß sie nur so sprang. Na, meine Damen, ich hoffe, daß Sie auch froh sind, wieder zu Hause zu sein, das heißt —" hier fiel dem Osthöffchen ein, daß er von rechtswegen der Gräfin sein Beileid ausdrücken mußte, er erröthete daher bis an die Haarwurzeln, stolperte über ein paar Worte, die ziemlich sinnlos herausfuhren, und kam mit einem plötzlichen: „Sie haben einen schweren Verlust erlitten, gnädige Frau!" wieder auf die Füße.

Die Plötzlichkeit dieser Beileidsbezeugung wirkte auf die Damen entschieden belustigend, und es schien selbst der jungen Witwe schwer zu fallen, ihre Lachlust zu unterdrücken, als sie den Kopf zum Zeichen der Zustimmung ein wenig neigte.

Der Osthöffche, der fühlte, daß er sich lächerlich gemacht hatte, ließ seine Blicke hilfesuchend über die Tafel gleiten. Da gewahrte er Werner. Er athmete erleichtert auf und eilte mit einem „Pardon" gegen die Familie auf ihn zu. Als er dicht vor ihm war, so daß Werner ihm schon die Hand hinreichte, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen und blickte starr auf den Fremden.

„Pardon, Excellenz," sagte er, „ich hatte nicht bemerkt, daß ich ein intimes Gespräch störe."

Der Fremde erhob sich ein wenig, reichte dem Osthöffchen die Hand und sagte: „Oh bitte, Sie stören gar nicht, Herr von Hennematt. Die Herren kennen sich?"

„Wie, Excellenz? Sie fragen, ob ich Werner kenne? Wie sollte ich nicht?"

Das Gesicht des Fremden wurde von heißer Röthe übergossen, und diese fand auf Werners Antlitz einen Widerschein. Jeder von den beiden wußte jetzt, wer sein vis-à-vis war.

Der Fremde faßte sich zuerst. „Sie irren, Herr von Hennematt," sagte er zum Osthöffchen gewandt, indem er aufstand, „unser Zusammentreffen war bisher ein zufälliges, aber Sie haben gewiß die Freundlichkeit, uns mit einander bekannt zu machen." Und dann zu Werner gewendet: „Mein Name ist Werner Froburg."

Auch Werner hatte sich erhoben. „Von Hennematt!" erwiderte er mit unsicherer Stimme.

Die beiden sahen sich einen Augenblick prüfend ins Auge; es war, als ob keiner von ihnen den ersten Schritt thun wollte; dann reichte der Onkel dem Neffen die Hand hin, und dieser schlug ein.

„So sind wir denn durch den Zufall noch schneller zusammengeführt worden, als ich hoffen durfte," sagte der Baron. „Ich erwartete, Dich erst in Neuhof zu sehen. Aber komm', ich möchte Dich meinem Freunde, dem Nassitenschen, und seiner Familie vorstellen."

Er ergriff Werners Arm und führte ihn der Familie zu. „Mein Neffe, der Lindenhöffche," sagte er kurz.

Trotz aller Bildung konnte die Familie den Ausdruck der höchsten Ueberraschung kaum unterdrücken. Man hatte mit lebhafter Verwunderung bemerkt, daß auch der Osthöffche den „rheinländischen Grafen" kannte, man hatte dann mit der äußersten Spannung die Begrüßung zwischen dem Senateur und dem Fremden wahrgenommen und mußte nun gar erfahren, daß der letztere sich als der vielbesprochene Lindenhöffche entpuppte.

Da die Mahlzeit schon ziemlich zu Ende war, machte die Baronin den Vorschlag, den Kaffee auf der Veranda einzunehmen. Als man aufbrach, führte Werner die alte Dame.

„Sie sind uns kein ganz Fremder, Herr von Hennematt," bemerkte diese. „Ihr Freund, Herr von Podelwitz, mit dem wir in Rom zusammen waren, hat uns viel von Ihnen erzählt."

Es ergab sich bald, daß die Nassitenschen noch mehrere von Werners Universitätskameraden kannten. Von da aus kam man dann auf Rom und Italien und plauderte in jener anmuthigen Form über der Dinge Aeußeres, die in gesellschaftlich gebildeten Menschen eine so behagliche Stimmung hervorruft. Der Senateur sorgte überdies dafür, daß das Gespräch des Salzes der Originalität nicht entbehrte. Seine Bemerkungen riefen oft Heiterkeit, öfter noch Widerspruch hervor, aber er war letzterem als gewandter Dialektiker meist gewachsen. Die Gräfin, das stete Ziel seiner Angriffe, stand ihm übrigens in allen diesen Dingen kaum nach. Werner glaubte zu bemerken, daß sie sich über den Tod ihres Gemahls nicht übermäßig grämte.

„Wie gefällt Ihnen mein Neffe?" fragte Froburg, als Werner gegangen war.

„Das ist eine indiskrete Frage."

„Aber ich darf indiskrete Fragen an Sie richten."

„Nun, dann sollen Sie auch eine indiskrete Antwort haben — er sieht aus, wie wenn er, trotz seiner Jugend, viel Herzeleid erfahren hätte."

Der Baron blickte für einen Augenblick zu Boden, und die anschwellende Stirnader bewies, daß der Hieb tiefer eingedrungen war, als der Gegner beabsichtigt hatte, er beherrschte sich aber und erwiderte scherzend: „Sie meinen Liebesleid? Das mag schon sein, und in dieser Beziehung bringe ich ihn in gefährliche Gesellschaft."

Der Osthöffsche fiel nun ein und erging sich in Lobeserhebungen über Werner.

Werner eilte unterdessen dem Rendezvous mit Eberhard zu. Er hatte so lange in guter Gesellschaft verkehrt, daß das Zusammentreffen mit Personen aus derselben ihn wie ein Gruß aus der Heimat berührte. Dazu kam noch die Begegnung mit dem Onkel, von dem er bisher kaum mehr gewußt hatte, als daß er lebte, und der sich nun als eine höchst sympathische Persönlichkeit erwies.

Das alles wirkte noch in ihm nach, als er den Eingang in den Garten erreichte, vor dem die Equipage des Freundes bereits hielt. Aus dem Restaurationsgebäude ertönte lauter Gesang, und grüne Mützen verkündeten, daß dort ein verfrühter Studentenschwarm kneipte. Bald erwies es sich, daß auch Eberhard sich unter ihnen befand. Dieser winkte Werner herbei, bat ihn, noch ein Glas Wein mitzutrinken, und stellte ihn dann einigen der jungen Leute vor.

Ist es schon immer mislich für einen Nüchternen unter Trunkene zu gerathen, so ist es doppelt schlimm, wenn derselbe aus einem Kreise kommt, in dem sich gebildete Frauen befanden. Da erscheint das Laute ausgelassen, das Ausgelassene roh, das Rohe brutal.

Als Werner Platz genommen hatte, wandte sich der eine der Studenten, ein schmalschultriger, langaufgeschossener junger Mensch, dessen Augen schielten und dessen ganze untere Gesichtshälfte weinnaß war, zu ihm und sagte im breitesten unterländischen Dialekt: „Ich erzähle eben von dem Kellner auf dem Dampfschiff. Also der Kerl wird grob. Gut. Also ich krempel mir die Aermel auf — sehen Sie,

so, Herr von — Herr von — ja, wie heißen Sie gleich? Hennematt? Na jut. Also ich kremple mir die Aermel auf und logire ihm eins hinter die Grauchen — schrumm, bumm, also da liegt der Kerl. Also er steht wieder auf. Also haue ich ihm in die Visage — rihtz — rahtz — also er liegt wieder. Also es kommt der Kapitän. Also, warum schlagen Sie ihn? fragt er. Also, Sie wollen auch Haue? frag' ich. Na, sag' ich Ihnen, das Jungchen zeppt zurück. Ich wollt nur fragen, sagt er —"

Hier schwieg der Sprecher, starrte eine Weile kreuzweise auf den Boden vor ihm und ergriff dann sein Glas, das er halb leer trank und dann Werner hinreichte. „Also sollen alle Stände leben — also sogar die Tschernomoren. Vivat hoch!"

Werner überwand seinen Ekel, trank das Glas leer und wandte sich dann zu Eberhard. „Wollen wir fahren?" fragte er.

„Gleich," meinte Eberhard und rief den Kellner herbei.

Werner bemerkte mit Schrecken, daß der Freund die ganze Zeche bezahlte, mehr als siebenzig Rubel.

„Erbherr!" (Das war Eberhards Spitznamen.) „Erbherr! hier bleiben Erbherr!" brüllten die Trunkenen.

Eberhard blieb fest, und die übrigen ließen von ihm ab, aber der Schielende folgte den beiden bis an den Wagen. Also, Erbherr," stammelte er, „wenn Du auf ein Dampfschiff kommst und der Kellner — also haust Du ihm eins herunter — also — bumms, schrumm, also —"

Der Wagen fuhr rasselnd über das Pflaster, aber man hörte noch deutlich rufen: „Also hau ihm, Anton —", das übrige wurde von dem Geräusch übertönt.

Werner war tief verstimmt. Der trunkene junge Baron vom Vormittag, der trunkene junge Literat am Abend, beide damit renommirend, daß sie einen mehr oder weniger Wehrlosen „gehauen" hatten — war das die Jugend des Landes, seine Zukunft?

Der Abend war köstlich. Die weiche Luft war erfüllt vom Duft der Wiesenblumen, ein wunderbarer Frieden lag über Wiesen und Feldern und Wald.

Sie mochten wol eine Meile, ohne mit einander zu reden, dahin-

gefahren sein, als Eberhard das Schweigen brach: „Es war unverantwortlich von mir, so viel Geld auszugeben," sagte er. „Sieh Werner, das ist ja das Verzweifelte, daß ich das Geld so gar nicht zusammenhalten kann. Man hat es mich nie gelehrt, sparsam zu sein, und jetzt kann ich es nicht mehr erlernen. Seit ich die Universität verließ, weiß ich, daß es keine Selbständigkeit gibt ohne diese Tugend, weiß ich, daß speciell in meinem Falle alles auf sie ankommt, und doch bin ich, sobald ich baares Geld in der Tasche habe, wie ein Knabe — ich muß es ausgeben. Es ist entsetzlich."

Werners Herz zog sich mitleidig zusammen. Es war ihm, als ob er wieder mit Therese durch den Nebel über die Wiese ging und ihr bitteres: „Sie haben Ihr Geld verloren" hörte. „Es wird schon gehen, Eberhard," sagte er liebevoll, „wir sind ja noch jung."

„Es wird nicht gehen," erwiderte Eberhard beklommen. „Das ist das Verzweifelte. Ich suche aus Sparsamkeitsrücksichten meinen alten Vater in seinen Liebhabereien zu beschränken, und ich selbst werfe das Geld zum Fenster hinaus."

„Du machst Dich schlechter als Du bist. Du bewirthetest Deine Kameraden."

„Ich hätte ihnen auch Bier vorsetzen können. Und dann — gehörte denn das Geld im Grunde mir? Gehört mir denn irgend etwas? Da hören wir von Jugend auf vom „schnöden Mammon" schwatzen, und worauf läuft das ganze Gerede hinaus? — Darauf, daß wir auf anderer Leute Kosten leben."

Im Neuhöfschen Kruge wartete Werners Equipage. Die beiden drückten sich die Hand und fuhren dann auseinander.

Siebenzehntes Kapitel.

Seit welcher Geschichte?

Als Tante Amalie am Abend vorher das Gespräch zwischen Werner und Therese so jäh unterbrochen hatte, war letztere noch eine Weile wie betäubt gewesen. Die Flut, die sie so lange durch Wall

und Deich einzudämmen versuchte, hatte doch aller Hindernisse gespottet und riß nun, für eine Weile wenigstens, mit Allgewalt alle Erwägungen der Vernunft mit sich fort. Thereſe liebte und wurde wieder geliebt — sie war glücklich. In den ersten Stunden hatte ihr Herz für kein anderes Gefühl, ihr Geist für keinen anderen Gedanken Raum, als für den: er liebt Dich. Sie schützte Kopfweh vor, eilte auf ihr Zimmer und war allein mit ihrem Glücke. Er liebt Dich! rauschte die Einsamkeit ihr zu, er liebt Dich! flüsterte die weiche Sommerluft, die durch die geöffneten Fenster hereinströmte, er liebt Dich! jauchzte die Nachtigall im Parke.

Wenn die Wasser des Flusses aus den Ufern treten und über die Wiesen hinrauschen, dann beugen sich das Schilf in den Niederungen und die langen Gräser vor ihnen, daß man nichts sieht, als die flutende Strömung. Aber über eine Weile erhebt sich hier ein Halm und dort einer, und je mehr die Flut nachläßt, um so stärker treten ihre zitternden Spitzen hervor. Wie lange währt es und die Flut hat sich ganz verlaufen.

Auch Thereſens Vernunft konnte wol für kurze Zeit niedergebeugt werden, aber sie machte nur zu bald ihr Recht wieder geltend. Noch ehe die erste Lerche sich zum Aether emporschwang, stand es in ihr fest, daß sie Werners Liebe nicht sofort annehmen, daß sie nicht ohne weiteres zulassen durfte, daß er sein Schicksal an das ihrige, an das der Ihrigen knüpfte. Wenn er, der durch die Schicksale seiner Eltern und durch seinen langen Aufenthalt in der Fremde ohnehin dem Lande entfremdet war, jetzt die Tochter des verarmten Pächters von Inselhof heirathete, so stand er völlig isolirt da. Das mußte sie ihm jedenfalls noch einmal sagen. Nein, er sollte den entscheidenden Schritt nicht thun, ohne sich der Bedeutung desselben voll bewußt zu sein. Schritt er dann doch vorwärts — und ihr selbst unbewußt, schrie jede Fiber in Thereſe: er wird es thun — nun, dann sei willkommen, Glück!

Als die Sonne aufging, blitzten und funkelten ihre Strahlen in Millionen Thautröpfchen, und die Blumen standen aufrecht und hoffnungsfroh da. Dann wurden die Sonnenstrahlen heißer und heißer. Sie sogen die Thautröpfchen auf und die Blumen ließen ihre Köpfchen hängen.

Eberhard ging nach Lindenhof, um Werner zur Fahrt in die Stadt aufzufordern. Thereſe hatte erwartet, daß er mit dem Freunde zurückkehren würde, aber er kam allein. Mehr noch, er brachte die Kunde, daß Werner ihn zwar begleiten, ſich ihm aber erſt im Neuhöfſchen Kruge anſchließen würde.

Das ſah aus wie Flucht, wie Verrath, und der bloße Verdacht verwandelte Thereſe ganz und gar. Sie, die ſich doch vorgenommen hatte, alles zu thun, um Werner davon zu überzeugen, daß er ſein Wort zurücknehmen müſſe, empfand jetzt ſein Ausbleiben wie eine tödtliche Beleidigung. Wie, hatte er ſich erlaubt, mit ihr ein flüchtiges Spiel zu treiben? Es war ja nicht möglich, ſchlechterdings nicht möglich — und doch — warum kam er nicht? Mußte er nicht, wenn er es ernſt meinte, vor allem mit ihrem Bruder ſprechen? Aber vielleicht war er eben auf Eberhards Vorſchlag eingegangen, weil er ſo mit dieſem allein ſein konnte. Thorheit! Waren ſie denn nicht auch in Lindenhof allein? Nein, nein, keine Illuſionen. Der, für den ſie jeden Blutstropfen hingegeben hätte, hatte ſie für gerade gut genug gehalten, um ſo nebenbei eine kleine Liebesintrigue mit ihr einzufädeln. Und ſie waren von ihm abhängig! Dieſe Banden mußten zerriſſen werden, gleich und gleichviel wie. Und doch mahnte eine Stimme in ihr noch zur Mäßigung. Wie konnte ſie wiſſen, was Werner daran verhindert hatte, ſchon am Morgen mit Eberhard zu ſprechen! Es war ja überdies nicht unmöglich, daß ſie Geſpenſter ſah und Werner ſich längſt mit dem Freunde ausgeſprochen hatte. So ſchwankte ſie, im innerſten erregt, zwiſchen Furcht und Hoffnung, zwiſchen Zorn und Reue.

Am Nachmittage kamen Johanſon und ſein Sohn. Da der alte Proßnitz auf dem Felde war und Tante Amalie ſchlief, ſo mußte Thereſe, ſo ſchwer es ihr auch wurde, die Gäſte empfangen.

„Nun muß man doch ſehen, wie der junge Err Eberhard ſich einrichtet," ſagte der alte Johanſon, indem er ſich mit dem Taſchentuche den Staub von den Füßen kehrte und ſich im Hofe, bis auf welchen Thereſe den beiden entgegen gegangen war, umſah. „Nun wird wol alles neu aufgebaut? Nicht?"

Thereſe theilte ihm mit, welche Neubauten zur Zeit ins Auge

gefaßt waren. Der Alte hörte ihren sachverständigen Auseinandersetzungen mit einem wohlwollenden Lächeln zu. „Ja, liebes Fräulein Thereſe," ſagte er, „wenn Sie hier wirthſchaften würden, dann könnten Sie wol große Geſchäfte machen. Sie würden ſchon den Flachs nicht im Klepperſtall aufbewahren."

„Nun, ich hoffe, daß auch Eberhard ſich auf das Wirthſchaften verſteht," erwiderte Thereſe. „Es thut mir leid, daß er nicht hier iſt, er würde Ihnen ſeine Pläne beſſer auseinanderſetzen können, als ich."

„Bitte, bitte, Fräulein Thereſe. Warum wird Ihr Bruder nicht auch gut wirthſchaften, aber ich ſage nur: die Nadel bringt zuſammen, aber der Pflug reißt auseinander. Nu ja, aber man kann ja auch eggen. Nicht wahr?"

„Iſt Ihr Bruder in die Stadt gefahren, Fräulein Thereſe?"

„Ja, er iſt mit — mit — mit dem Lindenhöffchen in die Stadt gefahren. Er hatte auf dem Hauptmannsgericht zu thun. Aber bitte, treten Sie doch näher."

„Danke. Ach du liebes Gottchen, was das immer für ſchönes Wetter iſt! Wie ſoll man da hübſche Felder haben? Kein Regen, gar kein Regen! Na, Ihr Roggen ſteht ſchön, aber in der Gerſte und im Hafer wird ſich auch kein Lamm verſtecken. Aber ſonſt iſt das Wetterchen warm und das thut den alten Knochen gut."

„Ich ſchlage vor, daß wir auf der Veranda bleiben," meinte Thereſe. „Iſt es Ihnen recht?"

„Oh, ganz recht, ganz recht. Wer ſieht nicht gern die ſchönen Levkoyen an, und die Roſen ſind nun gar eine Pracht."

Als Thereſe ins Haus gegangen war, um nach dem Kaffee zu ſehen, beugte ſich der Alte zu ſeinem Sohne hinüber, wies mit der Hand auf die Blumenbeete und ſagte: „Hier abe ich oft genug geſchwitzt, wenn ich als Junge hier die Beete umgraben mußte. Da ſtehe ich und grabe und grabe, und das Emd iſt ganz durchgeſchwitzt und der alte Proßnitz ſitzt hier, wo ich nun ſitze, und raucht aus langer Pfeife und flucht und flucht: Du fauler Kerl, was ſtehſt Du und ſiehſt mich an?"

Der Sohn legte beruhigend die Hand auf den Arm des Alten.

„Mein armer Vater," sagte er, „Du hast es schwer genug gehabt und Du hast es noch schwer."

„Nu, schadt nichts, schadt nichts. Gott weiß, was er thut. Der reiche Mann in heiliger Schrift war gewiß auch ein Baron oder Literat, aber er kam nicht in Himmel, sondern armer Lazarus kam in Himmel. Aber sieh' mal, da kommt ja Err Proßnitz."

Der alte Proßnitz, den man vom Felde geholt hatte, schritt in der That eben durch den Garten auf das Haus zu. „Na, guten Abend, Nachbar," rief er, „lassen Sie sich auch wieder einmal sehen? Guten Abend, Karl. Na, was haben Sie denn da am Halse, Johanson?"

Johanson zuckte die Achseln. „Da at mich einer mit Peitsche getroffen," erwiderte er.

„Wie? Mit einer Peitsche?"

„Ja. Wie ich vorigte Woche zur Stadt fahre, kommt mir unter Birkenthal — wissen Sie, da, wo der alte Kaak steht, an dem sie den Mörder von Birkenthalschem Milchpächter ausgehauen haben, eine Equipage entgegen. Zwei junge Barone sitzen drin, einer sitzt auf Bock neben Kutscher. Ich bieg schon bis ganz an Grabenkante aus, aber der junge Err reißt mir eins über und das Ende von Peitschenschnur kommt mir hier an Hals und schlägt mir wund."

„Ist es möglich," rief Therese, die eben aus der Thüre getreten war, „man hat Sie ganz ohne Grund geschlagen?"

„Ja, sehen Sie — hier," sagte der Alte unbefangen und erhob den Kopf. An seinem Halse war eine etwa einen Zoll lange, bereits mit einer Borke bedeckte Wunde sichtbar.

Therese stieg das Blut heiß ins Gesicht. „Sie werden sich das doch nicht gefallen lassen?" rief sie mit zitternder Stimme.

Der Alte zuckte die Achseln. „Was soll ich thun?" sagte er. „Wo soll ich gegen drei Barone Recht bekommen? Gott wird sie finden."

„Haben Sie sich auch für den Peitschenhieb hübsch bedankt?" fragte der alte Proßnitz spöttisch.

Karls Gesicht war während dieser ganzen Unterredung wie mit Blut übergossen gewesen. Es war, als ob die zornige Röthe auf

Thereſens Wangen auf den ſeinigen einen Widerſchein gefunden hätte. „Ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, meinen Vater noch zu verſpotten, Herr Proßnitz," ſagte er mit bebender Stimme. „Wenn wir in Verhältniſſen leben, in denen die ganze Bevölkerung dem rohen Uebermuthe des Adels wehrlos preisgegeben iſt, ſo ſcheint mir das keine Veranlaſſung zu ſein, die Opfer dieſes Uebermuthes noch zu verhöhnen."

Wenn Karo plötzlich unter dem Stuhle ſeines Herrn hervorgekrochen wäre und eine Rede gehalten hätte, ſo hätte der alte Proßnitz nicht verwunderter ausſehen können, als bei dieſer unerwarteten Auslaſſung Karls. Sein erſtes Gefühl trieb ihn an, den jungen Mann kurzer Hand zur Ruhe zu verweiſen, aber er hielt doch an ſich. „Was wollen Sie?" ſagte er, „Ihr Vater nimmt ja ſelbſt den Hieb hin wie etwas ſelbſtverſtändliches."

„Das glaube ich nicht," erwiderte Karl, dem die Gegenwart Thereſens Muth einflößte, „er iſt nur überzeugt — und das gewiß nicht ohne guten Grund — daß bei uns dem Adel gegenüber doch kein Recht zu erlangen iſt."

Der alte Proßnitz brach in ein lautes Gelächter aus. „Na, das will ich meinen," rief er, „die Herren in den Oberhauptmannsgerichten und dem Hofgericht werden ſich hüten, gegen ihre „Brüder" zu erkennen. Ne, Karl, ſolche Illuſionen machen Sie ſich nicht. Wer bei uns das Unglück hat, mit unſeren Junkerchen was zu thun zu haben, der muß ſich ſelbſt helfen. Da heißt es einfach: wehre Dich oder laß Dich freſſen. Wo hat vor unſeren Gerichten jemals ein Bürgerlicher gegen einen Junker Recht bekommen! Ne, Karl — da kennen Sie die Raſſe ſchlecht. Wozu haben wir denn unſere Privilegien, wenn die Tſchernomoren ſich um die Gerichte kümmern ſollen. Du lieber Gott, da könnten wir ja gleich ruſſiſch werden."

„Aber das ſind ja ganz unerträgliche Zuſtände."

„Was wollen Sie, junger Mann? Was wollen Sie? Im Gegentheil. Das geſchieht ja alles für Luthertum und Deutſchtum. Wenn die Barone uns nicht mehr auf die Köpfe ſpucken könnten, wäre es ja mit allen beiden vorbei. Küß' die Hand und gehorch' dem Herrn! Darin haben für uns Bürgerliche immer die Privilegien beſtanden —

Grethe, kannst Du nicht leiser auftreten? — und ohne diese „höchsten Güter„ geht es ja bei uns nicht ab.“

Die höhnischen Worte des Vaters fielen in Theresens Herz auf einen nur zu vorbereiteten Boden. Sie fühlte dumpf, wie wenig dieser Mund dazu berufen war, so zu reden, und doch konnte sie nicht verhindern, daß die Worte den aufgehäuften Zündstoff in Flammen setzten. Sie beugte sich vor, ergriff die Hand des alten Johanson und sagte: „Der Schlag, der Sie getroffen hat, hat uns allen wehe gethan. Vielleicht kommt auch bei uns endlich einmal die Stunde der Abrechnung für alle diese durch Jahrhunderte geübten Frevel!“

Der Alte blickte dem jungen Mädchen freundlich in die funkelnden Augen. „Liebes Fräulein Therese,“ sagte er, „wer in diesem Lande so lange gelebt at, wie ich alter Mann, der weiß, daß unser Errgott viel zu thun hätte, wenn er alle Lüge und allen Uebermuth schon auf Erden strafen wollte. Er kennt aber die Ungerechten alle, auch die, welche sich selbst nicht kennen.“

Karl war heute wie verwandelt. Er war aufgestanden, ergriff jetzt Theresens Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe. „Herzlichen Dank, Fräulein Therese,“ sagte er und sah sie mit einem so heißen Blicke an, daß sie verwirrt die Augen zu Boden schlug. Sie war herzlich froh, als das Erscheinen von Tante Amalie es ihr möglich machte, sich unbeachtet zurückzuziehen. Sie erschien auch nicht wieder und Karl mußte zu seinem großen Schmerz aufbrechen, ohne ihr die Hand zum Abschied reichen zu können.

Als Eberhard den Garten von Inselhof erreichte, stand Therese in der kleinen Thüre, die aus demselben auf das freie Feld führte. Es fiel ihm auf, daß sie ihm so ernst und wortlos entgegensah. „Es ist doch nichts vorgefallen?“ fragte er erschreckt, indem er die Zügel anzog.

„Nein, nichts,“ erwiderte Therese und schritt neben dem Wagen her.

Eberhard glaubte zu bemerken, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, er verschob aber seine Frage auf eine spätere Stunde. Erst als sie nach dem Essen wieder selbander durch den Garten und dann hinaus auf den zur Kirche führenden Feldweg gingen, fragte er: „Was hast Du, Schwesterchen? Ich sehe Dir an, daß Dich etwas drückt.“

„Du hast recht," erwiderte Therese, „es drückt mich vieles."

„Und willst Du mir nicht sagen, was es ist?"

„Ja. Es drückt mich vor allem, daß wir hier bleiben. Wir sollten fort, Eberhard. Du solltest Dir in Rußland eine Stelle suchen."

Eberhard blickte Therese verwundert an. Die Schwester war doch oft unbegreiflich zäh.

„Das ist eine Lieblingsidee von Dir," erwiderte er mismuthig, „aber ich kann Dir beim besten Willen nicht zugeben, daß wir gut thun, wenn wir gerade jetzt, wo alles sich zum besten zu lenken scheint, die Büchse ins Korn werfen. Eine unbegreiflich günstige Fügung gewährt uns unerwartet alle Bedingungen des Gedeihens, wäre es da nicht geradezu sündlich, sie zu verschmähen und unbestimmten, unsicheren Hoffnungen nachzuziehen? Fühlst Du denn nicht, was es heißt, Inselhof zu verlassen? Und nicht nur für den Vater, nein auch für uns. Seit zweihundert Jahren sitzen unsere Vorfahren im Pastorat und im Gut, und nun sollen wir fort, fort in ein fremdes Land unter fremde Menschen. Nein, nein, ich halte mich hier fest bis zum letzten Athemzuge."

Sie blieben unwillkürlich stehen. Das Korn stand mannshoch zu beiden Seiten des Weges, aber die beiden blickten doch darüber weg.

„Mich hält auch Werner zurück," fuhr Eberhard fort. „Ich habe ihn lieb und es würde mir schwer fallen, mich wieder von ihm zu trennen. Eine Freundschaft wie die seinige bietet das Schicksal nicht zweimal."

„Also Du bestehst darauf, daß wir bleiben?" fragte Therese. „Du bleibst nicht nur um Vaters willen, sondern auch um Deinetwillen?" Ihre Stimme klang wie die eines Kindes, das im Dunkeln ist und sich fürchtet.

Eberhard trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Was hast Du nur, Therese?" rief er. „Natürlich bleiben wir auch um unsertwillen gern auf der Scholle, auf der wir geboren wurden."

„Gut, Eberhard. Es ist das letzte Mal, daß ich davon angefangen habe."

Sie gingen schweigend weiter. Als sie ein paar hundert Schritt

zurückgelegt hatten, hörten sie jemand hinter sich herkommen. Eberhard kehrte sich um und erkannte Werner.

„Guten Abend, Eberhard. Guten Abend, Fräulein Thereſe. Ich dachte mir, daß ich Euch auf dieſem Wege finden würde."

Werner reichte den beiden die Hand. Thereſe entzog ihm die ihrige raſch wieder.

„Der Abend iſt ſo wunderbar ſchön," fuhr Werner fort, „daß es mich unwillkürlich zu Euch trieb. Ich muß Euch überdies noch von einer intereſſanten Begegnung erzählen. Ich habe heute die Naſſitenſchen kennen gelernt."

„Sind ſie im Lande? Ich glaube, daß ſie ſich nur ſelten auf ihrem Gute ſehen laſſen."

„Sie ſind während der letzten Jahre ein paarmal für den Sommer in Naſſiten geweſen. Ihre einzige Tochter war in Deutſchland verheirathet, ſie iſt aber jetzt Witwe. Es iſt eine ſehr auffallende junge Dame."

„Inwiefern?"

„Sie ſieht ſehr eigenartig aus. Ganz wie die Marquiſen auf Bildern aus der Rokokozeit."

„Wie iſt denn der alte Herr?"

„Er macht den Eindruck eines unbedeutenden Bonvivants, aber die Frau hat mir ſehr gefallen. Sie hat etwas ſehr feines. Die Naſſitenſchen haben überdies noch einen mir ſehr naheſtehenden Gaſt, einen Froburg, einen Bruder meiner Mutter. Ich lernte ihn ebenfalls erſt heute kennen, und er war ſehr liebenswürdig gegen mich."

Werner blickte zu Thereſe hinüber. Er hoffte, daß ſeine letzte Mittheilung ſie zu einer Aeußerung veranlaſſen würde. Er war nach Inſelhof gekommen, weil es ihn unwiderſtehlich zu Thereſe zog. Er hatte das Gefühl gehabt, daß er ihr ein ſchweres Unrecht zugefügt habe und daß er daſſelbe ſo ſchnell als möglich gut machen müſſe, indem er ihr Verhältnis wieder in das richtige Geleis brachte. Er fand aber jetzt, daß das noch ſchwerer war, als er es ſich gedacht hatte.

„Wie gefiel Dir Dein Onkel?" fragte Eberhard.

„Er gefiel mir ungemein. Er macht den Eindruck eines ſehr eigenartigen Mannes, aber die Eigenart iſt eine ſympathiſche und ſteht

ihm gut zu Gesicht. Und dann — Euch kann ich es ja wol sagen — es thut mir wohl, daß meine Begegnung mit ihm eine so freundliche war."

„Korrespondirt er mit Deiner Mutter?"

„Nein, bisher nicht, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen."

„Dein Onkel lebt in Petersburg?"

„Ja. Er ist Senateur."

Sie waren unterdessen bis an die Kirche gegangen. Therese blieb plötzlich stehen und fragte: „Gehen die Herren noch weiter?"

„Willst Du schon umkehren?"

„Ja."

Sie gingen nun zurück.

„Seit wann sind wir denn „die Herren" geworden, Fräulein Therese?" fragte Werner.

Als Therese Werner zuerst erblickt hatte, war sie fast in die Knie gesunken. Wie, wenn er gekommen war, um das rettende Wort zu sprechen? Als er aber nun so unbefangen zu ihnen trat, da lohte ihr heißes Blut so jäh in ihr auf, daß sie um nichts in der Welt ein Wort über ihre Lippen gebracht hätte. Sie fühlte, wie ein wilder Haß in ihr aufstieg, der gewaltsam nach einem Ausweg verlangte, aber sie dachte an Eberhard und hielt an sich. „Welche Bezeichnung wäre Ihnen genehmer, Herr von Hennematt?" fragte sie.

Werner biß sich auf die Lippen, Eberhard blickte verwundert von einem zum anderen. Eine Ahnung von dem Vorgefallenen stieg in ihm auf, aber sie war doch so unbestimmt, daß er genauer Bescheid wissen wollte, ehe er einschritt. So lenkte er denn das Gespräch wieder auf die Nassitenschen.

Als sie den Hof erreicht hatten, sagte Therese kurz: „Guten Abend, Herr von Hennematt," und ging dann ins Haus. Eberhard begleitete den Freund und fragte, sobald sie die Hoflage hinter sich hatten: „Hast Du mit meiner Schwester Streit gehabt?"

Werner befand sich in tödtlicher Verlegenheit. Wenn er dem Freunde von dem Testamente des Vaters erzählte, so mußte dieser, seiner ganzen Sinnesart nach, das empfangene Darlehn sofort zurück-

geben, denn er hatte es ja nur unter der Voraussetzung angenommen, daß Werner das freie Verfügungsrecht über ein großes Vermögen habe. Dann gingen die Proßnitz fort und er konnte sich doch von Therese nicht trennen. Eine Fülle von Plänen schoß ihm wirr durch den Kopf — er wollte mit Therese offen sprechen — er mußte jedenfalls sie selbst erst aufklären.

„Nein," sagte er.

„Ich begreife nicht, was meine Schwester hat," fuhr Eberhard fort. „Sie war schon heute Morgen ganz verändert. Verzeih' ihr ihr ungewöhnliches Benehmen, es hat jedenfalls auch eine ungewöhnliche Veranlassung. Du hältst es für unmöglich, daß sie ein Wort von Dir misverstanden hat?"

„Ja."

Eberhard war nicht überzeugt. Das einsilbige Wesen des Freundes sprach zu Gunsten seiner Annahme, aber er sah ein, daß er nicht weiter in denselben dringen konnte.

Als Werner schon im Boote stand, reichte er Eberhard noch einmal die Hand. „Hast Du mich lieb?" fragte er.

„Gewiß, Werner, sehr."

„Und Du wirst nie an mir irre werden?"

Eberhard schwieg betroffen. Seinem schlichten, geraden Sinn war alles geheimnisvolle in der Seele zuwider und er fühlte überdies, daß hier das Wohl seiner Schwester mit hinein spielte. „Ich verstehe Dich nicht," sagte er rauher, als er selbst wollte.

Das Boot glitt ins tiefe Wasser. „Gute Nacht, Eberhard."

„Gute Nacht, Werner."

Eberhard ging mit schnellen Schritten stromabwärts. Er befand sich in einer bei ihm sehr ungewöhnlichen Aufregung. Er hatte Werner herzlich lieb, aber seine Schwester war ihm doch unendlich theurer. Sein ganzes Herz hing an ihr. Er hatte nie geliebt, weil jedes Mädchen ihm neben seiner Therese sehr wenig liebenswerth erschien, sie war ihm der Inbegriff von Schönheit, Klugheit und Güte. Als sich die alte Freundschaft mit Werner wieder knüpfte und er aus dessen so freundschaftlichem Verhalten zu ersehen glaubte, daß der Jugendfreund so großdenkend geworden war, wie er zu werden ver-

sprach, da ging ihm wol einmal der Gedanke durch den Kopf, daß es doch schön wäre, wenn aus den beiden ein Paar würde. Damals hatte ihn der Standesunterschied wenig beunruhigt. Er war kein Freund von Heirathen aus der Kaste, und unser Adel erschien ihm überdies als eine den Literaten gegenüber in jeder Beziehung inferiore Rasse, aber die fraglichen Personen waren in diesem Falle so außergewöhnliche, daß alle diese Bedenken schwiegen. Jetzt aber war es, als ob der schnöde Samen des Ständehasses anquoll und zu keimen begann. Wie, wenn Werner doch auch „einer von unseren Junkerchen" war? Früher war er echt gewesen, echt wie Gold, aber wie, wenn er jetzt ein anderer geworden war? Aeußerlich war er ja jetzt so glatt, wie seine Standesgenossen, konnte ihm da nicht am Ende auch alles schlechte zugetraut werden, wie jenen?

Der Keim war noch schwach und Eberhard brach ihn ab und warf ihn von sich. Unsinn, sagte er, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, Unsinn. Schäme Dich, solchen häßlichen Gedanken Raum zu geben. Wenn einer Beweise von echter Freundschaft abgelegt hat, so ist er es. Wie darf ich da an ihm zweifeln!

Als er das Zimmer der Schwester betrat, fand er sie noch angekleidet im dunkeln Zimmer sitzen. Er setzte sich neben sie und schlang seinen Arm um ihren Leib. „Therese," sagte er, „vertraue Dich mir an. Hast Du etwas mit Werner vorgehabt?"

„Nichts von Bedeutung, Eberhard. Wir kommen schon wieder zurecht."

„Therese — liebst Du ihn?"

Therese schlang ihren Arm um seinen Hals und rief heftig: „Nein, Eberhard, ich liebe niemand als Dich, aber Dich dafür aus ganzer Seele."

Eberhard athmete erleichtert auf. Ich habe Gespenster gesehen, dachte er. Irgend ein Misverständnis steht zwischen ihnen, aber sie lieben sich, und sie werden „schon wieder zurechtkommen." Gott sei Dank dafür.

Als die alte Toimen am anderen Morgen Therese aufsuchte, um ihr über den Milchertrag zu berichten, sah sie sich vergeblich in den Wirthschaftsräumen nach ihr um. Sie fand sie endlich auf der in

den Garten führenden Freitreppe. Thereſe ſaß auf einer der Treppenſtufen und blickte müßig hinaus in den Garten und den Park. Sie ſah bleich und überwacht aus.

„Sie ſind doch nicht krank, Fräuleinchen?“ fragte die Alte und ſah ihren Liebling beſorgt an.

„Nein, Alte. Ging der gnädige Herr aufs Feld?“

„Ja. Der alte Herr und der junge Herr gingen auf den Anberg.“

„Toimen,“ fragte Thereſe plötzlich und wandte ihr Geſicht voll der Alten zu, „wie lange leben Sie jetzt auf dem Hofe?“

Die Alte lachte. „Ich? Wie lange ich hier lebe? Sie meinen hier auf dem Hofe?“

„Ja.“

„Oh, das iſt lange her. Ich kam im Preußenjahre auf den Hof. Als Gänſemädchen. Das war eine böſe Zeit.“

„Toimen, war — war — der da (Thereſe wies mit der Hand ſtromabwärts) damals ſchon in Inſelhof?“

„Ja wol, gnädiges Fräulein. Johanſon war erſt im Garten und dann im Stall und dann Knecht und endlich wurde er Wagger.“

Thereſe blickte wieder in die Ferne. Die Alte ſtand vor ihr ſo ſtramm wie ein Soldat. Sie hatte ihr kurzes, braunes Miederchen an, einen in den bunteſten Farben ſchillernden, von oben nach unten geſtreiften Rock und Paſteln (Sandalen) an den Füßen.

„Toimen,“ hieß es nach einer Weile, „war der alte gnädige Herr dem Johanſon ein guter Herr?“

„Sie meinen den ganz alten gnädigen Herrn?“

„Ja. Ich meine meinen Großvater.“

„Hm!“ Die Alte räuſperte ſich und lächelte verlegen. „Der alte gnädige Herr war noch aus der alten Zeit,“ ſagte ſie. „Die waren alle in Wiegen aus Birkenruthen gewiegt. Na ja, Belehrung muß ja übrigens auch ſein. Und dann — ſeit jener Geſchichte iſt der Fluß oft über die Wieſen gefloſſen.“

„Seit welcher Geſchichte, Toimen?“

„Ach was! Was ſollen wir im Frühling nach Kartoffeln ſuchen! Die Birke muß Birkwaſſer vergießen, der Menſch Thränen, das iſt einmal nicht anders. Und dann — wenn die Ente in

die Wiese geht, kann sie sich nicht wundern, wenn die Weihe auf sie stößt."

„Seit welcher Geschichte, Toimen?"

„Ach, gnädiges Fräulein, damals machte sie viel geballte Fäuste, aber jetzt haben sie selbst die Kolkraben vergessen. Was sollen wir jetzt noch nach Fünfern zählen!"

„Seit welcher Geschichte, Toimen?"

„Na ja, ich kann sie Ihnen ja auch erzählen. Die Mäher haben ja vielleicht auch nicht gewußt, daß sie der Wachtel gleich den Kopf abhauen würden. Also die Geschichte war so. Damals war der Anberg noch nicht ein Feld, sondern eine Atmatte, auf der die Pferde weideten. Nun war es ein paarmal vorgekommen, daß die Thierchen nachts ins Haferfeld gegangen waren. Da sagte der alte gnädige Herr: gehen die Pferde noch einmal ins Haferfeld, so bekommt der, welcher die Wache hat, fünfzehn. Nun war er damals Junge beim Katzenwirth und arbeitete die Woche über auf dem Hofe. Wie es nun gekommen war, weiß ich nicht, aber ein Pferd war richtig wieder in den Hafer gegangen. Als ich am Morgen in den Viehstall gehe — es dämmerte eben im Osten — kommt er mir entgegen. Toimen, ruft er, was thu' ich, die Fuchsbläß ist im Hafer gewesen. Ach du mein Gott, sag' ich und leg' beide Eimer weg, Du Unglückseliger! Und er: Toimen, wenn sie mich schlagen, spring' ich ins Wasser. Nun, frage ich, hat er es denn schon gesehen? Ja, sagt er, und er hat mich fortgejagt. Dann fällt er vor dem Brunnentrog hin und legt den Kopf auf die Arme und weint und schluchzt. Was weinst Du? frag' ich, geh, weck den Bruder, er wird für Dich bitten. Er steht auf und läuft zur Herberge. Ich nehme die Eimer auf, seh' ihm nach, und die Thränen fließen nur so. Ich geh' in den Stall und melke die Thierchen und weine und weine. Wie ich zur Thüre hinausschaue, sehe ich den gnädigen Herrn auf den Hof kommen. Ach du mein Gott, denke ich, was wird das werden, und laufe zum Jungvieh hinüber, denn da war ein Fensterchen, von dem aus man auf den Hof und in den Garten sehen konnte. Wie der Herr den Fuß auf die erste Stufe von der Treppe setzt, kommt der Wagger und wirft sich hin und umarmt seine Knie. Aber der Herr stößt ihn zurück.

Was, schreit er, weil er Dein Bruder ist, sollen die Pferde mir meinen Hafer abfressen? Ich will Euch lehren, aufpassen! Ruf mir den Kletenwagger! Der Wagger jammert und fleht, und der Bruder kommt auch um die Ecke, und beide liegen auf den Knien und flehen. Ich will jede Strafe zahlen, jammert er, ich will Euch ein Jahr umsonst dienen, aber schlagt mich nicht. Fräuleinchen, wie die beiden so weinten und heulten — hätte es einen Stein erweichen können, aber ich wußte wohl, daß das Herz des Herrn härter war, als ein Stein."

Die Alte holte tief Athem und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wie die beiden nun so heulen und der Herr laut schreit, kommen die Leute aus der Herberge, und der Kletenälteste — es war der Großvater von Dalus' Liese — kommt auch. Da schleppen sie ihn über den Hof nach der Riege, und der junge Herr geht auch mit und trägt die Peitsche. Wie sie an mir vorüberkommen, und er will nicht gehen, und sie stoßen ihn mit Fäusten, da fall' ich nieder auf den Mist und bete und bete.

„Aber Gott hat mich nicht erhört. Nach einiger Zeit kommen alle zurück und die beiden Johansons auch und gehen ganz ruhig. Beide waren aber bleich wie Leinwand. Ich seufze und gehe wieder an die Arbeit und wir treiben das Vieh aus, an das Flußufer, nach der Riegenseite. Nun hatten wir damals im Riegenfelde die Brache, und das Gänsemädchen, die Mahling — sie ist nachher beim großen Brande in Nassiten im Viehstall verbrannt — hat auch ihre Gänse darauf und kommt zu mir und bittet mich, sie zu lehren, wie man Fingerhandschuhe strickt, denn das verstand sie noch nicht. Wir setzen uns also beide auf eine hohe Stelle am Ufer. Da steht er plötzlich vor uns und sieht uns an. Ach du mein Gott, sag' ich, wie seht Ihr aus, Jakob! Da geht er zum Fluß hinunter und stößt das Boot ins Wasser und steigt ein. Und wie das Boot vor dem Stein ist, gerade über der tiefen Stelle, da wirft er die Stange weg und springt ins Wasser. Wir springen auf und laufen auf den Hof zu und schreien was wir können: Rettet, rettet! Aber wie sie endlich kamen, da war es zu spät. Der Bruder fand ihn erst, wie es schon dunkel war."

Thereſe hatte ſchweigend zugehört. Kaltes Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, ſie fühlte, wie es lähmend die ſtarre Hand auf ihre Glieder legte. Sie ſah nicht, wie die Sonnenſtrahlen in den Thautröpfchen funkelten, ſie hörte nicht, wie die Vöglein ſangen — ſie erblickte nur ein todtblaſſes Menſchenantlitz und vernahm nur das Rauſchen der über einem Menſchenleibe aufſpritzenden Flut. Es war ihr, als ob dieſer eine Fall im einzelnen widerſpiegele, was ſich im großen auf dem Boden der Heimat abgeſpielt hatte. Ein ungeheurer Frevel wurde hier einſt verübt, ein ganzes Volk wurde hier in den Tod getrieben, ſchlimmer noch, in die wunſchloſe Knechtſchaft. Ein tiefes Mitleid mit den Johanſons erfaßte ſie. Sie fühlte im innerſten Herzen, daß ſie im einzelnen und im ganzen Partei nahm für die Bedrängten gegen die Bedränger, obgleich dieſe ihre eigenen Blutsverwandten, ihre Väter waren.

Aus dem Graſe ſchlüpfte ein Mäuschen hervor auf den Kiesweg und blickte behaglich um ſich. Es war, als ob das Thierchen ſich des ſchönen Morgens freue. Da ſtieß in ſchrägem Fluge vom Birnbaume ein Würger herab, ergriff es und ſchleppte es mit ſich fort. Es ging Thereſe wie ein Stich durchs Herz: überall Qual — Qual allüberall.

Achtzehntes Kapitel.

Patrioten und Koloniſten.

Der Weg nach Naſſiten führte zwar durch die Ebene, die Landſchaft bot aber in ihrem ſteten Wechſel von Kornfeldern, Wäldchen und Wieſen immerhin einen anmuthigen Anblick. Erſt wenn man die Region der ſchier endloſen Naſſitenſchen Kornfelder erreicht hatte, hörte jede Mannigfaltigkeit auf, und die Straße lief ſchattenlos ſchnurgerade auf das Gut zu.

Auf dieſer Strecke begegnete Werner, als er nach Naſſiten fuhr, ſeinem Onkel. Die Sonne ſchien unerträglich heiß, und der Staub lag faſt zollhoch, aber beides ſchien dem Senateur ganz recht zu ſein.

Er trug eine kurze, enganschließende Jacke aus Wildleder, hatte das Haupt mit einem Käppi bedeckt und schlenderte so behaglich einher, wie an einem kühlen Frühlingsmorgen.

Werner hielt und forderte den Onkel auf, zu ihm in den Wagen zu steigen. Der Senateur war auch gleich bereit, der Aufforderung Folge zu leisten. „Du bringst mich zwar um einen schönen Spaziergang," sagte er, „aber Deine Gesellschaft ist mir mehr werth."

„Ich bewundere Deine Abhärtung, lieber Onkel," sagte Werner. „Ich könnte es, glaube ich, nicht ertragen, mich in solcher Weise der Mittagssonne auszusetzen."

„Du liebst die Mittagsstunde nicht? O, da thust Du sehr unrecht. Die Natur ist immer gleich schön, und die Geheimnisse der Mittagsstunde sind nicht weniger reizvoll, als die des Morgens oder des Abends. Eine so absolute Stille wie zu dieser Zeit gibt es sonst schlechterdings nicht. Nichts regt sich jetzt, jedes Wollen hat aufgehört, man braucht es nur der Natur nachzumachen und man hat das absolute Nirwana, das selige Nichts."

Als die beiden in Nassiten eintrafen, fanden sie die Familie auf der in den Garten führenden, schattigen Veranda. Man hatte es sich hier auf Strohstühlen bequem gemacht und wartete die Mahlzeit und die dann eintretende Abendkühle ab, da die Hitze für jetzt allen gewöhnlichen Sterblichen jede Bewegung verbot.

„Nun, wie haben Sie sich denn im Lande eingelebt, lieber Vetter?" fragte der Nassitensche, nachdem die Begrüßung vorüber war und man wieder Platz genommen hatte.

„O, ich danke Ihnen, Herr von Hennematt, sehr gut."

„Nicht wahr? Es lebt sich behaglich im Gottesländchen. Hier ist doch noch nicht alles aus Rand und Band, wie in Deutschland. Man weiß hier doch noch, wer unsereiner ist, man sieht doch noch wie? und wo?"

Der Nassitensche sagte das alles sehr langsam — so, als ob er eben im Begriff wäre, einzuschlafen und nur noch zu seiner Frau spräche, und sah dabei alle Anwesenden der Reihe nach an.

„Warum lebst Du denn aber nicht im Lande, wenn Du hier alles so schön findest?" fragte der Senateur, der sich im Schaukelstuhl hin und her bewegte.

Der Nassitensche blickte den Sprecher eine Weile groß an. Dann sagte er: „Aber lieber Werner, weißt Du denn nicht, wem ich dieses Opfer gebracht habe?“

Der Senateur lachte. „Ja, Du mit Deinem Opfer! Du hättest Deine Tochter auch im Lande erziehen können, aber es hat Dir hier unter den Brüdern vom Pfluge und der Sense nicht gefallen. Da liegt der Hund begraben.“

Der Nassitensche zuckte die Achseln. „Du bist ein Junggeselle,“ erwiderte er, „Du weißt nicht, was ein Vater für sein Kind thut.“

„Jawol. Ein Vater entschließt sich sogar im Interesse seines Kindes, Tag für Tag am Nachmittage auf der Brühlschen Terrasse Kaffee zu trinken und Montags und Donnerstags mit seinen Freunden L'hombre zu spielen. Es ist höchst charakteristisch für Euch Hochtorys, daß gerade Ihr, die Ihr das Land so preist, es so viel Ihr könnt vermeidet, Euch persönlich an den heimischen Zuständen zu erfreuen.“

Peter Hennematt fühlte, daß dieser Angriff zurückgewiesen werden mußte, aber er ahnte auch, daß es damit nicht sein Bewenden haben würde, und er sprach doch so ungern! In solchen Fällen warf er seiner Frau einen hilfesuchenden Blick zu, und diese übernahm es dann, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Er selbst beschränkte sich darauf, aus seinen großen, etwas hervortretenden Augen einen der Anwesenden nach dem anderen anzusehen.

„Lieber Vetter,“ begann Frau von Hennematt, „ich verstehe nicht recht, wo Sie hinauswollen. Es liegt doch nichts unrechtes darin, wenn wir, um unserer Tochter eine bessere Erziehung geben zu können, für eine Weile der Heimat den Rücken kehrten und nach Dresden zogen?“

„Gewiß nicht,“ war die Antwort, „obgleich ich noch nie gehört habe, daß ein sächsischer Gutsbesitzer nach Riga gezogen ist, um seine Tochter dort zu erziehen. Aber warum kehren Sie denn nicht jetzt zurück, wo Josephine doch längst erzogen ist?“

Frau von Hennematt ließ sich nicht verblüffen. — „Wenn wir einen Sohn hätten,“ erwiderte sie, „wäre das wol längst geschehen, so aber halten wir uns für berechtigt, dort zu wohnen, wo ein langjähriger Aufenthalt uns viele liebe Freunde erworben hat. Es ist

im Grunde ja ganz einerlei, ob wir den Winter in Dresden oder in Mitau verbringen."

„Oh! Oh!" rief der Senateur, indem er aufsprang, „wie Sie sich selbst täuschen, Cousine. Das, was Sie forttreibt, ist das liebe Junkertum, das sich hier unter leidlichen Formen bräsig macht. Nun sind Sie und die Ihrigen aber zu gebildet, um an den Brüdern, zumal an den jungen, viel Gefallen finden zu können. Darum gehen Sie fort."

„Aber lieber Vetter, ich muß das doch besser wissen."

„Im Gegentheil, im Gegentheil. Sich selbst erkennen ist bekanntlich die schwerste Kunst. Sie wollen im Sommer und Frühling Ihres Lebens nicht in einer von allen Seiten durch Bretter verschlossenen Laube sitzen, und ich will es in meinem Herbste auch nicht. Zu einer solchen Laube haben aber etliche ehrgeizige Literaten und ein paar Dutzend Edle, die in Verlegenheit kämen, wenn sie angeben sollten, in welchem Lande Prag liegt, unser Gottesländchen gemacht."

„Nicht zu einer Laube, lieber Vetter, nein, zu einer uneinnehmbaren Festung haben wir unser Land gemacht, und das thut wahrlich noth."

„Aber beste Cousine, wenn man heute Nassiten in eine Burg verwandelte, so würde jedermann darüber lachen und Sie am meisten. Wozu wollten Sie wol Ihren Park niederhauen, um ihn in ein Glacis zu verwandeln, und Ihr bequemes, luftiges Landhaus in ein finsteres, dumpfes Kastell? Wohnt es sich denn hier unter den derzeitigen Verhältnissen nicht ungleich angenehmer?"

„Gewiß, aber als unsere Vorfahren vor 600 Jahren ins Land kamen, da bauten sie sich nicht luftige Landhäuser, sondern dumpfe Kastelle. Sie hätten wol auch lieber erstere bewohnt, aber die Rücksicht auf ihre Sicherheit ließ es nicht zu. Wer als Herr im fremden Lande unter fremdem, widerwillig gehorchendem Volke sitzt, der muß Schwert und Schild näher zur Hand haben, als den Spaten."

„Da haben wir es: wer als Herr, im fremden Lande, unter fremdem, widerwillig gehorchendem Volke sitzt! Der Ausspruch ist klassisch für Euch Kolonisten. Seit 600 Jahren wohnt Ihr in unserem Lande, verkehrt Ihr täglich mit unserem Volke,

aber Ihr seid immer noch die fremden Herren, Ihr seid immer noch die Deutschen über den Letten, Ihr seid immer noch nicht Patrioten, sondern Kolonisten! Empört sich denn nicht jede Fiber in Euch wider diese Vorstellung und schreit: Kurländer sind wir und nicht Deutsche, unsere Landsleute, unsere Volksgenossen sind die lettisch redenden Kurländer, deren Wohl ist unser Wohl, deren Wehe ist unser Weh!"

„Nicht im mindesten, lieber Vetter. Meine Fibern sind ganz zufrieden, in einer Person zu stecken, die einem deutschen Herrengeschlecht angehört, das es verstand, sich ein fremdes Volk mit Waffengewalt zu unterwerfen und dann seine Herrschaft so viele Jahrhunderte hindurch durch Klugheit zu behaupten. Ich bin eine Deutsche, nicht mehr und nicht weniger. Das Wohl und Wehe der Letten geht mich nur in soweit etwas an, als durch die Berücksichtigung desselben nichts an unseren historisch überkommenen Verhältnissen geändert wird."

„Ich kann nicht umhin, mich zu freuen, daß wir ganz unter uns sind, Cousine. Im neunzehnten Jahrhundert dürfte diese Herrentheorie einiges Aufsehen erregen."

„Glauben Sie, daß ich mich dadurch abhalten ließe, sie vor aller Welt zu entwickeln? Die modernen Ideen haben es glücklich soweit gebracht, daß der Deutsche jetzt nur als Knecht ins Ausland geht. Soll ich mich dadurch abhalten lassen, stolz darauf zu sein, daß meine Ahnen anders thaten? Mir ist das Gedeihen eines einzigen deutschen Edelmanns in Kurland mehr werth, als das Glück des ganzen Lettenvolkes."

„Aha! Das alles gilt also nur vom Edelmann!"

„Ja. Was gehen uns im Grunde die Deutschen an, die unseren Bahnen folgten, weil sie wußten, daß, wo der Löwe jagt, auch für die Hyäne etwas abfällt? Sie hassen uns, wie ich glaube, nicht weniger, als die Letten. Das schadet auch nichts, so lange sie ohnmächtig sind. Gefährlich wird die Sache erst, wenn das sentimentale Gerede von Landsmannschaft mit unseren Brahlingen (Brüderchen, Spottname für die Letten) — Sie verzeihen, Vetter, wir nehmen einander ja nichts übel — auch unter uns Platz greift. Das könnte wirklich der Anfang vom Ende werden. Glauben Sie denn, daß, wenn die Letten die Oberhand bekämen, sie sich durch solche liberale Erwägungen abhalten ließen, den Spieß umzudrehen und uns aus dem Lande zu treiben?"

„Es ist sehr wohl möglich, daß es auch unter unseren lettisch redenden Landsleuten welche gibt, die in diesem Falle so denken würden, wie Sie, es ist sogar wahrscheinlich, gewiß aber ist, daß, wenn eine dieser extremen Parteien jemals die Oberhand im Lande gewinnen sollte, dasselbe verloren wäre. Was man bei uns immer von konservativ und liberal spricht, ist eitel Thorheit. Der große Gegensatz, der unser Land zerreißt, ist der der Kolonisten und der Patrioten. Bleibt Ihr am Ruder, wie Ihr es leider Gottes noch seid, so ist alles verloren. Noch ist es Zeit, daß sich eine große Patriotenpartei von Balten bildet, die nichts weiter sein wollen, als Balten, ohne Unterschied der Sprache, und die Extremen an die Wand drücken, aber wahrlich, es ist der letzte Augenblick. Noch kann diese Partei unsere beiderseitige, engverschwisterte, reiche, schöne Eigenart retten, noch kann sich hier fröhlich aufblühendes Leben entfalten, aber laßt erst die Letten zu der Ueberzeugung kommen, daß wir Deutschen noch immer die fremden Kolonisten sind — und wir alle sind verloren, Deutsche und Letten — mehr als das — wir haben nichts besseres verdient, als verloren zu sein. Der deutsche Kurländer ist eine Karrikatur und der lettische Kurländer nicht minder. Nur der schlichte Kurländer verdient zu leben."

In diesem Augenblicke öffneten die Diener die Flügelthüren und meldeten, daß angerichtet sei.

Werner war, wie die übrigen, ein schweigender Zuhörer der lebhaften Debatte gewesen. Erschien ihm der reine, nackte Herrenstandpunkt, wie die Baronin ihn vertrat, auch ungeheuerlich, so mußte er den Muth doch bewundern, mit dem die Dame für Ansichten eintrat, die für veraltet zu halten wir alle übereingekommen sind. So, wie die Nassitensche Frau, so klug, scharf und hart, mochte einst die erste Frau Hennematt ausgesehen haben, als sie mit ihrem Manne über den „Undeutschen" waltete. Werner hatte unwillkürlich auch nach der Tochter hinübergeblickt. Er fand, daß auch ihr die Worte der Mutter gut zu Gesicht gestanden hätten. Die junge Gräfin hatte fast ganz weißes Haar, und die launische Natur hatte ihr ein paar kleine, schwarze Muttermale ins Gesicht gesetzt, welche ihre zarte Haut nur noch weißer erscheinen ließen. Da sie ihr Haar überdies ganz nach

dem Muster des Rokoko frisirt hatte, so sah sie in der That, wie der Typus einer Marquise des ancien régime aus.

Werner führte die Gräfin und konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Theilen Sie die Ansichten Ihrer Frau Mutter, gnädige Frau?"

„Durchaus," war die Antwort. „Auch ich glaube, daß wir sein müssen, was wir sind, oder gar nichts sein werden."

„Aber warum? Würden wir uns nicht dadurch, daß wir freiwillig die Letten emanzipiren, ihre Dankbarkeit sichern, ihr Interesse mit dem unsrigen verschmelzen und dadurch unsere Position stärken?"

Die Gräfin lächelte verächtlich. „Glauben Sie denn wirklich noch an Dankbarkeit seitens irgend eines „Volkes?" Was ist denn „das Volk?" Das „Volk" ist überall die Kanaille. Das Wort des Fürsten Windisch grätz, daß der Mensch erst beim Baron anfange, ist nur zu wahr."

„Sollte es nicht doch sehr übertrieben sein, Frau Gräfin?"

„Misverstehen Sie den Fürsten und mich nicht. Er hat mit seinem Ausspruche gewiß nicht sagen wollen, daß sich nicht in allen Ständen Personen finden, die durch edle Gesinnung ausgezeichnet sind — das Wort hat nur den Sinn, daß sich im großen und ganzen, im Durchschnitt nur unter dem Adel wirkliche Seelengröße findet. Das Volk ist überall eine Herde, die dem Erfolg zujauchzt."

„Sie urteilen aus den Verhältnissen Ihres Adoptivvaterlandes heraus."

„Ja, das thue ich. Wie soll ich anders. Ich habe gesehen, wie das „Volk" dem Könige zujubelte, als er eine Nacht in unserem Schlosse verbrachte, wie es uns die Zäune abbrach in dem Wunsche, ihn zu sehen, und die Bäume unseres Parkes ihm zu Ehren entblätterte. „Das Volk jauchzt seinem geliebten Monarchen zu," hieß es damals. Und jetzt? Wenn heute der preußische König nach Hannover käme, das „Volk" brüllte ihm jetzt ebenso zu und schwenkte wieder die schmutzigen Mützen, und träte sich wieder mit den Absätzen auf die Plattfüße wie damals. Das „Volk" würde wieder „dem geliebten Monarchen zu jauchzen." Natürlich, der Welfe hat nichts mehr zu vergeben, keine Stellen, keine bunten Bänder, keine Titel, wol aber der Hohenzoller. Darum nieder mit dem Welfen, der Hohenzoller hoch!"

Die blauen Augen der Gräfin blitzten zornig, und die Hand, mit der sie die Gabel zum Munde führte, zitterte.

„Und nun frage ich Sie, wer blieb dem unglücklichen Fürsten treu? Der Adel. Wer verließ um seinetwillen das Vaterland und diente im fremden Heer als Söldner? Der Adel. Wer widerstand allen Lockungen der neuen Machthaber? Der Adel."

„Doch nicht nur er. Auch die Geistlichkeit."

Ueber die Stirn der Gräfin flog es wie ein Schatten. „Ja," sagte sie, „aber wäre sie treu geblieben, wenn der Adel gewankt hätte? Schwerlich. Und dann die übrige „Intelligenz!" Dieses Geschmeiß begreift es gar nicht einmal, daß man ein Fürstenhaus, dem man 600 Jahre gedient hat, nicht fallen läßt, wie einen Handschuh. In den Augen dieser Leute ist jeder, der deutsche Treue übt, dieselbe deutsche Treue, auf die sie doch in ihrer Weltgeschichte und Literaturgeschichte so stolz sind, ein kompletter Narr. Nein, Herr von Hennematt, sprechen Sie mir von allen Schrecken, aber vom „Volke", und nun gar vom Brillen tragenden Volke sprechen Sie mir nicht. Brrr!"

„Aber die Preußen, Josephine, die Preußen," rief der Senateur neckend, der sich bisher mit dem Nassitenschen über die beste Art, Rheinwein zu kühlen, unterhalten hatte.

„Oh, über Ihre Preußen! Dieser selbe Bismarck, den sie jetzt so verehren, dessen Bild in jeder Hütte hängt und auf jedem Pfeifenkopfe prangt, wäre er damals unterlegen — sie hätten ihn mit ihren schwieligen Fäusten durch die Straßen geschleift, und ihm mit ihren Stahlfedern die Augen ausgestochen. Plebs ist Plebs, er sei nun Lette, Preuße oder Hannoveraner, und wer das Jahr 1866 erlebt hat, der weiß für Lebenszeit, was Plebs ist."

„Sie sind zu spät geboren, Josephine, Sie und Ihre Mama. Die Natur hatte Sie eigentlich dazu bestimmt, in einer schwerfälligen Kutsche zu Hofe zu fahren, mit gepuderten Haiducken hinten und vorn."

„Mag sein, lieber Onkel. Jedenfalls hätte ich mich damals ebensowenig wie jetzt für das „Volk" begeistern können."

„Ich," sagte der Nassitensche, indem er sich den Mund wischte, „bin nie über die Landstraßen hinweggekommen."

Alle blickten ihn verwundert an. „Was meinst Du, Peter?“ fragte der Senateur.

„Ich meine,“ war die Antwort, „daß, wenn wir thäten, wie Ihr wollt, und unsere Privilegien aufgäben, die Landstraßen bei uns nicht mehr so gut sein würden, wie bisher, und in diesen Dingen sind die Landstraßen doch die Hauptsache.“

„Aber warum sollten sie dann schlechter werden?“

„Warum? Nun, warum sind sie denn jetzt in Lithauen so schlecht? Die haben doch Anschluß ans Reich. Sehen Sie, lieber Vetter“ — hier wandte er sich an den Lindenhöfschen — „darum sagte ich vorhin, daß ich nie über die Landstraßen hinweggekommen sei.“

„Ich verstehe Sie sehr wohl,“ erwiderte Werner. „Sie meinen, daß wir auch materiell besser gedeihen, weil wir eine historisch überlieferte Selbstverwaltung haben.“

Der Nassitensche nickte. Er war mit dem jungen Vetter sehr zufrieden. „Bravo,“ rief der Senateur. „Also auch Du, mein Sohn Brutus! Ja, so macht Ihr Kolonisten es. Sprechen wir Patrioten von einem engen Anschluß ans Reich, so thut Ihr, als ob wir nun gleich alles niederhauen wollten, was in 600 Jahren hier gewachsen ist. Auch wenn wir unsere Landesverfassung nach der russischen modifiziren, werden wir doch immer die Alten sein, Leute, denen die Selbstverwaltung lieb und vertraut ist. Wir werden auch dann gute Wege haben.“

„Zugegeben,“ rief die Nassitensche Frau, „aber wer garantirt uns dafür, daß wir nach einem Jahr noch dieselbe Verfassung haben? Die unsrige hat die Arbeit von 600 Jahren mühsam in den Fels geritzt, die russische hat ein Minister mit flüchtigem Griffel auf eine Schiefertafel geschrieben. Wie, wenn ein anderer Minister kommt und nimmt einen großen Schwamm und macht ihn naß, und wischt damit die ganze Geschichte weg? Was wird dann aus unseren Wegen?“

„Nun, das kann jetzt nicht mehr vorkommen.“

„Warum nicht? Was hat nicht schon alles auf der russischen Tafel gestanden! Und wo ist es geblieben? Die Russen wohnen in hölzernen Häusern, die ihnen die Beamten bauen. Werden diese alle zwanzig Jahre umgebaut und alle vierzig Jahre niedergerissen, so sind

sie bald wieder ersetzt. Wir aber haben uns unsere Burg in harter, durch Jahrhunderte währender Arbeit selbst erbaut und sie mit unserem Blute gekittet. Wird sie uns zerstört, so sind wir für alle Zeit obdachlos."

„Aber wenn nun die Leute nicht mehr in dem alten Dinge hausen wollen? Wenn sie lieber in einem bequemen Holzhause wohnen, das ihnen wohlwollende Beamte gebaut haben, als in der alten Zwingburg? Was dann?"

„Nun, wenn die Leute das wirklich lieber wollen, dann mögen sie uns das Haus über dem Kopfe abbrechen. Jedenfalls dürfen sie nicht verlangen, daß wir das mit eigenen Händen besorgen. Ich glaube übrigens auch nicht, daß sie es wollen. So klug sind selbst unsere Brahlingen, um einsehen zu können, daß, wenn der Onkel Nikolas sie erst in seinen Sack gesteckt hat, es mit dem Lettentum ebenso zu Ende ist, wie mit dem Deutschtum. Und dann, wer sind denn die Letten? Es sind Bauern, von des Gedankens Bläße nicht angekränkelte, positive Menschen. Sie wissen sehr wohl, daß ihre Höfe dadurch nicht größer werden, daß einige von ihnen auf dem Landtage mit räsonniren, und daß schon jetzt einem jeden von ihnen die Bahn zu jeder Art von Erwerb offen ist."

Der Senateur schüttelte den Kopf. „Das, was Sie sagen," erwiderte er, „klingt ja ganz plausibel, ist aber doch durchaus irrig. Sie lassen eben einen Faktor konsequent bei Seite, die Bedeutung der Idee nämlich. In einem Lande, in welchem jedes Kind die Schule besucht, denkt auch die Masse nicht mehr nur an den materiellen Nutzen. Wie jeder von uns den Eintritt in die vortheilhafteste Stellung mit Entrüstung zurückweisen wird, falls sie nur durch das Opfer der Ehre erkauft werden kann, so würden sich unsere nichtadligen Landsleute auch mit der besten Verwaltung nicht zufrieden geben, wenn diese ganz in den Händen des Adels bleibt. Man kann das von einem gewissen Standpunkte aus für sehr thöricht halten, aber ich kann diesen Standpunkt nicht billigen, und ich freue mich, daß die Gesinnung, die vielleicht früher nur dem Adel eigen war, nun in die weitesten Kreise gedrungen ist. Ich bin kein deutscher Edelmann in Ihrem Sinne, ich bin nur insoweit Edelmann, als ich stolz darauf

bin, einer Familie anzugehören, die so lange in diesem Gotteslande wohnt. Ich will nicht der Herr sein, der durch Gewalt und List über stumme Sklaven und rechtlose Freie herrscht, ich will nur nach Geburt und Tüchtigkeit einer der ersten sein unter meinen freien und gleichberechtigten Landsleuten. Ich sage es mit Stolz: Ich bin kein Kolonist, ich bin ein Patriot."

„Und ich," rief die Baronin rasch, „sage mit nicht minderem Stolze: Ich bin hier keine Patriotin, denn mein Vaterland ist Deutschland, ich bin hier eine Kolonistin und mein Mann ist ein Kolonist. Aber für heute genug davon. Die Gegensätze, die uns beherrschen, sind so alt, wie die Geschichte dieses Landes."

Das Gespräch nahm nun eine Wendung, und man führte eine leichtere Konversation. Als Werner nach Hause fuhr, begleitete ihn der Senateur noch eine Strecke weit. „Ich habe die Nassitenschen wirklich herzlich lieb," sagte er unterwegs. „Es sind offene, treue und gute Menschen, — auch der Peter ist durchaus nicht so dumm, wie er aussieht, im Gegentheil, er hat es faustdick hinter den Ohren — aber es ist, als ob sie, wie der fahrende Schüler im Märchen, anno 1468 eingeschlafen und jetzt eben erst erwacht wären. Sie sind in keiner Beziehung moderne Menschen, sie stehen durchaus im Banne der Vergangenheit."

„Gewiß, lieber Onkel," erwiderte Werner, „aber wer von uns steht nicht in ihrem Banne?"

Neunzehntes Kapitel.

Hin und her.

Am nächsten Tage kam der Senateur nach Lindenhof. Er ließ sich von Werner überall umherführen und sprach sich sehr befriedigt aus. „Du hast eine herrliche Besitzung," sagte er, „und sie ist nicht vergeblich so lange von dem Neuhöfschen bewirthschaftet worden."

Werner unterdrückte nur mit Mühe einen Seufzer. Sein schöner Besitz, den er unter anderen Umständen als ein hohes Gut angesehen

haben würde, erschien ihm jetzt als eine unerträgliche Last. Was half ihm aller Reichtum, wenn derselbe ihn von der trennte, in der für ihn alles Glück verkörpert war?

Werner fuhr am anderen Morgen nach Neuhof. In der Bedrängnis, in der er sich befand, trieb es ihn unwiderstehlich, die Dinge, die, wie er fühlte, seinen Sinn verwirrten, einem Freunde anzuvertrauen. Da nun Eberhard in diesem Falle ausgeschlossen war, so blieb ihm nur Tante Evchen übrig.

Werner hatte seine Fahrt so früh als irgend schicklich war angetreten und traf daher schon um zehn Uhr in Neuhof ein. Der Onkel war, wie Werner gehofft hatte, nicht zu Hause, die Tante aber hatte ihren Rollstuhl auf den Balkon bringen lassen und erfreute sich dort an der warmen Luft. „Lieber," rief sie, sobald sie Werner gewahr wurde, „ist es denn wirklich wahr, daß die Nassitenschen angekommen sind und Werner Froburg, und daß Ihr beide gute Freunde seid? Nein, wie mich das freut, Wernerchen. So — gib mir noch einen — so — nun setze Dich her. Aber ist er nicht ein wunderlicher Kautz? Lieber, er erinnert mich immer an ein Pferd, auf dem man einen weiten Ritt gemacht und dem man dann den Sattel abgenommen hat. Es wirft sich auf den Rücken, wälzt sich hin und her und strampelt mit den Beinen vor Vergnügen. Du mußt aber nicht glauben, Wernerchen, daß er immer so faul ist, nein, er soll vielmehr der fleißigste Senateur sein, den es je gegeben hat. Nein, wirklich. Habt Ihr schon? Hm?"

„Nein, Tante. Bisher noch nicht."

„Nun, das wird schon kommen, Wernerchen. Beeile Dich nicht damit, laß ihn lieber davon anfangen. Lieber, wer zu schweigen versteht, ist immer sehr im Vortheil. Wie gefällt Dir Josephine?"

„Ich kenne die Dame ja noch so gut wie gar nicht. Sie hat jedenfalls etwas sehr eigenartiges."

„Nicht wahr? Etwas sehr eigenartiges. Das war gut gesagt — das hat sie. Aber, was mir vielmehr am Herzen liegt — wirst Du Dich in sie verlieben?"

Werner fühlte, daß es jetzt galt, die Gelegenheit zu ergreifen. „Nein," sagte er sehr ernst und über und über erröthend, „das ganz gewiß nicht."

Tante Evchen sah den Neffen an, wie ein Kind, das nicht recht weiß, ob der Vater scherzt, oder es ernst meint. „Lieber," sagte sie ängstlich, „Du hast Dich doch nicht schon verlobt?"

„Nein, Tante, das noch nicht, aber ich liebe sie."

„Lieber, das kann sehr wohl sein, — ja, ich glaube es selbst — ich bin ja auch verliebt in sie — aber ich kann sie doch nicht heirathen — und Du auch nicht."

„Das ist es eben, Tante, was ich mit Dir besprechen wollte."

„Aber Lieber — ich verstehe Dich nicht, Lieber — Du weißt doch — wenn Du sie heirathest, mußt Du ja Lindenhof aufgeben."

„Tante," sagte Werner, indem er näher heranrückte und die Hand der Dame ergriff, „das würde mir auch schwer werden — sehr schwer — aber es ist nicht das größte Hindernis. Dieses besteht für mich darin, daß ich nicht weiß, ob ich meinem todten Vater die Treue brechen darf."

„Was heißt das, Lieber? Ich verstehe Dich nicht."

„Nun, Tante, wie jene Testamentsbestimmung beweist, war es doch sein dringender Wunsch, daß ich nur eine Ebenbürtige heirathe."

„Lieber, das ist das wenigste. Weshalb traf er denn jene Bestimmung? Doch nicht aus Rücksicht auf den Stammbaum, sondern weil er fürchtete, Densborn könne Dich mit irgend einer seiner Verwandten verheirathen. Mit denen hat sie ja aber nichts zu thun. Nein, Wernerchen, deshalb mache Dir keine Sorge, das ist dummes Zeug, aber Lindenhof, Wernerchen, Lindenhof und dann der alte Proßnitz, und dann der Skandal! Lieber, das ganze Land wird vier Wochen lang von nichts anderem reden, als von Euch! Und dann die alte Standesperson! Lieber, graust Dir denn nicht davor, daß er Dir seine Patschhand segnend auf den Kopf legen wird?"

„Also Du glaubst wirklich, daß die Testamentsbestimmung nur gegen die Densborns gerichtet ist?"

„Ohne Zweifel. Wie sollte Dein seliger Vater sonst auf den Gedanken gekommen sein? Lieber, wer nicht Erbsen bulstert, spricht doch nicht vom Erbswurm. Nein, deshalb mach Dir keine Sorge; Dein Vater hätte, wenn er lebte, wol auch nur gegen den Baum etwas einzuwenden, auf dem diese köstliche Frucht erwuchs. Aber

Lieber, denke Dir doch die alte Standesperson am Hochzeitstage: im zu engen Frack, in weißen Handschuhen mit zu langen Fingerspitzen, ein wenig angetrunken! Und dann das ewige, offene Ducken vonwegen Deines Adels, wenn Ihr zusammen seid, und das ewige versteckte Renommiren mit Deinem Adel, wenn Ihr getrennt seid! Ihr werdet Euch drei Garnituren Speibecken für jedes Zimmer anschaffen müssen, sonst spuckt er Euch auf die Teppiche. Und dann Du selbst — was willst Du eigentlich unternehmen? Du hast ja den Proßnitz ohnehin soviel gegeben, daß Dir außer Lindenhof nur herzlich wenig noch geblieben sein kann."

„Wer hat Dir gesagt, daß ich den Proßnitz Geld geliehen habe?"

„Sie selbst. Lieber, es lag ihr gewiß daran, daß wir rechtzeitig davon erfuhren, damit es nicht etwa darnach aussah, als ob sie Dich meuchlings plünderten. O, ich kenne sie, ich habe ihr das gleich damals angesehen. Lieber, ich sprach absichtlich schlecht von Dir. Da hättest Du sehen sollen, wie die Diamanten funkelten und glühten! Und dann das Roth unter dem bräunlichen Teint! — es war entzückend."

„Vertheidigte sie mich?"

„Das will ich meinen. Lieber, sie stand da, wie eine Löwin, der man das Junge rauben will. Ich sage Dir, ich war hin. Ach ja, Wernerchen, warum kann sie nicht eine Hennematt sein, oder eine Froburg! Aber so — siehst Du — Du könntest doch nur ein Gut pachten und dann — wo Du hinkämst, hieße es: das ist der ehemalige Lindenhöffsche, das ist der Mann, der das und das gethan hat."

„Ja, was hätte er denn aber gethan, Tante? Er hätte —"

„Nun, er hätte sein Erbgut hingegeben, um das Weib seiner Liebe heirathen zu können. Lieber, daß ich Dich tausendmal höher achte und tausendmal mehr liebe, seit ich weiß, daß Du ein solches Opfer bringen kannst, brauche ich Dir nicht erst zu sagen, aber die Menschen — halb sind sie dumm, halb sind sie schlecht, ganz aber hämisch. Nein, es wäre ja nur sehr edel, sehr edel, aber Du darfst nicht so edel sein, Wernerchen."

„Warum nicht, Tante, warum nicht?"

„Lieber, denke doch an Onkel Franz. Er würde es als eine persönliche Kränkung empfinden, und Du hast ihn doch lieb. Und

dann — Du kannst doch nicht auch auf Neuhof verzichten! Glaube nicht, daß ich scherze. Lieber, Franz kann manchmal wirklich sehr eigensinnig sein und sehr hart. Man erkennt ihn dann gar nicht wieder."

Die beiden schwiegen eine Weile und blickten hinaus in den Garten. Der Tag versprach wieder sehr heiß zu werden, die Luft flimmerte schon jetzt.

„Ich weiß wirklich nicht, wie Ihr zusammenkommen sollt, Wernerchen," nahm Tante Evchen das Gespräch wieder auf, „ich sehe noch keinerlei Ausweg, obgleich es mir gerade recht wäre, wenn sich einer finden ließe. Lieber, was gäbet Ihr beiden für ein hübsches Paar ab, und die alte Standesperson stirbt vielleicht bis dahin. Ich denke, daß Dir der Frack brillant stehen muß, und sie im Brautkleide —"

Tante Evchen legte die Spitze des Zeigefingers und des Daumens an den Mund und warf Werner ein Kußhändchen zu. „Aber es geht wirklich nicht, Wernerchen, es geht nicht."

„Tante," sagte Werner entschlossen, „es wird doch gehen."

„Lieber, thue nur keinen übereilten Schritt. Es hat ja unter allen Umständen gar keine Eile. Warte jedenfalls bis zum Herbste. Kommt Zeit, kommt Rath. Und nun wollen wir heute kein Wort mehr davon sprechen. Lieber, ich bekomme sonst Kopfweh."

„Gut," erwiderte Werner, „für heute soll es gelten."

Es war ihm, als ob ihm eine schwere Last vom Herzen genommen sei. Die Tante hatte durch ihre ganze Ausdrucksweise, sehr gegen ihren Willen, seinen Muth gehoben und ihm ein festes Vertrauen eingeflößt. Ja, das Ziel, nach dem er strebte, war der höchsten Anstrengung werth, und er befand sich auf dem richtigen Wege, um es zu erreichen.

Werner bemühte sich aufrichtig, mit Interesse auf Tante Evchens Geplauder einzugehen, aber er war zu sehr von einem Gedanken beherrscht, um auch nur einen leidlichen Gesellschafter abzugeben. Tante Evchen verstand ihn und hielt ihn nicht zurück, als er aufbrach. „Lieber," sagte sie, „ich sehe, daß die Zugzeit begonnen hat, und mache die Thüre des Käfigs auf — fliege."

Als Werner im Wagen saß, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wie, wenn er jetzt geradeswegs nach Inselhof fuhr und Therese

bat, seine bescheidene Zukunft zu theilen? Wie, wenn er sein Erbe von sich warf, den Bann der Vergangenheit einfach brach, und sich nun ganz aus eigener Kraft ein neues Leben schuf?

Der Gedanke überkam ihn mit Allgewalt und wurde zum Entschluß. Er verließ den nach Lindenhof führenden Weg und bog zur Ellermündeschen Fähre ab.

Als er die Höhe des anderen Ufers erreicht hatte, sah er den Postboten aus der Thüre der Station treten. Er hielt und ließ sich die Posttasche geben, die zwei Briefe enthielt. Der eine Brief kam aus einem süddeutschen Bade und war von seiner Mutter. Er brachte die Nachricht, daß Werners Lieblingsschwester Marie sich mit einem jungen Grafen, der in der Nähe von L. besitzlich und sehr vermögend war, verlobt hatte. Er enthielt ferner folgende Stelle: „Ich brauche wol nicht erst zu betonen, daß die Aussteuer Mariens künftiger Stellung angemessen sein muß. Daraus resultirt nun aber leider, daß ich nicht umhin kann, Deine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich bedarf, wenn ich alles wohl zusammenhalte, Deinerseits eines Zuschusses von 3000 Thalern, und bitte Dich, mir eine darauf lautende Anweisung zu schicken. Empfange schon jetzt unseren besten Dank. Gestern unternahmen wir eine Partie zur Klosterruine ꝛc."

Der zweite Brief kam aus Berlin und enthielt einen verzweifelten Hilfsschrei des ältesten Bruders. Er hatte unglücklich gespielt, war in die Hände von Wucherern gefallen und stand nun vor der Wahl entehrt zu sein, oder sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Es handelte sich um 2000 Thaler.

Werner fuhr weiter, aber nur noch im Schritt. Konnte er Lindenhof jetzt schon aufgeben und dem Zuge seines Herzens folgen? Konnte er sich selbstsüchtig all den Ansprüchen, welche die Seinigen erhoben, versagen und nur nach dem Glücke greifen? War sein Glück nicht sicherer begründet, wenn er sich vorher in harter Arbeit die Mittel erwarb, um Eberhard ein gesichertes Loos zu bereiten und sich selbst so zu stellen, daß er auch den jüngeren Geschwistern hilfreich unter die Arme greifen konnte?

Als Werner die Kirche erreicht hatte, hielten die Pferde. Es war drückend heiß, und die Sonnenstrahlen glänzten wieder von dem

Kreuz auf Paulis Grab. Wozu der wol gerathen hätte? Er war im allgemeinen für rasche Entschlüsse, und einer seiner Wahlsprüche hatte gelautet: „Wer Fische schlagen will, darf nicht warten, bis das Eis dick wird“ Und doch — Werner konnte jedenfalls ja auch noch morgen nach Inselhof.

Er trieb die Pferde an und lenkte rechts ab zur Fähre.

* * *

Am Spätvormittage des folgenden Tages erhielt Werner ein Briefchen, in dem Tante Evchen ihn bat, sie in einer dringenden Angelegenheit am Abend zu besuchen. Werner erwiderte natürlich, daß er sich rechtzeitig einfinden würde. Er ahnte nicht, daß der Bote von Lindenhof direkt nach Inselhof ritt und auch dort eine Einladung abgab.

Tante Evchen hatte den ganzen Nachmittag und Abend des vorhergehenden Tages darüber nachgedacht, ob aus Werner und Therese ein Paar werden könne, und sie war zu der Ueberzeugung gelangt, daß es unmöglich sei. Trotzdem schrieb sie am folgenden Morgen noch im Bett die Einladungen. Der Trieb, das schöne Paar beisammen zu sehen, und die Lust, sich an der Verlegenheit dieser schwerfälligen Charaktere zu ergötzen, waren eben unwiderstehlich.

Der Neuhöffsche Reitknecht hatte kaum den Hof von Lindenhof verlassen, als der Senateur denselben betrat. Er war gekommen, um Werner aufzufordern, ihn nach Nassiten zu begleiten, dort zu speisen und dann in Gemeinschaft mit dem Nassitenschen nach Neuhof zu fahren. „Ich denke, wir drei jungen Leute reiten,“ fügte der Senateur lachend hinzu.

So fatal die Verhinderung des viel verheißenden tête à tête mit Tante Evchen auch war, so hieß es hier doch gute Miene zum bösen Spiele machen. Werner begleitete den Onkel und ließ sein Reitpferd nachkommen. Als man aber in Nassiten nach der Mahlzeit aufbrach und die Gräfin im Reitkostüm auf die Freitreppe trat, vor der drei Reitpferde hielten, erklärte der Senateur plötzlich, er ziehe es doch vor zu fahren, und stieg ohne weiteres zu dem Ehepaar in den Wagen. Die Baronin blickte unentschlossen von ihrer Tochter zu Werner, und die jungen Leute konnten eine gewisse Verlegenheit nicht ganz verbergen. Der Senateur machte aber der Szene ein rasches Ende, indem er der

Gräfin ein: „Auf Wiedersehen!“ und dem Kutscher ein „Vorwärts“ zurief.

Die Baronin blickte den Senateur eine Weile unverwandt an und schüttelte den Kopf. „Sie sind ein sehr eigenmächtiger Herr, lieber Vetter,“ sagte sie.

Der Senateur küßte der Dame die Hand und erwiderte lachend: „Gleich soll sich zu gleich gesellen, Cousine. Ich alter Mann hätte da nur gestört. Josephine kann ja doch nicht ihr Lebelang Witwe bleiben. Was meinst Du Peter?“

Der Nassitensche wälzte seine Augen langsam nach dem Senateur hinüber und erwiderte: „Ich meine, daß er für sie zu jung ist. Aber das ist ihre Sache.“

Unterdessen hatte Werner die Gräfin in den Sattel gehoben, und beide ritten im Schritt aus dem Hof.

„Sie leben gern auf dem Lande, Herr Baron?“ fragte die Gräfin.

„Ja, sehr gern,“ erwiderte Werner. „Ich liebe die Natur, und ich finde in dem Verkehr mit ihr immer neues Glück.“

Die Gräfin blickte Werner unter ihren dichten Brauen hervor durchdringend an. Sie glaubte zu bemerken, daß er durchaus nicht wie ein Glücklicher aussah.

„Ich habe oft mit Begeisterung von der Natur sprechen hören,“ sagte sie, „Sie wissen ja wol schon, wie sehr Ihr Herr Onkel für sie schwärmt, aber ich bin so unglücklich organisirt, daß ich nie habe begreifen können, worin ihre Reize bestehen. Mir erscheint die Welt wie ein ungeheurer, sich ewig verschlingender und sich doch zur eigenen Qual stets wieder neu gebärender Organismus, dessen Zweck ich nicht verstehe, dessen Dasein mich daher auch nur verwirrt und peinigt. Ich wünschte, ich könnte mich einmal in die Seele eines Naturschwärmers hineinversetzen, der durch den Anblick eines Sonnenunterganges in eine weihevolle Stimmung versetzt wird. Wenn er ein gebildeter Mann ist, so muß er doch wissen, daß nichts weiter geschieht, als daß die Seite des dummen Erdballs, den wir bewohnen, sich jetzt für so und so viel Stunden von der Sonne abkehrt, und daß diese ihrerseits nichts ist, als eine Anhäufung wüster Gase. Was ist daran poetisch? Ist es nicht schlechtweg unerklärlich, daß die Griechen, denen die Sonne

eine Gottheit war, die mit feurigem Gespann auf dem Himmelsbogen einherfuhr und abends zur Nachtruhe einkehrte, unsere sentimentale Naturbetrachtung nicht kannten, während wir mit dem Spektrum ausgerüsteten Kinder der Neuzeit durch den jedes poetischen Reizes entkleideten Vorgang im Innersten bewegt werden?"

„Mir erscheint dieser Umstand doch nicht so unbegreiflich, Frau Gräfin. Den Alten war die Erde eine beschränkte Fläche, der Himmel eine Glocke, ihnen fehlte der Begriff der Unendlichkeit, und gerade dieser ist es, der uns Modernen das Firmament so anziehend macht. Aus diesem Grunde wirkt auch der Anblick des unendlichen Meeres so überwältigend."

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Ich muß mich wieder schuldig bekennen," sagte sie, „ich bin beim Anblick des Meeres nie den Gedanken losgeworden, daß es keineswegs unendlich ist, man vielmehr nach vierundzwanzig Stunden Dampfschiffahrt am Ende, nämlich an der schwedischen Küste, anlangt."

Werner mußte über die wunderliche Vorstellung lachen. „Zugegeben," sagte er, „obgleich das, was Sie sagen, nur von der Ostsee gilt, immerhin wird das Gefühl der Unendlichkeit Ihnen nicht fremd sein?"

„Ja und nein. Das Gefühl der Unendlichkeit als eine erhebende Empfindung ist mir durchaus fremd, während die Unendlichkeit als eine ungeheure, farb- und tonlose, ängstigende Oede mir nur zu bekannt ist. Ich finde die Vorstellung, daß unser Sonnensystem sich sinnlos durch den Aether wälzt, entsetzlich. Warum ward uns Menschen die unselige Gabe, das alles zu erkennen und die Frage aufzuwerfen, zu welchem Zwecke wir eine uns endlos erscheinende und doch ganz kurze Spanne Zeit hindurch uns auf diesem Erdenklos bewegen, verwirrt durch sich widersprechende Forderungen unseres Geistes, behaftet mit einem Leibe, dessen Wohlsein die Voraussetzung jedes Geisteslebens ist und den doch von allen Seiten her Gefahren bedrohen, ausgesetzt allen Plagen, welche unsere Mitmenschen, die Thier- und Pflanzenwelt, das todte Gestein selbst uns zufügen."

„Nun, sinnlos rollt unser Sonnensystem doch wol nicht durch den Aether, es ist wenigstens im höchsten Grade sinnreich konstruirt. Wenn mich das Bewußtsein von der Unendlichkeit, von dem All so ergreift, so geschieht es, wie ich glaube, weil mein Geist sich als ein Theil

dieses Ganzen erkennt. Sehen Sie, wie eben jetzt alles rings um uns her höchste Lebenslust athmet!"

Sie zogen beide unwillkürlich die Zügel an und ließen ihre Blicke über die weiten Kornfelder bis an den blauenden Wald schweifen. Kein Lufthauch störte die Ruhe der Atmosphäre. Ueber den Feldern zog es dahin wie ein leichter Schleier, im nahen Wäldchen rief die Drossel und aus dem Meer der Halme stieg die Lerche empor zum Himmel, an dem flockige, weiße Wölkchen das Blau noch tiefer erscheinen ließen.

Werners Geist flog wieder, wie oft an diesem Tage, hinüber nach Inselhof zu Therese. Die wußte, warum der Anblick der Natur sie erhob und entzückte. Ihr verkündete der Himmel die Größe des Ewigen. Die Gräfin schwieg auch, aber sie kam von ihren unfrohen Gedanken nicht los. „Was geht denn nun eigentlich rings um uns vor?" fragte sie nach einer Weile. „Steigt denn die Lerche da etwa singend zum Himmel empor, weil sie es vor Jubel über den schönen Abend im dumpfen Kornfelde nicht aushält? Keineswegs, sondern weil sie einem sie vollständig beherrschenden, ihr selbst ganz unbewußten Triebe folgt. Sie muß eben singen und sich erheben, sie würde es auch thun, wenn ihr eben die Jungen im Neste geraubt worden wären. Sie ist trotz ihres uns so wohlklingend erscheinenden Gesanges doch nur ein ganz dummes Thier. Dieses so friedlich erscheinende Kornfeld ist in Wahrheit nur ein Schlachtfeld, in dem zahllose Wesen würgen und gewürgt werden, und auf dem aus tausend Blicken wilde Mordlust starrt und bleiche Todesangst schielt."

„Gnädige Frau," sagte Werner, als sie weiterritten, „Sie sollten sich solchen Gedanken nicht hingeben. Sie stoßen damit den besten Freund von sich, den wir Menschen haben. In dem Gefühl, ein Theil dieses Ganzen zu sein und als solcher theilnehmen zu dürfen, theilnehmen zu müssen an seinen Freuden und Leiden, liegt etwas ungemein beruhigendes. Wer sich bewußt ist, daß er selbst nur ein Stück Natur ist, der ewig alten und ewig jungen Natur, für den verliert der Tod seine Schrecken, der ist durch ihr reiches Leben selbst bereichert, durch ihr Glück selbst beglückt."

Die Gräfin schüttelte energisch den Kopf. „Nein, nein," rief sie,

„ich bin kein Stück der Natur, ich bin etwas ganz anderes. Wenn ich ein Stück der Natur wäre, könnte ich sie nicht als dumm, stumpf und brutal empfinden. Aus den Millionen Fischeiern eines Rogens erwächst kaum ein Fisch, aus zahllosen Knospen wird nur eine Frucht, von tausend Thieren erreicht eines sein natürliches Ende. Wo sind da die Gesetze, die in mir leben und die ich Vernunft nenne? Warum muß die Forelle den Wurm verschlingen, der Hecht die Forelle, der Lachs den Hecht ꝛc. ins Endlose? Warum empfinden wir als gut, was unserer natürlichen Neigung widerspricht, warum ist uns gesund, was unserem Leibe unangenehm ist, warum ist die Welt so durchaus unvernünftig? Warum?"

„Sie berühren die tiefsten Fragen der Menschheit, Gräfin," erwiderte Werner, „und es gibt auf sie keine befriedigende Antwort, wir müßten sie uns denn bei den Christen holen. Faßt man den Lebenslauf des Einzelnen als seine von Gott geleitete Erziehung und die Geschichte der Menschheit als die Erziehung des Menschengeschlechtes zu einem dereinstigen besseren Dasein, so eröffnet sich allerdings die Aussicht auf eine harmonische Weltauffassung."

Die Gräfin blickte Werner mit ihren blanken, klaren Augen fest an. „Ist diese Weltanschauung die Ihrige?" fragte sie.

„Nein," erwiderte Werner, „bis jetzt noch nicht, aber es ist mir so, als ob sie einmal die meinige werden könnte."

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Das Christentum ist wie jede Religion schließlich doch nur ein Rechnen mit unbekannten Faktoren," erwiderte sie. „So lange wir in Kanaan bleiben, ist alles in Ordnung, aber wer es einmal verließ, der findet nicht wieder den Weg hinein. Gott erzieht uns — also wer? Ein Unbekannter. Wozu? Zu einem künftigen, d. h. zu einem wiederum unbekannten Dasein. So fehlt der Entwickelung Anfang und Ende, und wer kann ohne sie zu erkennen die Mitte verstehen? Es gibt ja sehr kluge Menschen, die sich, wie z. B. meine Mama, mit einer doppelten Buchführung helfen, die in allen weltlichen Dingen nur den Gesetzen ihrer Vernunft folgen und diese doch in Bezug auf die wichtigsten Fragen beiseite setzen können, aber ich habe das nie vermocht. Ich habe nie halb sein können, ich bin entweder ganz oder garnicht."

Der feurige Hengst, den die Gräfin ritt, hatte sich bisher nur ungern zu der langsamen Gangart bequemt. Jetzt war ihm die Geduld offenbar ausgegangen, er steilte und warf sich unruhig hin und her.

„Reiten wir eine Strecke Galopp?" fragte die Gräfin. Werner bejahte die Frage und beide ließen den Pferden die Freiheit. Die Gräfin blickte von Zeit zu Zeit auf ihren Nachbar. Werner saß gut zu Pferde, aber sein Jagdpferd konnte mit dem Vollblut der Gräfin nicht Schritt halten, so daß sie ihren Renner verhalten mußte. „Es ist merkwürdig, daß man bei uns, wo doch so viel geritten wird, so wenig auf edles Blut gibt," sagte die Gräfin nebenhin.

„Ich hoffe, bei unserem nächsten gemeinsamen Ausfluge besser beritten zu sein," erwiderte Werner.

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er sie auch schon gern zurückgenommen hätte. Sie bedeuteten wieder eine große Ausgabe.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein hartes Wort.

Als die beiden den Hof erreichten, neigte sich die Sonne schon dem Horizonte zu, und der Staub, den die Hufe ihrer Rosse aufwarfen, erglänzte goldig. Der Neuhöffsche, der sich beim Gehen noch eines Krückstockes bediente, kam ihnen entgegen, reichte der Gräfin den Arm und führte sie auf die Terrasse, auf der die Gesellschaft Platz genommen hatte.

Werner war nicht wenig erstaunt, als er unter den anderen auch Therese erblickte. Er glaubte aus ihrer Anwesenheit darauf schließen zu dürfen, daß sie ihm verziehen habe, er ging daher, während die übrigen sich mit der Gräfin begrüßten, auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte so herzlich, wie es ihm sein volles Herz eingab: „Das ist ein unerwartetes Wiedersehen!"

Therese, die sich erhoben hatte, that, als ob sie seine Hand nicht

bemerkte. „Sie verdanken dasselbe lediglich dem Wunsche Ihrer Frau Tante," erwiderte sie kalt und wandte sich ab.

Werner erröthete über und über und biß sich zornig auf die Lippen. Die Abfertigung verletzte ihn um so mehr, als der Pastor ein Zeuge derselben war. Es wurde ihm schwer, sich so weit zu beherrschen, daß er mit diesem ein paar Worte über die Ankunft der Nassitenschen wechseln konnte.

Tante Evchen begrüßte die Gräfin ungemein herzlich. „Kommen Sie, Josephine," sagte sie, „setzen Sie sich hier neben mich. Ich bedauere den Anlaß, der Sie ins Land geführt hat, aber ich freue mich der Thatsache. Es war in der letzten Zeit recht einsam in der Gegend und hätte ich nicht von Zeit zu Zeit Fräulein Proßnitz — aber Liebe, ich habe Sie ja noch nicht miteinander bekannt gemacht — die Gräfin Westerberg — meine junge Freundin, Fräulein Proßnitz."

Aller Augen wandten sich den jungen Damen zu. Beide waren gleich alt und von seltener Schönheit, aber während die kleine, schmalgebaute Gestalt und die scharfen Gesichtszüge der Gräfin hauptsächlich durch ihre Eigenart fesselten, bot Therese ein Bild herrlichsten Ebenmaßes und regelmäßigster Formenschöne. Tante Evchens Auge überflog raschen Blickes die Gesichter der Anwesenden und blieb dann mit triumphirendem Lächeln auf Therese haften. Die Schönheit ihres Lieblings hatte offenbar bei allen ihre Wirkung gethan, und sie hatte das zufriedene Gefühl des Künstlers, der sein Werk von aller Welt bewundert sieht.

Die beiden Hauptpersonen in diesem Schauspiel hatten sich kaum in die Augen geblickt, als sie auch schon fühlten, daß sie sich nicht sympathisch waren. Sie verneigten sich gegeneinander und traten zurück, Tante Evchen aber nickte Therese freundlich zu. „Sie folgten meiner Bitte, Thereschen," sagte sie, „und kamen, um mit einer alten Frau einen einsamen Abend zu verbringen, zum Lohne finden Sie nun eine liebenswürdige Gesellschaft vor."

Der Senateur, der für weibliche Schönheit sehr empfänglich war, setzte sich neben Therese und fragte, ob sie so glücklich sei, immer auf dem Lande leben zu können. Sie bejahte die Frage und der Senateur erkundigte sich nun nach Inselhof und seinen Bewohnern.

Das Gespräch nahm bald eine landwirthschaftliche Wendung, und Froburg sah mit Erstaunen, wie gut das junge Mädchen Bescheid wußte. „Wie stehen Sie denn zu unserer inneren Politik?“ fragte er schließlich, „sind Sie Patriotin oder Koloniſtin?“

„Ich weiß nicht, welche Begriffe Sie mit diesen Worten verbinden,“ erwiderte Thereſe.

Der Senateur ſetzte ihr nun in der Kürze auseinander, welches die beiden die Gegenwart des Landes beherrſchenden Gegenſätze ſeien, und wiederholte dann ſeine Frage.

„Ich bin Patriotin mit Leib und Seele,“ war die Antwort.

„Couſine,“ rief der Senateur der Naſſitenſchen Frau zu, „Couſine, Fräulein Proßnitz iſt auch Patriotin.“

Die Baronin zuckte lächelnd die Achſeln und machte eine Handbewegung, als ob ſie ſagen wollte: ich bedauere, die Dame im anderen Lager zu ſehen, ſie dachte aber: was könnte eine Mamſell Proßnitz auch wol anders ſein?

Die Gräfin neigte ſich raſch zu Tante Evchen hinüber und fragte leiſe: „Iſt das die junge Dame, mit der Ihr Neffe erzogen worden iſt?“ Tante Evchen nickte und erkundigte ſich dann bei dem Senateur nach dem Sinn ſeines Ausrufs.

Der Senateur wiederholte das Réſumé der neulichen Debatte und wandte ſich dann zu dem Neuhöffſchen. „Du gehörſt auch zu uns, Hennematt,“ ſagte er.

„Gewiß,“ erwiderte der Neuhöffſche, „obwol ich nicht ſo weit gehe, wie Du. Ich wünſche zwar, daß wir uns enger ans Reich anſchließen, aber ich meine das mehr moraliſch als ſtaatsrechtlich. Ich finde es thöricht und lächerlich, daß eine Rede, die der erſte beſte Jude im norddeutſchen Reichstage hält, uns aufs tiefſte erregt, während wir von den wichtigſten Vorgängen in Rußland kaum etwas erfahren, aber ich möchte doch unſere provinziale Sonderſtellung um jeden Preis behauptet wiſſen. Ich möchte das ebenſowol um unſertwillen, als um des Reiches willen.“

„Das iſt eine halbe Stellung, Hennematt, und eben deshalb eine ſchiefe und unhaltbare. Wir müſſen uns ganz ans Reich anſchließen, müſſen volle Bürger deſſelben werden, nur dann können die in uns

noch schlummernden Kräfte ganz latent werden, können wir dem Reiche wirklich nützen."

„Und was hätte denn das Reich davon, wenn wir unsere Eigenart aufgäben? Es hätte drei Provinzen mehr, die ebenso gleichartig und darum ebenso leblos wären, wie die übrigen auch, denn, Froburg, wo Leben ist, da ist auch Sonderart. Bleiben wir, was wir sind, werden wir nach wie vor von dem reichen Strom des geistigen Lebens in Deutschland befruchtet, so können wir dem Reiche Leute bieten, wie sie seine übrigen Provinzen nicht erzeugen können. Es liegt eben durchaus auch im Interesse des Reiches, daß wir bleiben, wie wir sind, oder richtiger, wie wir noch vor zehn Jahren waren."

„Aber Du kannst doch unmöglich erwarten, daß Euer Adelsregiment bis an das Ende aller Tage währen wird."

„Nein, das erwarte ich weder, noch wünsche ich es. Das, was ich will, ist, daß wir unsere Verfassung nach unten hin weiter ausdehnen, daß wir die Bauergutsbesitzer unter die politisch Berechtigten aufnehmen und den Städten einen legitimen Einfluß gewähren. Ich habe die Zuversicht, daß unser Stand auch dann seine leitende Stellung behaupten wird."

„Liebster Hennematt, Du kommst damit auch nicht über das leidige Mittelalter hinaus. Das, was unsere Zeit verlangt, sind große Staaten, an die sich auch der Großgeartete mit voller Hingebung anschließen kann, die Tage der politikführenden Landesbevollmächtigten und der souveränen Bürgermeister sind gezählt. Sie lassen sich vielleicht noch für eine Weile galvanisiren, aber nicht mehr am Leben erhalten."

„Gewiß, wenn Du unter Politik die hohe Politik verstehst und von der Souveränität sprichst, sie werden aber hoffentlich noch recht lange am Leben bleiben, sofern es sich um die Vertreter provinzialer und städtischer Interessen handelt. Wenn einer sich in erster Reihe als Sohn dieses Landes fühlt und allen seinen Kindern freie Bahn wünscht, so bin ich es, aber ich weiß auch, daß es der größte Segen für ein Kind ist, wenn es aus einem eigenartigen, charaktervollen Hause kommt."

„Aber was werden die Letten dazu sagen? Ich glaube, daß sie für den Partikularismus, den Du lehrst, zur Zeit noch sehr wenig Verständnis haben."

„Das mag sein, aber laß sie nur erst Gelegenheit haben, an der Erhaltung und der Ausbildung unserer provinzialen Selbständigkeit mitzuarbeiten, so werden sie bald erkennen, daß unsere Interessen schlechterdings dieselben sind."

„Und wie denken Sie über die Sprachenfrage, lieber Vetter?" fragte die Nassitensche Frau. „Sind Sie auch bereit, den theuren lettischen Landsleuten zu Liebe unsere Landtagsverhandlungen in lettischer Sprache führen zu lassen?"

„Warum nicht, Cousine? In einem Lande, dessen Bewohner zweisprachig sind, müssen auch auf dem Landtage und in den Gerichten beide Sprachen gleichberechtigt sein. So ist es in Belgien, so ist es in Finnland."

„Und die Schulfrage? Sind Sie auch zu lettischen Gymnasien bereit?"

„Auch das nöthigenfalls, wenn ich auch kaum glaube, daß nach solchen zur Zeit ein Bedürfnis vorhanden ist. Lettische Bürgerschulen aber will ich durchaus und Unterricht in der lettischen Sprache auf den Gymnasien ebenfalls. Ich sehe überhaupt in der Auseinandersetzung mit den Letten unsere weitaus wichtigste Aufgabe. Gelingt diese nicht, so ist alles verloren, und mit Fug und Recht, denn unsere deutsche Bevölkerung hat dann gezeigt, daß sie nicht im Stande gewesen ist, das ungeheure Unrecht, das sie einst verübte, zu sühnen, sie hat sich reif gezeigt zum Untergange."

„Welches Unrecht? Sie meinen die Eroberung?"

„Nein, ich meine nicht die Eroberung. Diese wird durch die Vorstellungen der Zeit, in der sie vor sich ging, entschuldigt und durch die Motive, welche sie leiteten, gerechtfertigt. Ich meine die Thatsache, daß wir die Unterworfenen nicht in unser Volkstum aufnahmen. Wir waren es, die sie mit Gewalt bei dem ihrigen erhielten, es ist daher nur billig, daß wir ihr Volkstum jetzt offen und ehrlich und ohne jeden Hintergedanken als gleichberechtigt anerkennen."

„Aber, bester Vetter, Sie können doch unmöglich verlangen, daß wir unsere Brahlingen als gleichberechtigt in unsere Salons aufnehmen. Verzeihen Sie, aber das ist ja der reine Kommunismus."

„Das verlange ich natürlich nicht eher, als bis sich eine gebildete lettische Gesellschaft gebildet hat. Dann aber allen Ernstes."

„Nun, ich hoffe zu Gott, daß ich wenigstens diese Zeit nicht mehr erleben werde," sagte die Baronin.

„Amen," fügte Tante Evchen hinzu.

„Und nun," sagte der Neuhöffsche, „wollen wir ins Haus. Die Sonne ist untergegangen und die Nachtluft ist nichts für Dich, Evchen."

Tante Evchen protestirte auf das energischste, sie mußte aber schließlich nachgeben, und man verfügte sich ins Haus. Die Herren zogen sich in die Zimmer des Neuhöffschen zurück und die Damen begaben sich in die Gemächer der Hausfrau. Nur Therese blieb in dem Saale zurück, trat hinaus auf den Balkon und neigte sich über das Geländer. Aus den Blumenbeeten unter ihr stieg ein betäubender Duft auf, von der Abendkühle war noch nichts zu spüren.

Während der Schmerzen, die ihr die letzten Tage gebracht hatten, war ein Gedanke mehrfach in ihr entstanden und hatte sich zudringlich an sie gedrängt. Sie hatte ihn zurückgewiesen, aber er war immer wiedergekehrt. Wenn der Druck der Hochflut übermächtig ist, treibt er hier und dort eine kleine Wassersäule durch den Deich. Man verstopft die schadhafte Stelle, aber das Wasser tritt alsbald an einem anderen Orte zu Tage. Wenn die Flut nicht sinkt, ist der Damm verloren.

Therese suchte sich vergeblich zu fassen und sich zu dem Gedanken zu zwingen, daß es sich um eine Fügung Gottes handele, in die sich der Sterbliche in Demuth zu fügen hat. Jede Fiber in ihr schrie nach Rache an dem, der ihr mit roher Hand ihr Ideal, sein eigenes Bild, zertrümmert hatte. Es war ihr, als ob sie den alten Werner rächen müsse an dem neuen Werner und als ob kein Preis zu hoch dafür sei. Und doch rief auch wieder eine Stimme in ihr, daß sie es dem alten Werner schuldig sei, sich durch den neuen nicht zu Thaten drängen zu lassen, die er verabscheut hätte. Ihre Gedanken flatterten hin und her wie geängstete Vögel in dunkler Nachtzeit, einer stieß wider den anderen.

In diesem Augenblicke trat Werner vor sie hin, sah sie an mit den finsteren Augen und der Stirnfalte seiner Kinderjahre und sagte kurz und herrisch: „Therese!"

Es war Therese, als ob ein frecher Bube die Gestalt ihres Lieb-

lings angenommen habe, und ihr Geist griff umher nach einer Waffe, um sie ihm ins falsche Herz zu stoßen. „Es ist nicht edel, Herr Baron," sagte sie, „daß Sie den Umstand, daß mein Bruder in Ihren Händen ist, so misbrauchen."

Der Stoß war geführt und Werner war getroffen. Er blieb einen Augenblick stehen und starrte Therese an, als könne er das Geschehene nicht fassen, dann wandte er sich um und verließ den Balkon. Therese beugte sich vor und lauschte seinen festen Tritten, bis die Thüre des Saales sich hinter ihm geschlossen hatte. Ihr erstes Gefühl war frohlockendes Glück. Jetzt waren alle Bande zerschnitten und sie ließen sich nicht wieder anknüpfen. Nur so weiter — ihm alles vor die Füße geworfen — alles.

Therese begab sich ins Haus, um einen Diener zum Stallmeister zu schicken. Als sie keinen fand, stieg sie selbst die Treppe hinab. Am Fuße derselben begegnete ihr der Pastor. „Ich höre, daß Sie unwohl geworden sind, Fräulein Proßnitz," sagte er, „kann ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen? Ich bleibe noch und lasse mich nachher von dem Neuhöfschen nach Hause schicken."

Therese stutzte einen Augenblick. Von wem konnte der Pastor die Kunde von ihrem angeblichen Unwohlsein haben, als von Werner? Wagte dieser es, ihr geradezu die Thür zu weisen? Krankhaft erregt, wie sie war, erschien ihr auch diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen. „Sie erweisen mir in der That einen großen Gefallen," erwiderte sie.

Damit wandte sie sich um und wollte die Treppe wieder hinaufgehen. „Sie sehen sehr elend aus, Fräulein Therese," sagte der Pastor, „werden Sie allein fahren können?"

Therese wandte sich ihm wieder zu. „Seien Sie unbesorgt, Herr Pastor," erwiderte sie, „mein Unwohlsein ist ein ganz vorübergehendes und hat nichts zu bedeuten." Damit stieg sie die Treppe hinan und suchte Tante Evchen auf.

Diese, die mit der Nassitenschen Frau und der Gräfin in ein lebhaftes Gespräch gerathen war, hatte Therese noch nicht vermißt. Sie war jetzt durch ihr Aussehen sehr erschreckt und wollte nichts davon wissen, daß sie allein nach Hause fuhr; Therese ließ sich aber

nicht zurückhalten, so daß Tante Evchen sich damit begnügen mußte, ihr einen Diener auf den Bock zu setzen.

Als Thereſe an dem Kirchhofe vorüberfuhr, wandte ſie ihr Geſicht von demſelben ab. Es war ihr, als ob Pauli daſtehe und ſie traurig anblicke. Was wollte der alte Mann? Wer kann ohne Schuld durchs Leben gehen! Aber was ſprach ſie von Schuld — was ſie vorhatte, war ja nur ein Werk der Sühne. Ein ungeheurer Frevel war in der Vergangenheit verübt worden, und ſie ſtand im Banne deſſelben. Wenn ſie ſich hingab, konnte er für ihren Bruder gelöſt werden. That ſie das, ſo traf ſie gleichzeitig den Mann, der ihr die ſchwerſte Beleidigung zugefügt hatte, ins Herz — ſollte ſie das zurückhalten? Wirklich ins Herz? Oder trat ſie nur ſeinen Hochmuth nieder? Eben den Hochmuth, aus dem heraus er es gewagt hatte, mit ihr ſein Spiel zu treiben?

Als ſie aus dem Wagen ſtieg, kam ihr Eberhard entgegen. „Du kommſt in des Paſtors Wagen, haben ſie Dich beleidigt?“ fragte er.

Thereſe ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein,“ erwiderte ſie, „im Gegentheil, ſie waren ſehr freundlich gegen mich, aber mir iſt unwohl.“

„Iſt das die Wahrheit?“

„Ja, Eberhard.“

Tante Amalie wollte Thereſe wie eine Kranke behandeln, aber dieſe wies jede Hilfe zurück. „Ich brauche nur Ruhe,“ ſagte ſie.

„Was hat denn Thereſe?“ fragte der alte Proßnitz beim Abendeſſen.

„Sie iſt unwohl geworden,“ erwiderte Eberhard.

Der Alte hielt im Kauen inne und blickte den Sohn aus ſeinen großen Augen ſtarr an. „Mir iſt Thereſens Verkehr in Neuhof ebenſo wenig recht, als Deine Freundſchaft mit dem Lindenhöfſchen,“ ſagte er. „Laßt Euch nur mit ihnen ein! Wenn die Katze einen krummen Buckel macht, will ſie Milch haben, und wenn der Tſchernomore gegen unſereinen freundlich iſt, will er ihn über den Löffel barbieren. Gieße Du fahles Tſchernomoren- und gutes Literatenblut in eine Schüſſel, ſo werden ſie ſich ſcheiden wie Waſſer und Oel. Zwiſchen einem Tſchernomoren und einem Literaten kann immer nur die Freundſchaft beſtehen wie zwiſchen Fuchs und Hahn. Wo der

Hund Regierung dabei ist, geht es mit der Freundschaft ganz gut, unter anderen Umständen nimmt sie immer das bekannte Ende. Du führst den Marder Tag für Tag in unseren Taubenschlag — sieh zu, daß er nicht Unheil anrichtet."

„Sei ohne Sorge, Vater," erwiderte Eberhard zornig, „es ist nicht jeder Edelmann ein Fuchs und nicht jeder Literat ein Hahn. Werner ist echt wie Gold. Nimm es mir nicht übel, Vater, aber ich muß Dich ein- für allemal bitten, nicht in diesem Tone von Werner zu sprechen. Ich darf und will es nicht hören. Wenn je ein Freund sich zur rechten Stunde als rechter Freund bewährte, so ist er es. Was kann er dafür, daß er ein Edelmann ist?"

„Was kann der Fuchs dafür, daß er ein Fuchs ist?" antwortete der Alte grob, „er könnte ja auch eine Rohrdommel sein."

Damit stand er auf und ging in sein Zimmer.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Gräfin.

Werner hatte, als er Therese verließ, zunächst nur das Gefühl, in unerhörter Weise beleidigt worden zu sein, aber seine Liebe war doch schon so groß, daß der Gedanke an Theresens augenblickliche Lage darüber nicht zurücktrat. Zwischen ihnen war jetzt alles vorüber, für immer, aber sie blieb doch Therese. Er nahm den Pastor bei Seite, sagte ihm, Therese sei unwohl geworden, und bat ihn, dem jungen Mädchen seinen Wagen zur Verfügung zu stellen. Er war ferner entschlossen, keinesfalls jemand merken zu lassen, daß zwischen ihnen etwas vorgefallen war und Therese nicht infolge eines Unwohlseins das Haus verlassen hatte. Er drängte jedes Gefühl, jedes Nachdenken zurück, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Er betheiligte sich lebhaft an dem allgemeinen Gespräch, er plauderte mit der Gräfin von gemeinsamen Bekannten, er ließ sich von dem Nassitenschen in Sachen der Landwirthschaft auf den Zahn fühlen. Er täuschte alle — nur Tante Evchen nicht. Als er beim allgemeinen Aufbruche

dieser die Hand küßte, flüsterte sie ihm zu: „Lieber, was macht Ihr für Geschichten! Daß Ihr Euch mir wieder vertragt!“

Das Getümmel des Abschieds überhob Werner der Antwort.

Die Gräfin, die jetzt, am Abend, nicht mit Werner nach Nassiten reiten konnte, hatte erklärt, sie sei müde, und war mit den übrigen gefahren. Werner ritt daher allein nach Hause. Sein Herz und seine Vernunft kämpften einen harten Kampf mit seiner tief verletzten Ehre, aber sie siegten doch. Wie sollte Therese auch sein Verhalten verstehen! Und wenn sie sein Verfahren wie eine tödtliche Beleidigung empfinden mußte, war es da nicht natürlich, wenn das leidenschaftliche Mädchen sie in gleicher Weise vergalt? Wieder und wieder drängte es ihn, nach Inselhof hinüber zu gehen und offen mit Therese zu sprechen, aber er verwarf den Gedanken auch jetzt wieder. Sprach er das Wort, das ihm, wie er überzeugt war, ihr Herz wieder öffnete, so waren alle Brücken hinter ihm abgebrochen. Was konnte er aber dann Therese bieten? Inselhof mußte gewiß aufgegeben werden, und ob es ihm mit seinem kleinen Kapital gelang, sich auch nur über Wasser zu erhalten, erschien mindestens zweifelhaft. Durfte er so selbstsüchtig sein, dem Zuge seines Herzens zu folgen und Therese an sein unsicheres Los zu fesseln, oder that er besser, wenn er zunächst nur daran dachte, Inselhof Eberhard zu erhalten, und sich selbst die Mittel zu erwerben, die ihn im Verein mit seinem Fleiß in den Stand setzen konnten, der Geliebten später ein würdiges Loos zu bieten?

Werner schrieb noch in der Nacht an seine Mutter. Er weihte sie in die Bestimmungen des väterlichen Testamentes ein und sagte ihr auch, daß er ein bürgerliches Mädchen liebe und sie später heirathen zu können hoffe. Er theilte ihr ferner mit, welche Verluste er erlitten hatte, daß ein Freund von ihm mit einer verhältnismäßig bedeutenden Summe unterstützt worden war, und gab ihr eine klare Uebersicht über seine Verhältnisse. Er schrieb ferner auch an seinen Bruder, theilte auch ihm in der Kürze mit, daß er nicht so wohlhabend sei, wie jener glaube, und erklärte ihm, daß er ihm zwar diesmal noch helfen werde, daß die Geschwister aber künftig nicht mehr in ähnlicher Weise auf ihn rechnen könnten.

Als er die Briefe geschlossen und adressirt hatte, ging er hinaus in die milde Sommernacht und wanderte auf dem Lindenhöfschen Ufer langsam Inselhof zu. Dort schimmerte nirgends ein Lichtschein, alle schienen zu schlafen. Werner setzte sich auf den Boden eines Bootes, das umgekehrt auf dem Rasen lag, und blickte hinüber nach dem dunkeln Hause, welches das ihm theuerste Wesen barg. Ein bleicher Schein im Osten verkündete schon den kommenden Tag, aber die Sterne funkelten hell, und kein Ton störte den Frieden der Landschaft. Werner mußte an das Gespräch denken, das er mit der Gräfin geführt hatte, und daran, daß sie die Kraft nicht kannte, welche die Religion verleiht. Wenn diese ihm selbst auch lange fremd geblieben war — heute, wo er in schweigender Nacht den Entschluß faßte, alle Selbstsucht niederzuhalten und nur an das Glück der Geliebten zu denken — heute fühlte er sie. Er faltete die Hände und bat Gott, jenen persönlichen Gott, dessen Dasein, dessen Nähe er heute so deutlich fühlte, um die Kraft, alles eigene Verlangen niederzuhalten und nur an Therese zu denken.

So bat er, und es kam ein wunderbarer Frieden über ihn. Ja, Pauli hatte doch recht, wenn er so oft sagte: wer leben will ohne das Gebet, der ist wie ein Krieger, der in die Schlacht geht ohne Schwert und ohne Panzer.

Schlafe sanft, mein Herz, dachte Werner, als er sich erhob und einen letzten Blick nach Inselhof hinübersandte, ich kann Dir den Schmerz nicht ersparen, mich verkennen zu müssen, aber ich weiß, daß auch Du die Kraft finden wirst, Dich aufrecht zu erhalten, bis einst für uns beide die Stunde des Glückes schlägt.

* * *

Es war für Werner eine schwere Prüfung, daß die nächsten Wochen so bunte waren. Er hätte sich so gern an der Arbeit gestärkt, aber der Onkel war nicht der Mann dazu, ihm Ruhe zu gönnen. Er siedelte ganz nach Lindenhof über und hielt seinen jungen Wirth fleißig in Athem. Da beide täglich nach Nassiten ritten oder fuhren, so war Werner oft mit der Gräfin zusammen und fand bald Gefallen an ihr. Es mußte ihn immerhin angenehm berühren, daß sie, die durchaus Hochmüthige, ihn allein wie einen Ebenbürtigen behandelte

und immer Gelegenheit fand, um mit ihm in ihrer offenen Weise über alles zu sprechen, was sie im Innersten bewegte.

In Nassiten ging es zu wie in einem Taubenschlage, die Gäste kamen und gingen, und alle Gastzimmer des großen Hauses reichten nicht aus, um sie aufzunehmen. Unter diesen Umständen machte es sich ganz von selbst, daß Werner sich die Erlaubnis erbat, einige ihm bekannte junge Herren bei sich aufzunehmen, und damit immer mehr in den Strudel gerieth. Kaum daß er Zeit fand, ein paar mal auf ein Stündchen nach Inselhof hinüber zu eilen. Dort sah es für ihn unerfreulich genug aus. Therese ließ sich nicht blicken, und Tante Amalie und der alte Proßnitz verbargen ihm nicht, daß sie ihn nur ungern sahen. Nur Eberhard war unverändert, aber auch er trug den Verhältnissen Rechnung und drang daher nicht in den Freund, öfter zu kommen und länger zu bleiben.

Werner bemerkte bald, daß die Gäste des Nassitenschen Hauses allgemein annahmen, daß er dazu berufen sei, die Tochter des Hauses aus dem Witwenstande zu befreien, er legte aber kein Gewicht darauf, weil er zu wissen glaubte, daß die Gräfin selbst ihm gegenüber durchaus freundschaftlich stand. So betheiligte er sich denn, soweit es nöthig erschien, unbefangen an dem bunten Treiben, am Krokett und Spazierenreiten am Tage, an gemeinsamer Lektüre und Kartenspiel am Abend.

Eines Nachmittags hatte man in großer Gesellschaft einen in der Nähe von Nassiten gelegenen seeartigen Teich aufgesucht, um dort zu fischen, hatte sich vortrefflich unterhalten und saß nun am Abend auf der in den Garten führenden Veranda plaudernd beisammen. „Was unternehmen wir morgen?“ fragte Herr von Yssen, ein ehemaliger hannoverscher Offizier, der mit dem verstorbenen Gemahl der Gräfin befreundet gewesen war und der Einladung der Nassitenschen, sie in Kurland zu besuchen, gern Folge geleistet hatte.

„Morgen? Wozu so weit hinausdenken?“ meinte der Herr von der Oesen, ein blonder Landjunker, der immer einen Revolver bei sich führte. „Jeder Tag hat seine Sorgen.“

„Sie sind ein leichtsinniger, junger Mann, Oesen,“ rief der Senateur, „Herr von Yssen hat ganz recht, die Sache will überlegt sein. Was meinst Du, Peter?“

„Ich? Was ich meine? Ich wundere mich, wie Ihr bei solcher Hitze den ganzen Tag über auf den Beinen sein könnt."

„Richtig, Peter, wir wollen der Hitze Rechnung tragen, für den Tag ein sitzendes Vergnügen wählen und das Schwergewicht auf den Abend verlegen. Halt! Ich habe eine süperbe Idee. Was meinen die Herrschaften zu folgendem Programm: Wir brechen gleich nach dem Essen auf und nehmen den Kaffee in Lindenhof ein. Nach Sonnenuntergang wird dann mit Feuer gekrebst. Bist Du einverstanden, Werner?"

„Natürlich," war die Antwort. „Die Herrschaften werden nur mit einer Junggesellenwirthschaft vorlieb nehmen müssen."

„Reizend, entzückend," riefen die beiden Fräulein Desen, Altersgenossinnen und gute Bekannte der Gräfin, und die jungen Leute stimmten bei. „Das wird herrlich," rief Lucy Desen, „erst eine Bootpartie und dann noch Krebsen."

Die junge Dame klatschte vergnügt in die Hände.

„Auf eine Bootpartie können Sie wol kaum rechnen, mein Fräulein," erwiderte Werner, „der Fluß ist infolge der unerhörten Dürre so ausgetrocknet, daß man ihn durchreiten kann."

„Oh, das thut nichts, Herr von Hennematt, Sie kennen ja das Flußbett und werden schon dafür sorgen, daß wir nicht aufs Trockne gerathen."

„Laß nur, Werner," meinte auch der Senateur, „einen Versuch können wir ja immerhin machen. Aber das sind Details, jetzt handelt es sich nur um den Plan im ganzen. Findet er Ihren Beifall?"

Die Nassitensche Frau machte darauf aufmerksam, daß man infolge der Art der Einladung unmöglich wissen könne, ob der Besuch dem Lindenhöfschen genehm sei, dieser aber betonte so eifrig, daß er sich über die Ausführung des Vorhabens herzlich freuen würde, daß sie ihren Widerstand aufgab.

Die Gräfin hatte sich an dem Gespräch mit keiner Silbe betheiligt und schwieg auch jetzt. Als man aber nachher noch einen gemeinsamen Rundgang durch den Park machte, wußte sie es so einzurichten, daß sie und Werner ein wenig hinter den anderen zurückblieben. „Ist Ihnen unser Besuch wirklich angenehm, Herr von Hennematt?" fragte sie.

„Gewiß, Gräfin," erwiderte Werner. „Warum glauben Sie, daß er mir unerwünscht sein könnte?"

„Nun, der Vorschlag ging ja von Ihrem Onkel aus, und Sie mußten ihm zustimmen. Ist die Ausführung desselben Ihnen aber irgend unangenehm, so kann ich sie leicht durch Unwohlsein oder ähnliches hintertreiben."

„Ich danke Ihnen, Gräfin, für Ihr wahrhaft freundschaftliches Anerbieten, aber es kann mich wirklich nur hoch erfreuen, Sie und Ihre Freundinnen bewirthen zu dürfen."

„Sie verstehen unter meinen Freundinnen die beiden Fräulein Desen?"

„Ja."

„Warum wenden Sie das edle Wort Freundschaft auf ein so oberflächliches und flüchtiges Verhältnis an? Unsere Eltern waren bekannt, und wir sind Altersgenossen — das ist alles."

„Ich dachte mir nichts dabei. Wir pflegen ja auch solche Verhältnisse eine Freundschaft zu nennen."

„Ja, aber sehr mit Unrecht. Ich schätze dieses Wort und den damit verbundenen Begriff hoch, denn ich habe einen wirklichen Freund."

„Und wer ist das?"

„Ihr Onkel. Er ist mir, seit ich denken kann, immer ein wirklicher Freund gewesen. Er hat mich immer verstanden und er hat mich immer gewähren lassen. Sie glauben nicht, wie mich dieses Verhältnis stets beglückt hat."

„Ich kenne meinen Onkel ja erst seit kurzer Zeit, aber auch ich habe meine rechte Freude an diesem großen und guten Menschen."

„O, Sie wissen weder wie groß, noch wie gut er ist, Herr von Hennematt, das weiß ich allein. Haben Sie auch einen Freund?"

„Ja, einen sehr lieben Jugendfreund."

„Und wer ist das, wenn ich fragen darf?"

„Er heißt Proßnitz und ist ein Bruder des jungen Mädchens, das Sie neulich in Neuhof sahen."

Sie gingen eine Weile schweigend weiter. Dann fragte die Gräfin: „Lebt Ihr Freund in der Gegend?"

„Ja, sein Vater ist Arrendator von Inselhof, und er hilft ihm bei der Bewirthschaftung."

„Wie kommt es, daß Sie ihn nicht bei uns eingeführt haben?"

Werner blickte die Gräfin erstaunt an. Er hätte gern auf ihrem Gesicht gelesen, wie sie es meinte, es war aber unter den Bäumen zu dunkel. Gräfin," erwiderte er, „Sie kennen ja die Gewohnheiten des Landes. Mein Freund ist bürgerlich."

„Wohl, aber ich verstehe nicht, wie man einen Freund haben kann, einen wirklichen Freund, und dann doch in einer Gesellschaft verkehrt, in welcher der Freund keinen Zutritt hat."

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen, Frau Gräfin?" fragte Werner mit nur schlecht verdeckter Heftigkeit.

„Verzeihen Sie, Herr von Hennematt, meine Ausdrucksweise," erwiderte die junge Frau, „ich hätte meine Worte vielleicht sorgfältiger wählen müssen, ich glaubte aber, daß wir bef— daß wir bekannt genug wären, um unter uns die Dinge beim rechten Namen zu nennen."

„Gewiß, Gräfin, gewiß."

„Nun, dann kann ich nur wiederholen, daß ich nicht begreife, wie man mit jemand, der einer ganz anderen Lebenssphäre angehört, befreundet sein kann. Wenn Ihr Freund Sie morgen zufällig besucht und mit uns zusammentrifft, so können weder Sie noch er es verhindern, daß ein Theil der Gesellschaft es ihn fühlen läßt, daß er eigentlich nicht in die Gesellschaft gehört."

„Sie haben ganz recht, Gräfin, aber was folgt daraus? Sollen deshalb Freundschaften zwischen den verschiedenen Ständen ganz ausgeschlossen sein? Dann wäre der Begriff einer Volksgemeinschaft nichts anderes als eine ungeheure Lüge."

„Allerdings, das ist er in diesem Falle auch, und eben darum bin ich, um mit Ihrem Onkel zu reden, eine Kolonistin. Was haben wir mit den nicht zum Adel gehörenden, in Kurland Lebenden gemein? Gesellschaftlich so gut wie nichts, und es besteht kein Konnubium zwischen uns. — Diese Leute gelten uns doch eigentlich kaum als Kurländer. Man unterstützt sie, wenn sie arm sind, aber sobald sie reich sind und Ansprüche erheben, kehrt man ihnen den Rücken. Misverstehen Sie mich nicht, Herr von Hennematt, ich spreche mich nicht über die Berechtigung der Thatsache aus, ich konstatire sie nur."

„Und darf ich so unbescheiden sein, Sie um ein Urteil über die Berechtigung der Thatsache zu bitten?"

Die Gräfin stockte einen Augenblick. „Nun wol," erwiderte sie dann, „ich kann in ihr kein Unglück sehen. Jetzt, wo unser Kreis sich von allen fremden Elementen rein erhält, haben wir sehr angenehme, gesellschaftliche Typen ausgebildet, und es erscheint mir fraglich, ob die Wirkung sich erhalten ließe, wenn die Ursache wegfiele."

Sie gingen wieder eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann sagte Werner: „Ich verstehe Ihren Standpunkt vollkommen, und er ist in seiner Art konsequent. Sie fühlen sich hier als eine Fremde, als eine Kolonistin, und es erscheint Ihnen gleichgiltig, ob sich zwischen den Unterworfenen, oder den in friedlicher Zeit Eingewanderten und den Kolonisten intimere Beziehungen bilden oder nicht, ja Sie wünschen letztere nicht einmal, weil dieselben Ihre behaglichen Kreise stören könnten. Gut, lassen Sie aber nun auch meinen Standpunkt gelten. Ich fühle mich als ein Kind dieses Landes, und ich weiß, daß dieses Land nur gedeihen kann, wenn unsere Kasten wieder zu Ständen werden, und alle Kurländer sich in erster Reihe als solche fühlen. Es ist daher nur konsequent, wenn ich meinerseits die bisherigen Schranken ignorire und alles was in meinen Kräften steht thue, um sie fallen zu machen."

„Und Sie fangen damit an, daß Sie Ihren Freund nicht einmal bei uns einführen," erwiderte die Gräfin.

„Josephine," rief der Senateur weiter vorn, „Josephine, ich halte einen Leuchtkäfer."

Die Gruppen verschoben sich. Nach einiger Zeit ging der Senateur mit der Gräfin. „Wie gefällt Ihnen Werner?" fragte er.

„Ich glaube, daß er ein reiner, guter Mensch ist, und einmal ein tüchtiger Mann werden wird," war die Antwort.

Der Senateur lachte. „Immer die Alte," sagte er, „immer hoch vom Roß herab."

„Was wollen Sie, ich bin einmal so," war die Antwort.

Als der Senateur und Werner in später Stunde nach Lindenhof fuhren, fragte ersterer plötzlich: „Wie gefällt Dir Josephine?"

„Die Gräfin? Oh, sie ist eine sehr liebenswürdige Dame."

Der Senateur lachte. „Damit kommst Du nicht los, mein Junge," rief er. „Sage mir Deine wirkliche Meinung."

„Nun, ich meine es ganz ernsthaft. Ihre offene, gerade Natur zieht mich in hohem Grade an, und ich wünsche ihr aufrichtig, daß sie den Frieden finden möge, nach dem ihre Seele so ernst verlangt."

Der Senateur schüttelte den Kopf. „Was Ihr junges Volk doch für ernsthafte Leute seid," sagte er. „Da ist eine reizende junge Witwe, voll Leben und Geist, und ein schmucker, junger Mann. Statt sich in einander zu verlieben, sprechen sie vom Frieden ihrer Seele! Aber Du mußt Josephine nicht falsch beurteilen. Hätte sie Gelegenheit, ihre reichen Kräfte mit dem Gefühl, nützlich zu sein, zu verwenden, so würde sie gewiß mit ihren Gedanken und Zweifeln bald fertig werden."

Werner mußte unwillkürlich daran denken, ob wol Therese in der Lage der Gräfin auch keine Gelegenheit gefunden haben würde, sich nützlich zu bethätigen, und er verneinte die Frage. „Warum schafft sie sich nicht einen befriedigenden Wirkungskreis?" fragte er laut.

Der Senateur zuckte die Achseln. „Worin sollte der bestehen?" fragte er. „Für die Frau gibt es nur einen wirklich befriedigenden und beglückenden Wirkungskreis, den an der Seite eines geliebten Mannes. Alles andere ist nur Nothbehelf, und Josephine ist eine zu radikal angelegte Natur, um es mit einem solchen auch nur zu versuchen. Ich erinnere mich einer in dieser Beziehung für sie charakteristischen Anekdote. Wir gingen einmal, als sie vielleicht neun Jahre alt sein mochte, an einem kalten, regnerischen Abend über die Elbbrücke. Auf der Neustädter Seite bat uns eine arme Frau um eine Unterstützung, Josephine warf ihr aber nur einen kurzen Blick zu, und wir gingen weiter. Ich gab ihr darauf ein paar Neugroschen und bat sie, dieselben der armen Frau einzuhändigen. „Wozu?" fragte sie, und hielt mir die Münzen auf der ausgestreckten flachen Hand wieder hin, „reich machen kann ich sie doch nicht, und wenn sie arm bleibt, ist es ja ganz einerlei, ob sie etwas mehr oder weniger friert und hungert."

* * *

Der folgende Vormittag wurde ganz von den Vorbereitungen für den Besuch in Anspruch genommen. Werner mußte immer wieder

über die jugendliche Frische staunen, mit der der Senateur alles, was er in die Hand nahm, betrieb. Er war auch heute bei der Sache wie ein Siebenzehnjähriger, und brachte wahrhaft wunderbares zu Stande. Es wurden nicht nur alle für den Krebsfang nöthigen Geräthschaften in ausreichender Menge beschafft, sondern auch einige Boote mit Hilfe von Teppichen und Decken in Gondeln verwandelt. Der Senateur hatte für diesen Tag das gesamte Hofgesinde und den ganzen Stall mit Beschlag belegt. Seine Boten eilten in die Stadt und nach Neuhof, im Park wüthete Rosenthal mit dem Korps der Feldarbeiter, um die Wege und Brücken in Stand zu setzen; im Hause eilte Frau Brunner hin und her, daß ihr der Schweiß von der Stirne troff.

Werner hatte anfangs dagegen protestirt, daß ihm jetzt, mitten in der Heuernte, alle Leute für einen Tag weggenommen wurden, der Senateur erklärte aber kurz, man müsse doch wenigstens etwas von der unerhörten Dürre haben. Da es nun in der That den Anschein hatte, als ob an Regen nicht zu denken sei, hatte Werner sich gefügt. Er hatte auch keine Miene verzogen, als der Onkel erklärte, man müsse zu dem Feste noch mehr Theilnehmer herbeiziehen, und hatte die erbetenen Einladungen an die Tiewietenschen, den Neuhöfschen und die Quellenthalschen erlassen.

Zwischen fünf und sechs Uhr kamen denn auch alle, im ganzen an die zwanzig Personen. Die Steckens hatten ihre fünf starknochigen Schwestern mitgebracht, und der Quellenthalsche seine schöne, liebenswürdige Frau und ein paar reizende Töchter, die eben im Begriff waren, zu Jungfrauen zu erblühen. Man nahm den Kaffee auf einem freien Platze unter den Linden des Parks ein und brach dann auf, um sich zu den Booten zu begeben. Werner wies zwar noch einmal darauf hin, daß man die Erwartungen nicht niedrig genug stellen könne, da die unerhörte Dürre den Fluß in einen Sumpf verwandelt habe, die Gäste erklärten aber einstimmig, dieser Umstand könne die Fahrt nur noch lustiger machen.

Der eigentliche Beweggrund zu Werners Widerstreben war eine instinktive Scheu, mit der ganzen Gesellschaft Inselhof zu passiren. Die neuliche Aeußerung der Gräfin hatte ihn tiefer verwundet, als er sich selbst zugeben mochte, und er empfand es überaus peinlich, mit so

zahlreichen Gästen an dem Hause des Freundes, der nicht zu ihnen gehörte, vorüberzufahren. Er hatte daran gedacht, auch Eberhard und Thereſe einzuladen, es war ihm das aber unter den augenblicklichen Verhältniſſen taktlos erſchienen, und er hatte die Einladung unterlaſſen.

Man war kaum einige hundert Schritt ſtromabwärts gefahren, als man auch ſchon die Ruder bei Seite legen und zu den ortsüblichen Stangen greifen mußte, welche von einem am Hintertheile des Bootes ſtehenden Manne gehandhabt wurden. Werner, der mit dem Flußbett genau vertraut war, ließ es ſich nicht nehmen, das erſte Boot, in welchem außer der Gräfin noch die Quellenthalſche Familie, ein Fräulein Stecken und Herr von Yſſen ſaßen, ſelbſt zu ſteuern. Er wußte nicht, wie gut es ſeiner ſchlanken Geſtalt ſtand, wenn er ſich bei dem leichten und doch kräftigen Druck energiſch vorbog, aber die Damen betrachteten ihn mit ſichtlichem Wohlgefallen. Der warme, windſtille Sommerabend, der köſtliche Duft des Heues auf den anliegenden Wieſen und das fröhliche Gelächter, das hier oder dort aus einem Boote empordrang, thaten das ihrige, um alle Theilnehmer der Fahrt in eine frohe Stimmung zu verſetzen.

So hatte man die Biegung erreicht, hinter der Inſelhof ſichtbar wurde. Als dieſelbe paſſirt war, gewahrte Werner zu ſeinem Schrecken, daß die Knechte und Mägde von Inſelhof eben damit beſchäftigt waren, das Heu einzufahren, und daß Thereſe und — wie Werner mit äußerſtem Verdruß bemerkte — auch der junge Johanſon ſich mitten unter ihnen befanden. Man war eben im Begriff ein Fuder zu beenden, und Werner hoffte, daß Thereſe, ſobald ſie das Boot gewahr wurde, hinter das Fuder treten, und ſich damit den Augen der Geſellſchaft entziehen würde. Thereſe arbeitete aber ruhig weiter, obgleich ſie die lauten Worte der in den Booten Sprechenden hören mußte. Jetzt trat der junge Johanſon an ſie heran und ſprach zu ihr, während er nach dem Fluſſe blickte. Thereſe ließ die Harke einen Augenblick ruhen, fuhr aber dann in ihrer Arbeit fort. Werner war in der peinlichſten Lage. Grüßte er zu Thereſe hinüber, ſo machte er die ganze Geſellſchaft auf ſie aufmerkſam, ignorirte er ſie, ſo konnte ſie ihn misverſtehen. Zu langem Ueberlegen war keine

Zeit, Werner hielt sich daher mit voller Kraft an die Stange und suchte schnell vorüberzukommen, die Folge davon war aber nur, daß das Boot auf eine Untiefe lief und festsaß.

Johanson grüßte jetzt und man erwiderte den Gruß. Therese ging ein paar Schritte den Uferhang hinab und fragte mit ihrer sonoren Stimme: „Kommen Sie los, Herr von Hennematt, oder soll ich Ihnen ein paar Knechte zu Hilfe schicken?“ Ihre absolute Unbefangenheit setzte die Bootsinsassen in Verwunderung, Werner aber empfand sie wie einen Stich ins Herz, er wußte selbst nicht warum.

Es gelang ihm, das Boot wieder frei zu machen, sodaß er die angebotene Hilfe dankend ablehnen konnte. „Guten Abend, Fräulein Therese,“ rief er, „bitte, grüßen Sie Eberhard.“

Werner bemerkte, daß die Augen der Gräfin mit einem fragenden Ausdrucke auf seinem Gesicht ruhten, sie schwieg aber. „Wer war das junge Mädchen?“ fragte die Quellenthalsche Frau.

„Meine Pflegeschwester, gnädige Frau,“ war die Antwort, „Fräulein Proßnitz.“

Der Quellenthalsche lachte. „Nun ja, Pflegeschwester! Das heißt, Sie waren als Knabe in Inselhof in Pension.“

„Allerdings,“ erwiderte Werner.

„Es erfreut mich immer,“ hob der Quellenthalsche wieder an, „wenn ich wahrnehmen kann, daß Leute — hm — ihre Stellung richtig auffassen. Es geschieht das ja leider selten genug. Ich bin aufrichtig befriedigt — hm, — daß die Tochter des alten Proßnitz auf dem Felde mit arbeitet. Unsere Arrendatoren —“

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ rief Werner, „es handelt sich hier natürlich nur um einen Scherz. Fräulein Proßnitz arbeitet selbstverständlich nicht auf dem Felde mit, sie hat eben nur gelegentlich eines Spazierganges für einen Augenblick eine Harke in die Hand genommen, wie Ihre Fräulein Töchter das in gleichem Falle vielleicht auch thun.“

„Nun, das würde mir sehr leid thun,“ fuhr der Quellenthalsche, ohne sich irre machen zu lassen, fort. „Ich hoffte gerade in diesem Falle konstatiren zu können, daß es doch hin und wieder einmal vorkommt, daß — hm — daß auch unter jenen Leuten da endlich

einmal — hm — die Erkenntnis ihrer gottgewollten und gottgeordneten Stellung einkehrt. Unsere Arrendatoren —"

Werner hätte „Fröbel" am liebsten mit der Stange den Schädel gespalten, er war aber durch seine Eigenschaft als Wirth, und durch die Gegenwart der Damen wehrlos, er begnügte sich daher damit, kurz und scharf zu wiederholen, daß die Dame, von der die Rede gehe, seine Pflegeschwester sei. Fröbel aber war nicht der Mann, sich die Gelegenheit zu pädagogischen Ausführungen so kurz abschneiden zu lassen.

„Sie haben mich misverstanden, Herr von Hennematt," sagte er. „Es hat mir — hm — nichts ferner gelegen, als das junge Mädchen beleidigen zu wollen, im Gegentheil. In meinen Augen ist es überhaupt keine Beleidigung, daß jemand zum Literatenstande oder Bauernstande gehört. Beide sind — hm! — gottgewollte Ordnungen, und die Magd, die unsere Stube kehrt, thut vor dem Höchsten gewissermaßen nichts geringeres — hm — als meine Frau, wenn sie die Honeurs unseres Hauses macht. Die Schuld — hm — oder sagen wir lieber die Verirrung beginnt erst, wenn ein junges Mädchen aus jenem Stande sich wie eine Baronesse kleidet oder benimmt. Ich lobe es ja eben, daß das junge Mädchen, welches — hm — mit Ihnen aufwuchs, nicht über seine Verhältnisse hinaus will. Ich —"

Frau von Thörden saß wie auf Kohlen. „Gewiß, lieber Mann," sagte sie, und dann: „Fahren wir nicht gerade auf den Stein los, Herr von Hennematt? Es scheint mir, als ob es einer großen Vertrautheit mit dem Flußbett bedürfe, um allen diesen Steinblöcken rechtzeitig auszuweichen. Nicht?"

Das Gespräch kam glücklich von Therese ab, aber Werner konnte trotz aller Anstrengung kaum seiner Erregung Herr werden. Er fühlte es schmerzlich, wie schief seine Stellung war, und seine Seele suchte angstvoll nach einem Ausweg aus seiner Lage.

Die Gräfin hatte es während des fatalen Zwiegesprächs mit dem Quellenthalschen vermieden, Werner anzusehen. Sie begann jetzt ganz unbefangen dem Herrn von Yssen auseinanderzusetzen, daß er diesen seltsamen Fluß, der so breit sei wie die Weser und in dem

man doch nicht einmal zu Boot fahren könne, sehr wohl als ein Bild Kurlands ansehen könne. So ist hier alles, sagte sie; es sieht nach viel aus und ist nichts. So sind hier auch die meisten Menschen: breit aber flach. Diesen Ausspruch wollten die Quellenthalschen nicht gelten lassen, und zumal die älteste Tochter vertheidigte mit hochrothen Wangen das angegriffene Land. Werner aber wurde den Gedanken nicht los, wie die Gräfin sich wol den Umstand erklären würde, daß er die Pflegeschwester und ihren Bruder nicht eingeladen habe.

Das Fest verlief trotz der sichtlichen Zerstreutheit des Wirthes doch frisch und fröhlich, denn das heitere, lebensfrohe Wesen des Senateurs riß alle mit sich fort. Als dieser während des Krebsens einmal neben der Gräfin stand, sagte sie halblaut: „Onkel, hat Ihr Neffe nicht einen kleinen Wagen, in dem wir beide nachher nach Hause fahren könnten? Ich sehne mich darnach, wieder einmal ein Stündchen mit Ihnen allein zu sein.

Der Senateur blickte die Gräfin durchdringend an. „Das kann geschehen," sagte er. „Es ist doch nichts vorgefallen?" fügte er besorgt hinzu.

„Nein, nichts, wirklich nichts."

Als man aufbrach, erklärte der Senateur, er wolle die Nassitenschen in Werners Jagdwägelchen nach Hause begleiten. Die alten Nassitenschen suchten ihm vergeblich, die wunderliche Idee auszureden, er blieb bei seiner Absicht. „Nun wohl," sagte die Gräfin endlich, „dann setze ich mich wenigstens zu Onkel in den Wagen."

Als die Wagenkarawane sich an den verschiedenen Kreuzwegen zerstreut hatte und das Wägelchen, in welchem der Senateur und die Gräfin saßen, allein hinter der weit vorausgeeilten Nassitenschen Kutsche herrollte, ließ der erstere das Pferd langsam gehen, wandte sich seiner Nachbarin zu und fragte: „Nun?"

„Ach, es ist nichts besonderes. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß der Lindenhöffsche, wie man zu sagen pflegt, bis über die Ohren in das junge Mädchen, mit dem er erwuchs, verliebt ist."

Der Senateur fuhr zurück. „Nicht möglich," sagte er. „Warum glauben Sie das?"

„Ich weiß es."

„Er hat es Ihnen doch nicht selbst gesagt?"

„Nein, aber ich bin meiner Sache trotzdem sicher."

„Irren Sie nicht? Die beiden sahen sich ja neulich in Neuhof kaum an. Warum sollte er, wenn er sie liebt, nicht längst schon um sie angehalten haben? Er ist ja reich genug und durchaus selbständig."

„Das kann ich Ihnen sagen. Sein Vater hat testamentarisch bestimmt, daß Lindenhof an die Ritterschaft fällt, wenn er eine Bürgerliche heirathet. Zweifeln Sie nicht — ich habe es von der Neuhöffschen Frau."

Der Senateur sah eine Weile schweigend vor sich hin. Dann sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Da ist mir also wieder einmal ein Lieblingswunsch gescheitert."

„Warum hegen Sie solche thörichte Wünsche?"

Der Senateur wandte sich jäh der Gräfin zu. „Was ist da thöricht," rief er rauh. „Sie werden doch wieder heirathen und wen? den ersten besten Fremden."

„Jedenfalls aber keinen so jungen Mann."

Der Senateur schlug das Wagenleder zurück, sprang aus dem Wagen und schritt, die Leine in der Hand, neben ihm her, wie ein Kutscher im Gebirge, wenn es bergan geht. „Sie sind selbst noch sehr jung, Josephine," stieß er hervor, „sehr jung, ein rechtes Kind, das nicht weiß, was es spricht."

„Mag sein, Sie Wilder, aber steigen Sie nur wieder in den Wagen, ich thue Ihnen nichts."

Der Senateur stieg wieder ein, und sie fuhren langsam weiter durch die schweigende Nacht. Ueber ihnen blitzten die Sterne, aus der Dunkelheit vor ihnen hörte man das dumpfe Rollen des Nassitenschen Wagens, hinter ihnen bellte irgendwo in weiter Ferne ein Hund.

Die Gräfin legte ihre Hand in den Arm des Senateurs. Die leichte Berührung brachte das volle Gefäß zum Ueberlaufen.

„Sie sind ein Kind," fuhr der Senateur fort, „ein vollständiges Kind, trotz Ihrer Witwenhaube. Wissen Sie, was Sie jetzt thun?

Wofür halten Sie mich denn? Bin ich ein achtzigjähriger Greis? Warum fachen Sie Hoffnungen an, die sich doch nicht erfüllen dürfen?"

„Wer weiß?"

Der Senateur nahm die Leine in die Linke, schlug den rechten Arm um die Gräfin, zog sie an sich und küßte sie lange auf Stirn, Augen und Mund. „Wenn Du es nicht anders haben willst, mir ist es recht," sagte er endlich. „Mein Herz ist lange genug wider die Kette angesprungen, die ich ihm aus Liebe zu Dir angelegt hatte. Es wurde mir schwer genug, ansehen zu müssen, daß Du damals den fremden Hohlkopf nahmst, ungleich schwerer noch als in der letzten Zeit, wo ich mich mit dem Gedanken vertraut zu machen suchte, daß Du einmal die Frau meines Neffen werden würdest. Wenn ich es aushielt, so geschah es — Gott ist mein Zeuge — nur, weil ich Dich allzeit mehr liebte als mich. Mir war der Gedanke unerträglich, daß Du Dein junges Leben an mein altes fesseln solltest, und ich fürchtete, wenn ich sprach, mich des Rechtes zu berauben, Dir wenigstens als Onkel nahe zu sein."

Die Gräfin schmiegte sich zärtlich an ihren Verlobten. „Sei ohne Sorge, Werner," sagte sie, „für mich gibt es schlechterdings kein Glück als an Deiner Seite, denn nur von einer Liebe, so tief und rein und reif wie die Deine, kann ich hoffen, daß sie mich auf allen meinen Irrwegen begleiten wird, ohne ungeduldig und ohne irre an mir zu werden. Den anderen Menschen bin ich die „Marquise," die charaktervolle, fertige Frau, Du allein weißt, daß ich nur ein armes, rathloses Weib bin, das in heißem Sehnen nach Wahrheit sucht und sie nicht finden kann.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein deus ex machina.

Werner kam auch als die Gäste fort waren nicht zur Ruhe. Immer und immer klangen Theresens Worte in ihm wider, einfache, nichtssagende Worte, die aber in einem Ton gesprochen waren, der

ihn aufs höchste erregt hatte. Er suchte sich vergeblich klar zu machen, warum ihn Theresens Ausdrucksweise, die sich doch aus der Lage, in der sie sich befand, zwanglos ergeben hatte, so beunruhigte, aber er wurde eine unheimliche Ahnung nicht los. Hatte sie innerlich ganz mit ihm gebrochen? Und für alle Zeit? Der Gedanke war schlechterdings unerträglich. Nein, nein, es handelte sich nur um den natürlichen Ausdruck einer nur zu erklärlichen Verstimmung, die weichen mußte, sobald er das erlösende Wort sprechen konnte. War doch seine eigene Liebe so stark, daß er um ihretwillen alles hinzugeben bereit war: Reichtum und Ansehen und mehr als das, — das Verlangen, die Größe seines Opfers von der erkannt zu sehen, der er es brachte, wie sollte er da daran zweifeln, daß auch ihre Liebe tief genug war, um an ihm festzuhalten, selbst während sie an ihm irre wurde. Nein, er war auf dem rechten Wege, und er durfte sich durch nichts dazu bewegen lassen, von ihm abzuweichen.

So sann er, während er unruhig im Zimmer auf und niederschritt, stundenlang. Die Fenster waren offen geblieben, aber die Nachtluft, die durch dieselben hereinströmte, war schwül und heiß. Von Zeit zu Zeit rauschten die Baumwipfel im Park, als ob er einen tiefen Seufzer ausstoße, und in den Obstbäumen des Gartens schrie unheilverkündend ein Käuzchen. Es war, als ob auch die Natur mit sich in Zwiespalt gerathen sei und nicht zur Ruhe gelangen könne.

Werner empfand es wie eine Erlösung, als er den Wagen des Senateurs in den Hof rollen hörte und der Onkel gleich darauf in das Zimmer trat.

„Du bist noch auf?“ rief der Senateur, indem er Werners Hand ergriff, „das freut mich aufrichtig, denn ich hätte Dich doch geweckt. Werner, Du kannst mir gratuliren.“

„Wozu, lieber Onkel?“

Der Senateur sah dem Neffen prüfend in das verstörte Gesicht. „Ich bin Bräutigam,“ sagte er dann zögernd, „Bräutigam von Josephine.“

Werner drückte dem Onkel die Hand, aber er wandte sich ab. Ein Gefühl unerträglicher Einsamkeit und Verlassenheit überkam und überwältigte ihn.

Der Senateur erschrak. Hatte seine Braut sich doch geirrt?

„Lieber Werner," sagte er in seiner offenen Weise innig, „ich habe nicht geglaubt, daß ich mein Glück auf Kosten des Deinigen erwerben müsse, und ich würde es sehr schmerzlich empfinden, wenn dem so wäre."

Werner schüttelte den Kopf. „Es ist nichts," erwiderte er gepreßt, „es wird gleich vorüber sein. Entschuldige mich. Du hast in keiner Weise in mein Glück eingegriffen. Ich kann Dir aus vollem Herzen Glück wünschen, Dir und der Gräfin."

„Lieber Werner," sagte der Senateur herzlich, indem er seinen Arm um Werners Hals schlang, „vertraue Dich mir an. Wir kennen uns erst seit kurzer Zeit, aber ich bin ja der Bruder Deiner Mutter, und ich habe Dich so lieb, als wärest Du mein eigener. Josephine sagt mir, daß Du das schöne Mädchen da drüben liebst, es aber nicht heirathen kannst, weil eine Bestimmung im Testamente Deines Vaters es Dir unmöglich macht. Ist dem so?"

Werner beugte bejahend das Haupt.

Der Senateur blickte den Neffen wieder prüfend an. „Nun, und Du hängst an Deinem Reichtum?" fragte er dann.

„Nein," erwiderte Werner, „das ist es nicht." Er schwieg eine Weile und sah vor sich nieder. Dann sagte er plötzlich: „Verzeih Onkel, aber ich kann jetzt nicht davon sprechen. Ich will Dir morgen alles sagen, aber nicht jetzt. Heute nur meinen innigsten Dank für Deine Theilnahme."

Er wollte fortgehen, aber der Onkel hielt ihn zurück. „Nur noch eins," sagte er. „Du stehst hier im Banne einer unseligen Vergangenheit, und er kann nur gebrochen werden durch einen ganzen und vollen Entschluß. Wenn Du ihn faßt und in den Staatsdienst trittst, werde ich Dir die Laufbahn in mancher Beziehung ebnen können. Komm mit mir nach Petersburg. Was Dir noch an Kenntnissen fehlt, wirst Du Dir bald aneignen, und dann steht Dir die Welt offen. Es ist mancher unter uns, der ungleich kleiner anfangen mußte, als Du. Ueberleg es Dir, Werner, wir sprechen morgen mehr davon. Gute Nacht, mein Junge. Sei guten Muthes."

Hätte der Senateur gewußt, wie es in seinem Neffen aussah, er

wäre nicht gegangen. Es war Werner, als ob ein unabwendbares Verhängnis ihn dem Verderben geweiht habe und jeder Widerstand vergeblich sei. An seiner Wiege starb sein Vater am gebrochenen Herzen; als er heranwuchs galt ihm die Mutter erst für todt, war ihm dann lange eine Fremde. Die wenigen Freunde, die er hatte, stieß er von sich, und als seine Liebe sich ihnen wieder zuwandte, da entfernte gerade sie ihn von ihnen. Dem Mädchen, für das er den letzten Tropfen seines Herzbluts freudig hingegeben hätte, hatte er bisher nichts gebracht, als schweres Herzleid. Und was das schlimmste war — tief in seinem innersten Herzen lebte das Gefühl, daß er sie nur besitzen konnte um den Preis eines Treubruches, begangen an einem Todten, begangen an seinem Vater. Es war ein in jeder Weise zurückgedrängtes, zertretenes Gefühl, aber es lebte doch ein unheimliches, ängstigendes Leben. Es ließ sich auch schlechterdings nicht aus der Welt schaffen. Nie und in keiner Weise. Der Mann, der jene Bitte an den Sohn gerichtet hatte, war todt. Er konnte sie nicht erläutern, er konnte sie nicht — durch heißes Bitten bewogen — zurücknehmen. Seine Forderung stand da, dauernder als Stein, sie war so unmenschlich, so unwandelbar geworden, wie ein Naturgesetz. Werner hieß auch jetzt dieses Gefühl schweigen, und suchte sich, wenn auch vergeblich, an einem Worte Paulis aufzurichten. Eine trübe Jugend, hatte der oft gesagt, hat noch niemand geschadet. Die Pflanzen, die in einem nassen, kalten Frühlinge erwachsen, sind immer die kräftigsten. Ach, es war Werner, als ob es für ihn überhaupt keinen Frühling gab, sondern nur starren todten Winter.

Am anderen Morgen hatten die beiden ein langes Gespräch. Werner erklärte dem Onkel, daß er sich nicht entschließen könne, die ihm überaus theure Landwirthschaft mit dem Beruf eines Beamten zu vertauschen. Er sprach die Wahrheit, er war wirklich mit Leib und Seele Landwirth, aber das eigentlich ausschlaggebende Motiv war doch, daß er sich nicht von Therese entfernen wollte. Er entwickelte nun dem Onkel sein Programm. Er wollte noch so lange in Lindenhof bleiben, bis er sich durch die äußerste Sparsamkeit soviel erworben hatte, um mit einiger Aussicht auf Erfolg eine Domäne pachten zu können, und dann dem Zuge seines Herzens folgen.

„Seid Ihr verlobt?“ fragte der Senateur, der aufmerksam zugehört hatte.

„Nein.“

„Und warum nicht?“

Werner schwieg verlegen. „Verzeih, lieber Onkel,“ erwiderte er nach einer längeren Pause, „aber ich muß Dich bitten, auf eine Beantwortung dieser Frage zu verzichten. Ich müßte sonst auf Verhältnisse eingehen, die nicht nur mich und Fräulein Proßnitz angehen.“

„Schön, aber sage mir wenigstens, ob die Dame weiß, warum Du erst nach Jahr und Tag um sie anhalten willst?“

„Nein.“

Der Senateur schüttelte den Kopf. „Du spielst ein gefährliches Spiel, Werner,“ sagte er. „Bist Du vor einem Misverständnis ganz sicher?“

„Ja.“

„Nun wol. Verdient hättest Du es, daß sie Dir so blind vertraut, wie Du annimmst. Versuche es zunächst auf Deine Art. Der Staatsdienst steht Dir ja immer noch offen.“

Damit stand er auf und fuhr nach Nassiten, wohin ihm Werner nach einigen Stunden folgte. „Gräfin,“ sagte dieser, als er der Braut die Hand küßte, „möge sich Ihnen nun das Räthsel des Daseins in glücklichster Weise lösen.“

„Gewiß,“ erwiderte sie herzlich, „mir und allen, denen es eins ist, oder zu einem wurde.“

Werner blieb nur eine kurze Stunde in Nassiten. Die alten Nassitenschen forderten ihn dringend auf, dazubleiben, aber das Brautpaar bat ihn nicht darum, und den ganzen Tag über lag es auf ihren Gesichtern und in ihren Herzen wie eine Wolke. „Oh, daß die Glücklichen nicht auch glücklich machen können,“ seufzte der Senateur, als er mit seiner Braut allein war.

Die Gräfin blickte nachdenklich zum Fenster hinaus in die in der Hitze zitternde Landschaft. Ihr Bräutigam bemerkte zum ersten Male, seit er sie kannte, einen träumerischen Ausdruck in ihren sonst so kalten, klugen Augen. „Ach, Werner,“ sagte sie, „was ist denn der Glückliche anderes, als ein Mann, der sich aus der gurgelnden Flut

auf ein schützendes Eiland rettete, und nun für eine Weile die Augen abwandte von denen, die vergeblich wider sie kämpfend in ihr dahintreiben."

„Nicht doch," erwiderte der Senateur, indem er die Hand der Gräfin leise drückte. „Das wäre ein selbstsüchtiges und wenig dauerbares Glück. Nur die unter den Geretteten sind glücklich, die, so lange ihre Kräfte reichten, ihre Arme hinstreckten, und immer neue unter den fast Versinkenden ans Land zogen."

Die Gräfin barg ihren Kopf an der breiten Brust ihres Geliebten. „Oh, Du bist viel besser als ich," sagte sie, „Du wirst auch mich besser machen."

Als Werner Hennematt sein Haus betrat, kam ihm der Diener mit einem Briefe entgegen. „Aus Neuhof! gnädiger Herr," sagte er.

Werner begab sich in sein Zimmer und öffnete den Brief, der von Tante Evchen kam. Derselbe lautete:

„Liebster Werner!

Ich habe gestern mit Franz über Deine Angelegenheit gesprochen. Er wollte anfangs nichts davon wissen, behauptete, er sei müde und ich krank und wir müßten daher schlafen. Nun, Du kennst ihn ja. Ich ließ aber nicht nach, und als er mir den Mund zuhalten wollte, biß ich ihn in den Finger. Lieber, ich bin ja kein Kind! Nun behauptete er, in Sachen des Testaments ließe sich nichts machen. Das scheint mir auch so. Armer Junge, Lindenhof wirst Du aufgeben müssen, und den ganzen Skandal über Dich ergehen lassen. Lieber, ich freue mich nur, daß die Geschichte in den Sommer fällt und nicht in den Winter, das wäre sonst ein Gerede im Kasino!!! Aber schlimm bleibt der Skandal immerhin. Lieber, ich glaube, Du solltest für ein halbes Jahr ins Ausland gehen und erst nach Ostern zurückkommen. So wirst Du am wenigsten in der Leute Mund kommen.

Also in Bezug auf Lindenhof hat Franz recht, entschieden unrecht aber hat er, wenn er behauptet, Du könntest Therese auch dann nicht heirathen, ohne daß Du ein schlechter Sohn bist. Lieber, Dein seliger Vater hat Dich ja gar nicht gefragt, ob Du sein Sohn sein willst. Ich weiß nicht, was Du gethan hättest, ich meinestheils hätte mich unter solchen Umständen schönstens bedankt. Lieber, es wäre

mir gar nicht eingefallen, mir im dritten Monat meines Lebens vorschreiben zu lassen, wen ich einmal heirathen soll. Ich habe das auch Franz gesagt, aber er bleibt bei seiner Meinung. Lieber, die Männer sind Eisenköpfe! Aber beunruhige Dich darüber nicht allzusehr, wenn wir sie küssen, werden sie heiß und lassen sich biegen. Indessen vorläufig wird nur erst der Blasebalg ganz leise bewegt. Also Franz ist zur Zeit recht böse auf Dich und führt allerlei unbesonnene Reden, wie z. B. daß, wenn Du den Willen Deines todten Vaters nicht berücksichtigst, Du wol auch für den letzten Willen Deines Onkels kein Verständnis haben würdest!!! — — Du verstehst mich! Verzeih, daß ich das überhaupt erwähne, es verletzt Dich vielleicht, aber es befriedigt mich, die sich doch gern mit ihrem Einflusse etwas bräsig macht, und daher die abzuwendende Gefahr stark tuscht. In Wahrheit ist das natürlich nur augenblickliches Gerede, denn Franz ist viel zu gutmüthig, um es wirklich zu thun, selbst wenn ich nicht da wäre. Also solltest Du ihn überleben, Du oder Eure Kinder (Lieber, wie das drollig klingt!) so brauchst Du der Zukunft wegen nicht in Sorge zu sein. Vorläufig lebt er nun aber — Gott sei täglich Dank dafür — und wird — will es Gott — noch viele Jahre alle Menschen glücklich machen, die in seine Nähe kommen — wie er das von jeher gethan hat. Daß Du später einmal ein reicher Mann sein wirst, hilft Dir nun aber jetzt garnicht. Also ist es jetzt an der Zeit, daß die Frau handelt. Diese hat 20,000 Rubel und findet, daß sie derselben schlechterdings nicht bedarf, denn mich wird er doch gewiß nicht enterben. Lieber, ich habe ihn gefragt, und er sagt selbst: Nein. Also nimm sie und seid glücklich. Nicht wahr, Du nimmst das Geld gleich und kommst mir nicht erst mit: „Aber Tante“ — und „ich kann wirklich nicht“ ꝛc.? Lieber, Ihr werdet es ohnehin knapp genug haben, aber Franz sagt, ich habe nicht mehr, und ich kann Dir doch nicht sein Geld schenken. Also geh gleich hinüber und mache die Sache richtig, und dann kommt her. Mit Franz will ich bis zum Nachmittag schon fertig werden. Also auf Wiedersehen.

Deine Eva Hennematt.

P. S. Lieber, ich muß immer daran denken, daß, wenn Franzens Mutter seinen Vater verlassen hätte, und ich eine Bürgerliche wäre,

Franz mich nicht hätte heirathen können. Lieber das ist ja himmelschreiend!!!!!!

P. S. Wenn es möglich ist, so bring die Standesperson nicht gleich mit. Lieber, es ist nur das erste Mal, ich werde nachher stärker sein. Geht es aber nicht anders, so kommt nur mit ihr. Grüße meine Goldthereſe und küsse sie — aber das wirst Du nicht thun wollen?!!!"

Werner las den Brief noch einmal und wieder einmal, und die Thränen traten ihm dabei in die Augen. Wie viel Liebe sprach aus diesen Zeilen und welches Glück eröffneten sie ihm. Jetzt konnte er ja endlich sprechen, konnte erklären, warum er bisher geschwiegen hatte, konnte glücklich machen und glücklich werden. Wenn es ihm jetzt noch gelang, auch den Onkel dazu zu bewegen, daß er sein Verfahren billigte, dann konnte er freudig alles hingeben, um die eine zu gewinnen, deren Besitz ihm köstlicher erschien, als alle Güter der Welt.

Werner ließ sein Pferd satteln und ritt nach Neuhof. Ein wunderbar freudiges Leben erfüllte ihn und ließ ihn nicht daran zweifeln, daß ihm auch noch der Wunsch erfüllt werden würde, daß der Todte ihn durch den Mund seines Bruders und Stellvertreters von der vollen Erfüllung seines Gebotes befreite.

Als Werner die von der Landstraße nach Neuhof führende Allee erreicht hatte, gewahrte er, daß sein Onkel sich unter den Leuten befand, die damit beschäftigt waren, die Heuernte einzubringen. Er stieg vom Pferde, übergab dasselbe einem herbeieilenden Knecht und ging auf den Onkel zu.

„Komm," sagte dieser, als der Neffe ihn erreicht hatte, „wenn es Dir recht ist, suchen wir den Schatten des Parkes auf."

Der Neuhöffsche nahm Werners Arm und beide gingen schweigend über die Wiese dem Parke zu, an dessen Rande eine Bank unter dem Laubdach einer großen Linde zum Sitzen einlud.

„Lieber Onkel," begann Werner, „Du ahnst wol, warum ich komme."

„Ja. Du willst Fräulein Proßnitz heirathen?"

Werner nickte.

Der Neuhöffsche ergriff Werners Hand und sah ihn aus seinen

tiefblauen Augen, die heute noch ernster blickten, als sonst, lange an. „Werner," fragte er dann, „willst Du wirklich Deinem todten Vater die Treue brechen?"

„Onkel," erwiderte Werner, „handelt es sich denn hier um einen Treubruch? Welches Recht hatte mein Vater, sich so zwischen mich und mein Glück zu drängen? War ich schuld daran, daß meine Mutter — daß es so kam, kannte er Therese? Handelt es sich nicht vielmehr, wie aus seinem Briefe klar hervorgeht, um einen Akt der Rache, der einen anderen trifft, als auf den er gemünzt war?"

Der Neuhöfische blickte eine Weile vor sich hin, dann sagte er: „Es mag sein, daß es so ist, wie Du sagst, aber ich weiß es nicht und Du weißt es auch nicht. Darf ein Mann von Ehre an einer Verpflichtung so drehen und deuteln? Wenn es sich um ein Gebot handelte, um eine That, wenn Dein Vater verlangt hätte, Du solltest die und die heirathen, so wärest Du berechtigt, nicht zu gehorchen, denn ein solches Gebot wäre unsittlich; jetzt aber liegt nur ein Verbot vor, und es gilt nur zu verzichten. Hätte Dein Vater Dich nur von der Densbornschen Familie fernhalten wollen, so hätte er sich schwerlich so allgemein ausgedrückt."

„Onkel," rief Werner leidenschaftlich, „Onkel, mein Vater lebt nicht mehr, ich kann ihm Therese nicht mehr zuführen, wir können ihm nicht mehr beweisen, daß Therese unendlich adeliger ist, als viele Tausende, die von alter Herkunft sind. Ist es denn nicht mehr als wahrscheinlich, ist es nicht gewiß, daß jene Bestimmung nur verhüten sollte, daß mein Stiefvater mich mit einer Dame aus seiner Familie verband? Soll ich deshalb auf die verzichten, ohne die es für mich kein Glück auf Erden gibt?"

Der Baron seufzte. „Ich kann nur wiederholen," sagte er, „daß es sehr wohl möglich ist, daß Du in Deiner Annahme recht hast, und doch kann ich Dein Vorhaben nicht billigen, und ich denke mir, daß das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung Dir über den Schmerz, auf Deine Wünsche verzichten zu müssen, hinweghelfen würde. Geh' fort, Werner, geh' auf ein paar Jahre ins Ausland. Das Schicksal Deines Freundes und der Seinigen kannst Du getrost in meine Hand legen — ich werde dafür sorgen, daß sie die Mittel erhalten, in einer

anderen Gegend ihr verfallendes Haus neu aufzurichten. Geh' fort, Werner — Du weißt, wie wir Dich vermissen werden — aber geh' fort. Denke daran, wie viele vor Euch aus höheren Rücksichten auf ihr Glück verzichten mußten und verzichteten!"

Werner schwankte keinen Augenblick. Er schaute auf die Wiese vor sich, auf der sich die Hunderte geschäftig tummelten, er sah die Bachstelze, die sich, leicht geschürzt, über das Brückengeländer schwang und unter den Bohlen die Ihrigen aufsuchte, und es überkam ihn ein unsägliches Grauen vor der öden, freudlosen Fremde. „Nein," sagte er, und seine Stimme klang hart und rauh, „nein, ich will lieber hier Knechtsdienste thun, als wieder fortgehen. Und nun sage mir eins — wenn Du mir so zuredest — hat Adelsstolz gar keinen Antheil daran?"

Der Baron blickte dem Neffen voll und klar in die finster blickenden Augen. „Nein," sagte er ruhig, „gar keinen. Du wirst mich nicht misverstehen, Werner. Ich bin in einem Lande mit so strenger ständischer Gliederung ein Gegner von Mischheirathen, weil ich beobachtet habe, daß sie nur selten zu vollem Glück führen, daß da immer ein Rest bleibt, der nicht aufgeht, aber was ich vorhin sagte hat mit dieser Erwägung nichts zu thun. Ich muß Dir offen sagen, daß ich auch noch aus anderen Gründen gegen diese Ehe bin, bei deren Schließung mir die Leidenschaft eine zu große, die Vernunft eine zu geringe Rolle zu spielen scheint, aber das alles kommt neben dem Hauptmotiv nicht in Frage. Thue indessen, was Du, wie es scheint, nicht lassen kannst. Nimm dann Evchens Anerbieten an. Ich könnte Dir das Geld ja selbst geben, aber wir wollen ihr die Freude nicht verderben. Und nun, gehe hin, Werner. Mögest Du einmal glücklicher sein, als ich. Mir hat das Leben alle Wünsche zertrümmert — alle."

Werner umfaßte den Onkel stürmisch und küßte ihn. „Liebster Onkel," rief er, in tiefster Seele bewegt, „oh, daß ich Dir das anthun muß."

Der Onkel wehrte ihn sanft ab und erhob sich. „Komm zu Evchen," sagte er.

Sie legten den Weg bis zum Hause schweigend zurück. Der Gedanke, sein Glück nun doch nicht der eigenen Thatkraft zu verdanken,

die Trauer über den Schmerz seines Onkels und ein dumpfes Gefühl des Unrechts, als ob er doch einen Treubruch beging, lähmte den Jubel Werners über sein Glück.

Als sie den Hof erreichten, stiegen eben die Nassitenschen und der Senateur aus dem Wagen. Der Neuhöffsche, der von der Verlobung bereits unterrichtet worden war, eilte auf den Freund zu und umarmte ihn, dann begab man sich gemeinsam in den Garten zur Neuhöffschen Frau. Werner konnte jetzt nicht daran denken, fortzueilen, so blieb er denn da und wartete mit Ungeduld auf den Aufbruch der Gäste. Tante Evchen hatte ihm, als er ihr die Hand küßte, rasch ins Ohr geflüstert: „Du hast mit ihm gesprochen?“ und als Werner bejahte, ihm glücklich zugenickt. Darüber erwachte in ihm mehr und mehr wieder das Gefühl des Glückes und einer kaum erträglichen Sehnsucht nach Therese.

Seine Geduld wurde aufs äußerste in Anspruch genommen. Er mußte in Neuhof speisen und auch nachher verrann Stunde auf Stunde, ohne daß die Gäste sich rührten. Bei der unerträglichen Hitze, die an jenem Tage herrschte, hatte der alte Nassitensche nicht die mindeste Lust, vor Eintritt der Abendkühle aufzubrechen.

„Wenn wir unter einem südlicheren Breitengrade lebten,“ sagte er, „so würde ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß uns ein Erdbeben oder sonst ein unerhörtes Naturereignis bevorsteht. Ohne Hagel wird es auch so schwerlich abgehen.“

Dem Brautpaar, das die Neuhöffschen überaus liebte, war es ganz recht, den ersten Abend bei ihnen zu verbringen.

„Mein lieber Hennematt,“ sagte der Senateur, „Du glaubst nicht, wie sehr ich es genieße, Euch zuerst mein Glück vorzuführen.“

So saßen sie, während der Schatten des Parkes länger und länger wurde, beieinander, sprachen von der Zukunft des Brautpaares und neckten es mit seinen verschiedenen Ansichten. „Laßt uns nur, wir kommen schon miteinander zurecht,“ rief der Senateur lachend, „Josephine wird eines Patrioten Weib und damit eine Patriotin.“

„Ich will es wenigstens versuchen,“ erwiderte die Gräfin, „und da ich mit dem „Volke“ nichts zu thun haben werde, wird es mir vielleicht gelingen.“

Beide waren ungemein herzlich gegen Werner. Sie empfanden sein Leid wie eine Störung ihres eigenen Glückes. „Werner," sagte der Senateur, „ich bekam heute eine liebe Antwort von Deiner Mutter. Morgen schreibe ich wieder. Sie wird gewiß auch an meinem Glücke theilnehmen."

Werner drückte dem Onkel herzlich die Hand. Da war denn wieder einer seiner Lieblingswünsche erfüllt. Ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit gegen Gott erfüllte sein Herz.

Der Senateur setzte sich nach einer Weile neben Tante Evchen und unterhielt sich leise mit ihr. Es schien Werner, als ob von ihm die Rede sei, und er freute sich über der Tante kindlich holdes Lächeln und die Grübchen in ihren Wangen und ihrem Kinn. Dann glitt sein Blick hinüber zu dem ernsten Antlitz des Onkels, das heute noch schwermüthiger aussah, als sonst, und ein tief schmerzliches Gefühl zog ihm das Herz zusammen.

Werner hatte richtig vermuthet. Die beiden sprachen von ihm und ihre letzten Worte lauteten in Frage und Antwort:

„Also er kommt endlich endgiltig zur Ruhe?"

„Ja, ganz und gar."

Als die Sonne untergegangen war und alle sich ins Haus begeben hatten, entschloß sich Werner, aufzubrechen und der Tante erst am folgenden Tage zu danken. Er schützte vor, daß er für den Abend eine Konferenz mit mehreren seiner Wirthe in einer Grenzangelegenheit anberaumt habe, und empfahl sich. Als er sich von der Tante verabschiedete, flüsterte sie: „Lieber, küßt Euch nicht zu viel," und sah ihn mit von Glück strahlenden Augen an. Der Onkel drückte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen," sagte er.

Werner eilte zum Stall, schwang sich aufs Pferd und ritt in scharfem Trabe davon. Sobald er die Landstraße erreicht hatte, trieb er sein Pferd an und sprengte im Galopp Inselhof zu. Er nahm sich nicht die Zeit, die Fähre zu benutzen, sondern suchte eine Furt auf und ritt durch den Fluß. Er hatte jetzt nur den einen Gedanken des ihn ganz erfüllenden Glückes und er eilte mit Anspannung aller Kräfte Therese entgegen. Endlich erreichte er den Hof, warf die Zügel dem Pferde auf den Hals und eilte dem Gartenthore zu.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Zu spät!

Am Morgen desselben Tages saß der Pastor an seinem Schreibtische und arbeitete, als die Thüre aufging und Johanson hereintrat. Der alte Herr reichte dem Pastor die Linke und führte mit der Rechten ein Taschentuch, das so groß war, wie eine kleine Tischdecke, über seine Stirn und seine Wangen. „Daß Du wegstaubtest," sagte er. „Sonnchen brennt und brennt wie Feuer in Ziegelofen, und Du stehst und bläst wie Pferd, das Bauchschlag hat."

„Guten Morgen, Herr Johanson," erwiderte der Pastor. „Bitte, nehmen Sie Platz. Was führt Sie so früh zu mir?"

Der Alte vergrub sein Gesicht wieder in das Tuch, räusperte sich, stand auf, ging in die Ecke des Zimmers und spie in das Speibecken. „Was wird das werden?" sagte er, indem er sich dem Pastor wieder zukehrte, „wo soll das Brotchen herkommen? Wir werden im Herbst wieder Moos und Baumrinde essen müssen, wie zu Vorväter Zeiten!"

Der Pastor bemerkte, daß sein Gast etwas auf dem Herzen hatte, das nicht recht über die Zunge wollte, und ließ ihn gewähren. „Ich fürchte, Sie haben nur zu recht," bemerkte er, „es wird eine schlechte Ernte."

„Nu, ist es nicht so? Ich sage Ihnen, wir werden bei den Mäusen betteln gehen. Roggen geht noch an, aber Weizen! Daß Gott erbarm! Und Gerste und Hafer? Rein nichts. Nu, Sie aben auch Herz für Landwirthe, Sie wissen auch, wie uns der Sinn steht, wenn das Auge im November durch Scheune sieht. Man sagt ja, daß Ihr seliger Großvater auch bei Düngerfuhr dabei gestanden at."

„Er hat nicht nur dabeigestanden, Herr Johanson. Mein Großvater war ein Bauer."

„So? Also wirklich? Nu ja, so reden die Leute. Ihr Großvater! Ach Du mein Gottchen! Und noch zu Gehorchszeiten! Da wird er auch seine Knochchen geplagt aben. Wai, wai! Ja, damals hieß es: alt's Maul und horch auf Erren! Und jetzt verkünden Sie Gottes Wort!"

Johanson sah den Pastor so mitleidig an, als ob derselbe ein krankes Kind und eben erst in der Rekonvalescenz begriffen wäre. „Mein Großvater hat es nicht schwer gehabt," meinte der Pastor, „er war ein Kronswirth unter Brandenburg."

„Ach Du mein Gottchen! Das war in jenen Zeiten nicht so, wie Sie denken. Damals atten es Kronswirthe nicht besser wie andere. Aber einerlei, Sie sind von unserem Stande, das heißt unseres Volkes Sohn. Ist es nicht so?"

„Gewiß, Herr Johanson."

Es entstand eine Pause, während welcher Johanson auf seinem Stuhle unruhig hin- und herrückte. „Err Pastor," begann er endlich wieder, „in meiner Brust ist ein großer Baum. Ich reiß' und reiß' und bete und bete, aber ich kann ihn nicht ausreißen. Die Wurzeln sind ganz im Erzen drin."

Der Pastor legte die Hand beruhigend auf das Bein des Erregten. „Sprechen Sie," sagte er ernst, „theilen Sie mir mit, was Sie drückt. Vielleicht bedient sich Gott meiner als Werkzeug, um Ihnen den rechten Weg zu weisen."

Der Alte preßte die gefalteten Hände fest aneinander und blickte starr vor sich nieder. „Err Pastor," brachte er mühsam hervor, „Sie sind ein eiliger Mann, Sie werden mir rechtgeben. Hier ist Landstraße nach Hölle und hier ist Feldweg nach Himmel, aber er ist so schmal, daß mein Wagen nicht auf ihm fahren kann."

„Fahren Sie nur drauf zu, Johanson, der Weg wird nachher immer breiter und breiter."

„Err Pastor, das Pferd steht und geht nicht."

„Treiben Sie es an, Johanson, treiben Sie es an mit Zügel und Peitsche."

Der Alte wischte sich wieder den Schweiß von der Stirn. Diesmal war es der Angstschweiß höchster Erregung. „Err Pastor," rief er, „ich bin wie Fisch, der nach Flut im Graben zurückblieb. Ich fahre hin und her und finde keinen Ausweg."

„Was ist es, Johanson? Was ist es? Haben Sie jemand schweres Unrecht angethan? Sind Sie in Sünde gefallen?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Err Pastor," sagte er, „mir war

ein Bruder. Er war ein Junge wie ein Staroſt, keiner war ſtärker im ganzen Inſelhöfſchen Gebiete. Er trug drei Lof Weizen in die Kleete und er atte ein Herz wie ein Lamm. Laß einen ſterben und er weint wie Kind. Damals war hier der Vater von dem Inſelhöfſchen, aber er ſelbſt war auch ſchon aus Dorpat wieder hier. Der Alte war ein Teufel. Wenn er große Augen aufriß, da lief es wie Ameiſen über Rücken. Ich war Wagger, mein Bruderchen war Junge beim Katzenwirth. Nun war damals der Anberg noch Atmatte, und die Pferde weideten dort. Wie nun die Jungen ſind — da at einer geſchlafen, da iſt einer zum Mädchen geritten — die Pferde waren in Aferfeld gegangen. Der alter Teufel zieht die Stirn zuſammen: ‚Werdet Ihr wol aufpaſſen, Karnaillen,‘ ſagt er. ‚Gehen die Pferde noch 'mal in Aferfeld, gibt es fünfzehn.‘ Mein Bruderchen war jene Woche auf Hofe. Wie er wegreitet, ſteh' ich an Pfahllandthüre und ſage: ‚Erbarme Dich, daß die Pferde nicht in Feld gehen.‘ Er ſieht mich an mit liebe Augen und winkt mit Koppel.

„Ich bete und lege mich ſchlafen. Wie eben das Rothſchwänzchen ruft, ſtößt mich einer an. Ich mach Augen auf und ſeh: da ſteht mein Bruder, bleich wie Wand. Ich ſpring auf. ‚Brennt das Pfahlland?‘ frag ich. ‚Nein,‘ ſagt er, ‚die Pferde ſind in Afer.‘ ‚Erbarm Dich,‘ ſag ich und ſuche Mütze, ‚was ſtehſt Du, komm, lauf, wenn alter Teufel das ſieht!‘ Da fällt er vor mir hin und heult und ſchreit: ‚Der Err hat es geſehen.‘ Ich faß ihn am Arm und wir laufen auf Hof. Da ſteht der Err ſchon auf Treppe. Wir fallen beide auf Knie und bitten und jammern, aber der Teufel ſieht uns an mit großen Augen und ſchreit: ‚Mikel! Mikel!‘ ‚Err,‘ ſagt mein Bruderchen, ‚ich will zehn Jahre auf Hofe dienen, aber ſchlagt mich nicht.‘ Und ich auch: ‚Lieber, lieber Err, nehmt alles, aber ſchlagt ihn nicht.‘ Aber der Teufel ſteht nur immer und lehnt ſich mit einer Hand an Säule und ſchreit: ‚Mikel, Mikel!‘ Da kommt der Mikel und die Leute, und der junge Err kommt auch, und ſie ſchleppen ihn nach Riege, und der junge Err trägt die Peitſche.“

Der Alte brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Der Paſtor erhob ſich, beugte ſich über ihn und fuhr ihm mit der flachen Hand beſänftigend über das Haar.

„Wie er aufsteht," fuhr Johanson fort, „da sieht ihn der Junghherr an und lacht höhnisch und fragt: ‚Nu, wie at es geschmeckt?' ‚O Herr, Herr! Schlagt Ihr auch den zahmsten Hund so, so wird er die Würge zerreißen und Euch an Hals fassen.'

„Wie wir zurückgingen, at mein Bruderchen kein Wort gesprochen. Er legte den Kopf auf Arme und saß und saß. Mir war das Erz im Leibe schwer wie Mühlstein, aber ich mußte auf Feld. Wie ich auf Felde bin, da kommt das Viehmädchen, die Toimen, und die Mahling, das Gänsemädchen, und heben die Hände auf und rufen: ‚Kommt, rettet!'"

Der Alte weinte wieder bitterlich.

„Der Unglückliche hatte Hand an sich gelegt?" fragte der Pastor.

„Er war ins Wasser gesprungen. Wie ich ihn fand, war er längst blau. Er war mein einziges Bruderchen. Und nun frage ich Euch, Herr, und antwortet mir, als ob Ihr vor Gottes Thron ständet: darf ich ihn hassen? Abe ich recht gethan, daß ich mich damals zum Hause wandte und hob meinen Arm auf zum Gotte Davids und legte meine Hand an die Säule und that einen Fluch, daß dieses Haus einstürzen und seine Einwohner begraben solle, Menschen und Thiere bis zur Maus im Keller? Abe ich recht gethan?"

Der Pastor, der neben Johanson stand, ergriff seine Hand. „Lieber Johanson," sagte er, „Sie sprechen zu Ihrem Pastor und Ihr Pastor ist es, der Ihnen mit einem lauten „Nein" antwortet. Unser Heiland erlitt ungleich schwereres und er bat für die, die ihn marterten und tödteten. Aus seinem Munde ging kein Fluch, sondern eitel Segen."

„Herr," rief der Alte wild, indem er aufsprang, „alle die Jahre abe ich geduldig gewartet auf Rache und abe still gehalten und abe gedacht: Gott wird ihn treffen, ihn und sein Haus bis ins dritte und vierte Glied. Die Rache ist sein, er wird vergelten. Aber er at noch immer nicht vergolten, noch immer nicht. Das verfluchte Haus steht noch immer und der Mörder meines Bruders ist alt und grau geworden. Und nun kommt mein einziger Sohn und will die Tochter jenes Mannes heirathen. Herr, ich abe zu Gott gebetet von meiner Jugend auf, jetzt aber frage ich: wo ist Gott?"

„Hier," erwiderte der Pastor, indem er seine Hand leicht auf die Brust des Alten legte, „hier in diesem gottesfürchtigen Herzen, das jetzt selbst bangt ob der Lästerung, die sich eben aus seinen Tiefen losrang. Wer gibt Ihnen das Recht, zu murren, weil Sie Gottes unerforschliche Wege nicht verstehen können, und wie können Sie es wagen, Gottes Rache anzurufen über Ihren Nächsten, Sie, der Sie sein Gericht doch so sehr zu scheuen haben, wie irgend ein anderer; Sie, der Sie lange Jahre hindurch jenem in der Maske des Freundes Geld liehen, nicht um ihm zu helfen, sondern um ihn zu verderben? Jener hat als ein roher Jüngling, der von Gott und seinem Willen nichts wußte, ein rohes Wort gesprochen. Was ist das gegen Ihre Handlungsweise! Sie, ein Christ, sind ihm Jahre lang genaht als ein schmählicher, arglistiger Heuchler."

Der Alte blickte den Pastor entsetzt an und streckte die Arme flehend gegen ihn aus, aber dieser fuhr fort: „Und nun, da Gott in seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit Ihnen Gelegenheit gibt, Ihr Unrecht zu sühnen, nun, da sich die Aussicht eröffnet, endlich einmal den Bann der Vergangenheit für immer zu brechen und Liebe an die Stelle des Hasses treten zu lassen, da murren Sie Unsinniger wider Gott und klammern sich an Ihren alten Haß. Ich aber sage Ihnen, ich, der Diener des Herrn, sehen Sie wohl zu, daß nicht der Fluch, den Sie einst ruchlos aussprachen über jenen, zurückfällt auf Ihr eigenes Haupt. Sehen Sie wohl zu, daß jenes Haus nicht einstürzt, während unter dem Dach, das seine Säulen tragen, das Liebste weilt, das Sie in der Welt haben."

Der Alte war auf seinen Stuhl gesunken und blickte starr vor sich hin. „Err Pastor," sagte er nach einer Weile, „Gott vergelte Ihnen Ihre Worte. Er trieb mich zu Ihnen."

Er that wankend ein paar Schritte zur Thüre hin. Da blieb er plötzlich stehen, eilte auf den Pastor zu, umklammerte ihn und schrie im höchsten Schmerz: „Mein Bruderchen, mein Bruderchen!"

Die beiden saßen noch lange beisammen und der Pastor entließ sein Beichtkind erst, als er fühlte, daß der Alte fertig geworden war mit dem Hasse, der so lange Jahre in ihm gelebt hatte. Als der Alte dann gegangen war, sank er nieder auf seine Knie und dankte Gott,

daß er ihm die rechte Liebe ins Herz gegeben hatte und die rechten Worte auf die Zunge, um diese wunde Seele wieder zu heilen.

Während Johanson sich langsam Inselhof näherte, saß Therese auf der in den Garten führenden Veranda. Die Arbeit war ihren Händen entfallen, sie blickte müßig hinaus in den stillen Garten, in dem der Vogelgesang bereits verstummt war. Sie hatte alle Lust an der Arbeit, am Schaffen verloren, es war ihr, als ob die Sehnen ihrer Thatkraft durchschnitten waren. Sie fuhr erst auf, als sie Eberhards Schritte vernahm und ihn dann durch die geöffnete Thüre auf die Veranda treten sah.

Eberhard hielt die Zeitungen in der Hand und einen Brief. Er küßte die Schwester nach seiner Gewohnheit auf den Scheitel, nahm neben ihr Platz und öffnete den Brief. Therese, die ihn ansah, bemerkte, wie während der Lektüre dunkle Röthe seine Stirn überzog und seine Lippen sich zusammenpreßten. „Was hast Du?" fragte sie.

Eberhard reichte ihr schweigend den Brief, stand auf und ging mit übereinander gekreuzten Armen auf und nieder. Der Brief war von einem Freunde Eberhards, für den dieser als Bürge einen Wechsel über tausend Rubel unterzeichnet hatte. Der Freund theilte ihm jetzt unter vielen Ausdrücken des Bedauerns mit, daß er leider nicht in der Lage sei, die fällige Summe aufzutreiben, und Eberhard sich daher darauf gefaßt machen müsse, seiner Bürgschaft gerecht zu werden.

Therese ließ die Hand, die den Brief hielt, in den Schoß sinken und sah ihren Bruder traurig an. Ihr Blick schnitt ihm ins Herz. „Liebstes Schwesterchen," sagte er, indem er neben ihr stehen blieb und seine Hand auf ihre Schulter legte, „glaube mir, daß ich den unseligen Augenblick, da ich mich zu dieser Bürgschaft verleiten ließ, längst bedauert habe. Ach, Du weißt ja, ein wie schlechter Wirth ich Unseliger bin, wie ich bei allen guten Vorsätzen immer und immer wieder darin verfalle, das leidige Geld wegzuwerfen, als ob es Rechenpfennige wären. Ich kann mir noch so sehr vornehmen, künftig sparsam zu sein und auf meine Verhältnisse Rücksicht zu nehmen — tritt die Versuchung an mich heran, so bin ich so unverständig wie ein Kind."

Therese blickte starr vor sich hin und neigte ihr Haupt. So war es. Ganz so. „Eberhard," sagte sie endlich, „es muß anders werden,

hörst Du, es muß anders werden. Du hast ja alle Eigenschaften, um glücklich zu sein, Du bist gut, fleißig und anspruchslos, und doch, Eberhard, mußt Du verderben, wenn es Dir nicht gelingt, in diesem einen ein anderer zu werden."

Eberhard wollte eben erwidern, als Johanson durch das Gartenthor eintrat. Thereſe erröthete über und über, und das Herz ſtand ihr ſtill vor Schreck. Die entſcheidende Stunde hatte geſchlagen.

Der Alte kam mit langſamen Schritten näher. Er ſah müde aus, und ſeine Augenlider waren geröthet und angeſchwollen.

„Fräulein Thereſe," ſagte er, nachdem er den beiden die Hand gereicht hatte, „kann ich wol allein mit Ihnen ſprechen?"

Eberhard blickte verwundert von Johanſon zu Thereſe. „Bitte, Herr Johanſon," ſagte er dann, indem er aufſtand und ins Haus ging.

Johanſon ſetzte ſich auf Eberhards Stuhl und ergriff Thereſens Hand, die ſie ihm willig überließ. „Liebes Fräulein," ſagte er, indem er ihr ins Auge blickte, „Sie wiſſen, warum ich komme. Was Sie vielleicht nicht wiſſen, iſt, daß Ihr Großvater und Ihr Vater mir einſt ſchweres Unrecht zugefügt haben. Ich abe ihnen mit Gottes Hilfe verziehen, und ich will nichts mehr davon wiſſen. Seien Sie meinem Karl ein liebevolles Weib und machen Sie gut, was jene einſt verbrochen haben."

Johanſon ſah ſo alt und gebrochen aus, daß Thereſe ein tiefes Mitleid fühlte. Der Streifen an ſeinem Halſe war noch nicht vernarbt und fiel ihr roth ins Auge. Alles, was gut in ihr war, und alles, was böſe, drängte ſie in die eine Richtung. „Sie irren, Herr Johanſon," ſagte ſie, „ich weiß von jenem unſeligen Vorfall, und ich danke Gott, daß er mir Gelegenheit gibt, ihn an meinem Theil zu ſühnen. Ich will Sie aber ſo wenig täuſchen, wie Ihren Sohn. Ich weiß nicht, ob er Ihnen geſagt hat, daß ich bis vor kurzem einen anderen liebte, und daß ich ihn nicht liebe, wie ſonſt die Braut den Bräutigam. Ich bin ihm herzlich gut, und ich werde mich beſtreben, ihm eine tüchtige Gefährtin zu ſein, genügt ihm das, genügt Ihnen das — dann mag er kommen."

Der Alte blickte ſtumm vor ſich hin. „Liebes Fräulein," ſagte er, „wiſſen Sie nur erſt, daß Sie ihm eine treue Gefährtin ſein

werden, so werden Sie ihn auch bald lieben. Er ist ein guter Sohn, er wird auch ein guter Mann sein. Und nun geben Sie mir die Hand, Fräulein Therese, und möge aller Zorn begraben sein und nur die Liebe nach bleiben."

Therese beugte sich herab auf die Hand des Alten und küßte sie. „Das gebe Gott," sagte sie.

„Soll ich mit dem Vater sprechen, oder wollen Sie es thun?" fragte er.

„Ich will mit Vater sprechen," erwiderte Therese.

Der Alte ergriff beide Hände des jungen Mädchens und schaute ihr lange in die Augen. „Gründet Euer Haus auf die Liebe und auf die Wahrheit," sagte er, „und die Winde werden vergeblich dagegen stoßen. Sie werden es nicht umwerfen."

Damit ging er.

Therese legte die Hand auf ihr heftig klopfendes Herz und blickte ihm nach. Es war ihr, als ob sie ihn zurückrufen müsse und ihm offen sagen, daß der Haß soviel Antheil an ihrem Entschluß habe wie die Liebe, und die Lüge soviel wie die Wahrheit. Es war ihr, als ob in dem alten, gebrochenen Manne, dem sie so lange das schlimmste zugetraut hatte, nun ihr guter Geist von ihr schied. Wie ein völlig anderer kam er ihr vor, selbst seine Sprache war eine andere, eine edlere gewesen.

„Was hast Du, Mädchen, was hast Du?" fragte Eberhard, der von innerer Unruhe getrieben zu ihr trat, sobald er den Alten scheiden sah.

„Ich habe mich mit Karl Johanson verlobt."

Eberhard prallte zurück. „Therese," rief er entsetzt, „was hast Du gethan?"

„Ich habe an meinem Theile den Bann der Vergangenheit gebrochen," erwiderte Therese. „Ich stand in vieler Beziehung unter ihm."

Therese sagte das mit einem öden, spöttischen Lächeln, einem Lächeln, das Eberhard entsetzte, das bei Tag und Nacht nicht aus seiner Phantasie weichen wollte, und das sich wie eine Mauer aufrichtete zwischen ihm und der Schwester.

„Therese," rief er, „willst Du in die Ehe treten mit einer Lüge? Du liebst Karl nicht, Du liebst Werner."

„Nein, ich liebe ihn nicht," erwiderte Thereſe, und ihre Augen funkelten zornig. „Er gab ſich alle Mühe, mein Herz zu beſtricken, aber ich habe ihn durchſchaut, und ich habe ihm all ſeine Schönthuerei vor die Füße geworfen."

„Thereſe, was redeſt Du! Daß er ſich Dir anfangs näherte, ſah ich wol, auch daß Du ihn nachher zurückſtießeſt. Warum geſchah das?"

„Eben weil ich ſah, daß ich dem falſchen Junker gerade gut genug war zum Spielzeug."

„Was heißt das, Thereſe? War er mit Dir verlobt und ließ er Dich im Stich? Sage ja und Du ſollſt gerächt werden, wie noch nie zuvor ein Mädchen."

„Sei ruhig," verſetzte Thereſe, und wieder ſpielte das böſe Lächeln von vorhin um ihren Mund, „ſei ruhig. Wir waren nie verlobt, er hat mir nie Treue gelobt, Du brauchſt mich nicht zu rächen. Er kann ſeine Gräfin heirathen und nach wie vor Dein Freund bleiben."

„Thereſe," rief Eberhard außer ſich, „ich begreife nicht, welch ein böſer Geiſt in Dich gefahren iſt. Was willſt Du? Was thuſt Du? Auch ich weiß ja nicht, was Werner abgehalten hat zu ſprechen, als Du es von ihm erwarten zu dürfen glaubteſt, aber ſei überzeugt, daß er gewichtige Gründe dafür hatte, daß ihm jede Täuſchung fern lag. Iſt er Dir denn plötzlich ein Fremder geworden, daß Du unſerem Werner zumuteſt, er könne ſich Dir anders als in redlicher Abſicht genaht haben, Dir, der Gefährtin ſeiner Jugend, meiner Schweſter!"

„Laß das, Eberhard," erwiderte Thereſe bitter. „Wenn Du geſtern geſehen hätteſt, wie er wegſah, um mich nicht in Gegenwart der Gräfin und ſeiner übrigen hochadligen Gäſte grüßen zu müſſen, ſo würdeſt Du vielleicht anders urteilen. Aber ich erhebe keinen Vorwurf wider ihn. Unſere Wege trennen ſich jetzt, er geht rechts, ich gehe links, wir haben nichts mehr mit einander gemein."

Auf dem Wege, der vom Felde her durch den Garten führte, wurde der alte Proßnitz ſichtbar. Thereſe eilte die Stufen der Treppe hinunter und ging ihm raſchen Schrittes entgegen. „Vater," ſagte ſie, als ſie ihn erreicht hatte, „Vater, ich habe Dir etwas zu ſagen."

Der alte Proßnitz blieb ſtehen und ſah ſeine Tochter mit großen Augen an. „Nun?" fragte er.

„Ich habe mich mit Karl Johanson verlobt, und ich bitte Dich um Deine Einwilligung.“

Der Alte war ein harter, rauher Mann, und es war nicht seine Sache, sich um die Gefühle anderer zu bekümmern, aber jetzt errieth er doch zum Theil den Zusammenhang der Ereignisse, und es jammerte ihn seines Kindes. „Warte, warte, Therese,“ sagte er, „so schnell macht man dergleichen nicht ab. Du weißt jetzt nicht, was Du thust, und Du willst — na, sieh doch, da hat der Hund, der Jakob, das Beet doch nicht umgegraben — Du willst den Bauer nehmen, weil der Junker Deine Hoffnungen nicht erfüllte. Daß es mit dem nichts werden würde — hu — hu — hu — hu — habe ich mir gleich gedacht — hu — hu — hu — hu — lehre Du mich die falsche, undankbare Race kennen, aber deshalb — zum Teufel, das ist heute eine Hitze wie in Afrika — deshalb brauchst Du noch nicht den ersten besten Bauernjungen zu nehmen. Nein, nein, dazu ist Dein Vater da, der wird schon für Dich denken.“

„Ich danke Dir, lieber Vater, aber mein Entschluß ist endgiltig gefaßt.“

„Nun, nun, vielleicht findet sich doch noch ein Ende, Thereschen. Sieh doch einmal an, der Karl! hu — hu — hu — ich hätte dem Bengel gar nicht die Courage zugetraut. — Still, Karo, still. — Aber sei nur ruhig, Therese — ich werde dem jungen Manne den Kopf waschen. Das werde ich. Der Bauer soll keinen Kaviar essen. Nein, und was den anderen anbetrifft, — nimm Dir das nicht allzusehr zu Herzen! Die taugen alle mit einander nichts, a da ist eine Heckfel und der andere Kaff. Und dann — hu — hu — hu — man soll sich nicht, um einen anderen zu ärgern, die Nase bschneiden.“

„Vater,“ sagte Therese, „Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich Johanson zugesagt habe, weil jener mich verschmähte. Ich habe ihn gewählt, weil — weil —“

„Nun, weil?“

„Weil ich ihn schätze, und weil ich hoffe, ihm das bieten zu können, was er von mir erwartet.“

„Ach, geh doch! Ach, was sprichst Du da?“ rief der Alte, der heftig wurde. „Was kann denn solch ein dummer Bauernjunge von

Dir erwarten, und was kannst Du ihm bieten? Eine Viehmagd soll er heirathen, aber nicht Dich! Es ist eine Unverschämtheit, daß der Kerl überhaupt um eine Standesperson wirbt! Aber ich werde ihn Mores lehren! Ich will ihn! Seit das Gesindel nicht mehr die Brotpeitsche schmeckt, ist nichts mehr vor ihm sicher."

„Vater," rief Therese heftig, „vergiß nicht, daß Du von dem Sohne des Mannes redest, der Dich viele Jahre lang großmüthig unterstützt hat!"

„Ach was, unterstützt! Habe ich mir das Geld schenken lassen? Was? Wird er nicht seine guten Prozente bekommen, sobald die Zeiten etwas besser werden? Will der undankbare Kerl mir mein Kind abkaufen? Willst Du Dich verkaufen lassen? Was?"

„Nein, Vater, aber ich will Dich bitten, nicht in solchem Tone von dem Manne zu sprechen, dessen Weib ich in kurzer Zeit sein werde."

Sie hatten sich unterdessen wieder in Bewegung gesetzt und die Veranda erreicht. „Und was sagst Du denn dazu, Eberhard?" rief der Alte.

Eberhard schwieg. Der Alte brach in eine Flut von Schelt-worten aus. Er rief Eberhard in sein Zimmer, hieß Therese Tante Amalie herbeirufen, und hatte mit den beiden ein langes Gespräch. Eberhard nahm energisch die Partei der Schwester. Er betonte, daß diese alt genug sei, um zu wissen, was sie that, und hob hervor, daß bei ihrem energischen Charakter jeder Widerstand nur noch Oel ins Feuer gieße. Er wies ferner darauf hin, daß Karl immerhin das Gymnasium absolvirt habe, und daß er ein guter, wackerer junger Mann sei. Von diesen Ausführungen erschien dem Alten der Hinweis auf Theresens Charakter besonders durchschlagend. „Du hast ja recht," sagte er, „aber wir können doch um Gotteswillen nicht zulassen, daß sie den Bauernjungen heirathet!"

Tante Amalie war anfangs kaum weniger erschreckt und entrüstet gewesen, als ihr Schwager, aber sie fand sich leichter in die Lage, als er. Sie trug einen grimmigen Haß gegen Werner im Herzen, sie fürchtete, daß Therese infolge des leidigen Handels überhaupt ledig bleiben könne, und sie war überdies für die Hilfe, die der alte Johanson der Familie gewährt hatte, dankbarer als der Schwager.

Dazu kam noch, daß Karl durch sein allezeit freundliches, aufmerksames Wesen ihre Vorurteile gegen ihn zum Theil besiegt hatte.

Das Ende der langen Berathung war, daß auch der alte Proßnitz endlich erklärte: „Möge er kommen.“

Als Eberhard die Schwester aufsuchte, um ihr den Entschluß des Vaters mitzutheilen, umschlang sie seinen Hals, barg ihren Kopf an seiner Brust und weinte bitterlich, aber er drang vergeblich in sie, ihren Entschluß aufzugeben, oder ihn wenigstens zu motiviren. Sie erwiderte ihm kein Wort.

Als Karl am Nachmittage kam, empfing ihn die übrige Familie mit kalter Höflichkeit, aber Therese trat ihm liebevoll und offen entgegen. „Jetzt gehören wir zusammen, Karl,“ sagte sie, „nun soll uns nichts mehr scheiden, es scheide uns denn der lebendige Gott durch den Tod.“ Nun, da der Kampf zu Ende war, und die Entscheidung gefallen, kam es wie eine Art Freudigkeit über sie. Sie konnte jetzt dem, dessen Familie durch die ihre so schwer gelitten hatte, treu zur Seite stehen; sie konnte dem alten Manne, der den ungeheuren Kampf siegreich bestanden hatte, eine gute Tochter werden; sie konnte endlich den Ihrigen eine Stütze sein und es Eberhard ermöglichen, sich eine Zukunft zu erobern. Der Gedanke an Werner, das Gefühl der inneren Unwahrheit ihrer Lage, trat für einen Augenblick zurück.

Am Abend kamen auch der Pastor und der alte Johanson, und alle saßen auf der Veranda beisammen. Man vermied es, von der Verlobung zu reden, und sprach von diesem und jenem.

Da sah Therese, die neben ihrem Bräutigam saß, einen Reiter auf den Hof sprengen. Seine Gestalt hob sich gegen den Abendhimmel deutlich ab, es war Werner. Ein Zittern lief durch Theresens Glieder, und in diesem Augenblicke beherrschte sie nur das eine Gefühl, das Gefühl der befriedigten Rachsucht. Sie sah Werner vom Pferde springen und mit raschen Schritten dem Gartenthor zueilen. „Komm,“ sagte sie, indem sie den Arm Karls um sich zog und aufstand, „komm!“

Werner trat noch näher, dann blieb er plötzlich stehen. Er schwankte einen Augenblick und hielt sich schwer an die Treppenwange.

Eberhard war gleichfalls aufgesprungen und auf den Freund zugeeilt. „Komm, Werner,“ sagte er, „ich habe Dir etwas zu sagen.“

Werner blieb stehen und starrte Thereſe an, als sähe er ein Geſpenſt. Dann ließ er ſich widerwillig von Eberhard fortziehen. „Sind ſie verlobt?“ fragte er, als ſie den Hof erreicht hatten.

„Ja, Werner.“

Werner fiel ſchwer gegen die Mauer des Hauſes. Ein Gefühl grenzenloſer Verzweiflung ergriff ihn. „Zu ſpät!“ murmelte er, „zu ſpät! Oh, ich Unſeliger!“

„Komm,“ ſagte Eberhard nach einer Weile. Werner richtete ſich auf, ſtützte ſich auf den Arm des Freundes und ging mit ihm hinaus auf die Wieſe, ſeinem Heim zu. Als ſie das Flußufer erreicht hatten, ſank Werner nieder auf den Raſen und barg ſein Antlitz ſtöhnend in dem Graſe.

Eberhard blieb ihm ſchweigend zur Seite. Auch ihm war das Herz voll zum Zerſpringen, und er ſah mit bangen Ahnungen der Aufklärung über Werners räthſelhaftes Verhalten entgegen. Aber dieſe blieb aus. „Lebe wohl, Eberhard,“ ſagte Werner, als er ſich endlich einigermaßen gefaßt hatte. „Tauſend Dank für alle Deine Liebe.“

Eberhard mochte jetzt nicht in ihn dringen. Er begleitete den Freund bis an die Thüre ſeines Hauſes und ſchied dann von ihm. Ihm war, als ob ihm nie wieder die Sonne des Glückes lächeln könne.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

In dieſer Nacht ſchliefen nicht viele im Lande, denn es war ſo unerträglich heiß, daß ſelbſt die Sterne nur matt durch die Dunſtſchicht ſchienen, die über den verſchmachtenden Feldern und Wieſen lag. Wehe denen, die in dieſen Stunden nicht nur mit ihrem aufgeregten Blute zu kämpfen hatten!

Thereſens Triumph hatte nur einen Augenblick gewährt. Als ſie Werner wanken ſah, war ihr zu Muth wie dem, der, ohne ſchlecht zu ſein, in wilder Rachſucht den Feind vernichtete und nun entſetzt vor ſeinem Opfer ſteht. Der ſchreckliche Augenblick zerriß gewaltſam

den Schleier der Liebe, mit dem sie das Werk des Hasses vor sich selbst verhüllt hatte, und sie sah mit Schaudern die Dinge, wie sie waren. Und doch fühlte sie in demselben Augenblicke, daß es für ihre That nur eine Sühne gab: auszuhalten in den Banden, die sie selbst geknüpft hatte. Sie machte sich von ihrem Bräutigam nicht los, und sie ließ es sich gefallen, daß seine Hand mitleidig streichelnd über die ihre fuhr. Als die beiden Johansons gleich darauf aufbrachen, sprach sie das erste Wort: „Komm morgen recht früh," sagte sie.

Karl küßte ihr dankbar die Hand, der alte Johanson umarmte sie. „Gott sei mit Euch beiden," sagte er. „Ich weiß meinen Karl in guten Händen." Dann gingen sie.

Der alte Proßnitz ging eine Weile auf der Veranda mit großen Schritten auf und nieder. Das Gefühl des Mitleids überkam ihn jetzt noch stärker, als vorhin, aber was sollte er thun? Sie hatte es ja selbst nicht anders gewollt!

Er trat an die Tochter heran und küßte sie auf die Stirn. „Geh' zu Bett, Kind," sagte er, „morgen sprechen wir noch miteinander. Noch bist Du im Grunde frei, ihr seid ja noch nicht verheirathet."

Thereſe erhob sich rasch von dem Stuhle, auf den sie zurückgesunken war. „Gute Nacht, Vater," sagte sie. „Da ist nichts mehr zu besprechen. Wir sind nicht verheirathet, aber wir sind verlobt, und das ist dasselbe. Gute Nacht, Tante."

Sie küßte dem Vater und der Tante die Hand, empfing ihre Küsse und ging dann. Der alte Proßnitz aber nahm seine Wanderung wieder auf. „Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen," sagte er endlich, „daß einmal eine Proßnitz einen Bauerlümmel heirathen würde. Wenn mir das einer gesagt hätte, ich hätte ihm erwidert: ehe das geschieht, werden diese Säulen" — hier schlug der Alte gegen eine der Säulen, die das Dach der Veranda trugen — „umstürzen und die Mauern des Hauses zusammenbrechen und uns alle unter ihren Trümmern begraben."

„Adam, Adam," erwiderte Tante Amalie scharf, „sprich nicht so lästerlich. Es liegt ohnehin Unheil in der Luft. Heute morgen

saß ein Kolkrabe auf dem Eiskeller und krächzte ohne Ende, und in der Kleete ist ein Bund Flachs plötzlich schwarz geworden. Ich hätte Thereſe wahrhaftig auch einen anderen Mann gewünſcht, aber der Karl hat ja immerhin das Abiturientenexamen gemacht und hätte ſtudiren können. Als wir noch in Bumbeneeken waren, heirathete eine Tochter vom Wilkskalnſchen Schweinsberg einen Müller in Riga."

„Gott erſchlag mich, was ſchwatzt Du da für Unſinn," ſchrie der Alte zornig. „Was gehen mich die Schweinsbergs an. Es bricht mir das Herz, daß mein Kind eines Bauern Sohn heirathen ſoll. Aber ſo iſt der Bauer! Weil ich ihm erlaubt habe, mir ein paar Mal aus der Verlegenheit zu helfen, glaubt er ſeinen Gänſejungen mit einer Standesperſon verheirathen zu dürfen."

„Nun, nun, Adam, ein Bauer iſt der junge Johanſon immerhin nicht."

„So? Was iſt er denn? Glaubſt Du, er ſei was beſſeres geworden, weil eine verrückte Geſetzgebung ihm geſtattet hat, das Gymnaſium zu beſuchen? Ei, alſo wenn ich ein Schwein für ein paar Jahre in den Klepperſtall ſperre, ſo wird es ein Klepper?"

„Sprich Du nur ſo," erwiderte Tante Amalie zornig, „es iſt Dir ganz recht, daß Dein ſündhafter Hochmuth endlich einmal zu Fall kommt. Was haſt Du denn gethan, daß Du ſo vom alten Johanſon und ſeinem Sohne reden kannſt? Das ſind brave, fleißige Leute, die klein anfangen, aber es noch weit bringen werden. Du haſt groß angefangen, und wo biſt Du jetzt? Sieh Dir doch dieſes Haus an. Wie ſah es aus, als Dein Vater ſtarb, und wie ſieht es jetzt aus? Wenn man in den Keller geht, ſo fürchtet man in jedem Augenblicke, daß die Treppe unter einem zuſammenbricht."

„Möchte ſie doch recht bald mit Dir zuſammenbrechen," ſchrie der Alte, ging ins Haus und warf die Thüre hinter ſich zu, daß ein paar Scheiben zerſprangen und das Glas klirrend zu Boden fiel.

Unterdeſſen gingen die beiden Johanſon durch das Dunkel der Nacht Ellermünde zu. In Karls Herz kämpften Hoffnung und Zweifel, aber dem Vater war ruhig und froh zu Muthe. „Du wirſt eine treffliche Frau haben," ſagte er nach einer Weile in lettiſcher Sprache, „und ich werde meine Augen in Freuden ſchließen können."

„Vater," rief Karl schmerzlich, „glaubst Du, daß sie mich einmal lieben wird?"

„Gewiß, mein Sohn, gewiß. Sie hat den Lindenhöfschen Baron geliebt, aber sie hat erkannt, daß der Habicht und die Taube kein Paar abgeben. Sie hat auch erkannt, wie Schweres wir einst dort erlitten, und sie will durch ihre Liebe gutmachen, was ihrer Väter Haß einst an uns verschuldete. Gott wird das Werk ihrer Liebe segnen, denn er liebt, was aus der Liebe kommt. Ich will auch Liebe säen, damit Du einmal Liebe ernteſt. Auch ich habe mich einst schwer versündigt, sehr schwer, aber ich will meine Wunde mit Liebe zudecken."

„Vater," sagte Karl, „was thatst Du ihnen?"

Der Alte schwieg eine Weile. „Es gab einmal eine Stunde," sagte er, „da vermaß ich mich, zu sein wie David, und legte meine Hand an eine der Säulen, neben denen wir heute saßen, und that einen furchtbaren Fluch, daß dieses Haus einmal zusammenstürzen und alles unter sich begraben sollte, was aus der Verwandtschaft der Proßnitz war. Gott verzeihe es mir und segne mein Vorhaben, meinen sündhaften Fluch in Segen zu verwandeln."

„Vater," rief Karl entsetzt, „warum sprachst Du damals jenen Fluch?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Warum soll ich es Dir sagen?" erwiderte er. „Laß die Todten ihre Todten begraben. Du bist jung und weißt nichts von den Sünden, die hier und dort begangen wurden. Du sollst auch nicht nach ihnen fragen. Du sollst nicht hassen, sondern lieben, nicht fluchen, sondern segnen. Manche wilde Gewaltthat ward in unseligen Zeiten, die nicht mehr sind, in unserem Gottesländchen begangen. Wir Alten standen im Schatten, Ihr Jungen könnt hinaustreten in den hellen Sonnenschein. Seht nicht zurück, laßt den Schatten hinter Euch und laßt Euch die Frühlingssonne recht in die Herzen scheinen."

Karl blickte gerührt zu dem Vater hinüber, dessen Gesichtszüge er in der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte. Er ging über den Weg, der sie trennte, umfaßte und küßte ihn. „Mein lieber, guter Vater," sagte er.

*

Thereſe war auf ihr Zimmer geflüchtet und hatte ſich eingeſchloſſen. Es war ihr, als ob ſie keinem Menſchen ins Angeſicht ſchauen könne. Sie fuhr ſich mit der Hand über das Gewand, als ob ein Schmutzflecken daran haftete, den ſie fortwiſchen könne. Was hatte ſie gethan! In wilder, hochmüthiger Leidenſchaft hatte ſie ihr Glück mit eigener Hand erwürgt. Und welch' ein Glück! Erſt jetzt, wo es für ſie verloren war, unwiderbringlich und für alle Zeit, erſt jetzt fühlte ſie ſeinen ganzen Werth. Wie lebhaft ſtand der Augenblick vor ihrer Seele, wo ſie zum erſten Mal erfahren hatte, daß ſich das einmal Geſchehene nie wieder ungeſchehen machen läßt! Sie hatte damals als kleines Mädchen in Paulis Zimmer geſpielt. Es wollte ihr nicht gelingen, den Gürtel am Kleide ihrer Puppe zu löſen, und ſie gerieth darüber in ſolchen Zorn, daß ſie die Puppe in den brennenden Ofen ſchleuderte. Der Alte ließ ſie ruhig gewähren, erſt als die Puppe ganz vom Feuer zerſtört war, ſagte er ernſt: „Die Puppe wirſt Du nun niemals wieder bekommen. Niemals, Du armes, kleines Ding!“

Das Wort war Thereſe durch das Herz gegangen wie ein Dolch, und ſie hatte bitterlich geweint. Da nahm ſie der Alte auf ſeinen Schoß, ließ ſie ſich erſt ganz ausweinen und ſagte dann: Sieh', Thereschen, ſo iſt der Haß — er zerſtört immer nur, wahllos, das Eigene und das Fremde. Nur die Liebe baut und ſchafft. Für ſie gibt es kein „niemals wieder.“ Und nun falte Deine Hände und laß uns zu Gott beten, daß er Dich davor behüte, einmal vor einem ſolchen „niemals wieder“ zu ſtehen, wenn es ſich um wichtigere Dinge handelt, als um Deine Puppe.

Sie hatten damals gebetet und es war wieder Frieden in die Seele des Kindes gekommen. Aber ach! Das Gebet war doch nicht erhört worden! Jetzt lag Thereſe wieder auf den Knien vor dem, von dem einzig Troſt und Frieden kommen kann, und flehte ihn an, daß er ſie nicht über ihre Kräfte ſtrafe, daß er vor allem nicht auch Karl büßen ließ, was ſie verſchuldet hatte. O gib mir die Kraft, bat ſie, ganz und voll auf das Glück zu verzichten, das ich ſelbſt von mir ſtieß, und mich ganz der Pflicht zu weihen, die ich freiwillig übernahm. Halte mir jeden Gedanken an mich ſelbſt fern,

laß mich ganz den anderen leben und so den Bann der Vergangenheit brechen. Ach, Herr, gib auch ihm den Frieden, den ich leichtfertig zertrümmerte.

So betete sie, und wieder kam jener Frieden über sie, den die Welt nicht kennt, der Frieden des siegreichen Kämpfens in jenen heißen Schlachten, die der Mensch im stillen Kämmerlein kämpft gegen seinen gewaltigsten Feind, gegen die eigene Selbstsucht.

* * *

Am Vormittag des folgenden Tages saßen Eberhard und Werner zusammen in des letzteren Zimmer. Der Senateur hatte die Nacht in Nassiten verbracht, weil er am folgenden Tage mit seiner Braut und ihren Eltern zur Stadt fahren wollte; so hatte Werner ungestört mit seinem ersten Schmerze fertig werden können. Am Morgen war dann Eberhard gekommen und hatte den Freund, wie er erwartet hatte, damit beschäftigt gefunden, die Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen. Sie waren dann in Werners Zimmer gegangen, und Werner hatte dem Freunde jetzt in der Scheidestunde den Schlüssel zu seinem Verhalten gegeben.

„Ich meinte es gut," erwiderte Werner, „Gott ist mein Zeuge, daß ich es gut meinte. Du hast ganz recht, wenn ich gleich anfangs offen gesprochen hätte, es wäre vieles anders gekommen, aber nicht alles. Ach, Eberhard, ich stehe ja im Banne der Vergangenheit, in mehr als einem Sinne, und ich kann ihn nie brechen. Auf das Gut meines Vaters wollte ich verzichten und konnte ich verzichten, aber ich konnte mein Glück nur erkaufen durch einen Treubruch an jenem einsamen, gebrochenen Manne, der bis zum letzten Athemzuge liebevoll für mich sorgte, als alle mich verließen. Daran gehe ich zu Grunde und daran wäre auch vielleicht Therese zu Grunde gegangen, wenn sie ihr Geschick an das meine geknüpft hätte. Wir sind unserer Eltern Erben im Guten und im Bösen, der Fluch und der Segen, den sie hervorriefen, fällt auf unsere Häupter. Er, ohne dessen Willen kein Vogel vom Dache fällt, weiß, warum er uns auf Rosen oder auf Dornen wandeln läßt, und wenn wir ihn in solchen Stunden, wie die der letzten Nacht für mich waren, fragen, dann offenbart er

es auch uns. Mein Herz war hart und selbstsüchtig von Grund aus, und es bedurfte solcher Schläge, um es zu erweichen."

Werner schwieg. „Du siehst," fügte er nach einer Weile hinzu, „mein Leid ist nicht fruchtlos geblieben. Und nun gib mir Deine Hand und versprich mir, daß — daß Deine Schwester hier auf Erden nie erfahren soll, warum alles so kam. Nie."

Eberhard drückte dem Freunde die Hand. „Wann fährst Du?" fragte er nach einer Weile.

„Ich muß erst noch drei Abschiedsbesuche machen," erwiderte Werner, „in Inselhof, an Paulis Grabe und in Neuhof."

„Werner," rief Eberhard erschreckt, „warum willst Du das thun?"

„Sei ohne Sorge," versetzte Werner mit einem schwermüthigen Lächeln. „Ich will Deiner Schwester noch einmal die Hand drücken. Weiter nichts. Mein Ehrenwort darauf. Und nun komm."

Sie brachen auf. Als sie die Thüre erreichten, umarmte Eberhard den Freund und rief, während ihm die Thränen über die Wangen stürzten: „O Werner, Werner!" Und dann nach einer Weile: „Gott vergelte Dir alles, was Du an uns gethan, und segne Dich, den selbstlosesten aller Menschen!"

Als sie ins Freie hinaustraten, wehte es ihnen entgegen wie aus einer überheizten Badstube. Von Westen her trieben in Kirchthurmhöhe einzelne wenig umfangreiche Wolken heran, während andere in großer Höhe in rasender Hast von Ost nach West jagten. In der Natur war alles still. Kein Vogel flatterte, die Hühner hockten unbeweglich unter dem Vordach der Kleete. So aufgeregt die beiden auch waren, so bemerkten sie doch das herannahende Unwetter. „Es gibt ein furchtbares Gewitter," sagte Eberhard. Werner nickte nur.

Beide schritten rasch vorwärts. Als sie Inselhof erreicht hatten, sagte Eberhard: „Bleibe einen Augenblick zurück, ich will Therese vorbereiten."

Er eilte in das Speisezimmer, in den Saal, endlich fand er den Vater, Tante Amalie, Therese und Karl auf der Veranda, von der aus sie dem seltsamen Vorgange in der Natur zusahen. Es braute und kochte am Himmel wie in einem Hexenkessel. Eberhard nahm die Schwester beiseite und theilte ihr Werners Wunsch mit.

Thereſe fuhr anfangs zuſammen, aber ſie faßte ſich raſch: „Laß ihn kommen," ſagte ſie, und kehrte zu Karl zurück. „Herr von Hennematt iſt gekommen, um ſich zu verabſchieden," ſagte ſie, „er geht ins Ausland." Gleich darauf betrat Werner die Veranda. Er war ſehr bleich, ſo bleich wie Thereſe, aber ruhig und gefaßt. Er ging auf Thereſe zu, ergriff ihre Hand und ſagte: „Ich wollte nicht fortgehen, Fräulein Thereſe, ohne auch Ihnen noch einmal zu danken für alle Ihre Güte und Freundlichkeit. Und auch Ihnen, Tante Amalie, und auch Ihnen, Herr Proßnitz. Wir werden uns wol nie wiederſehen, möge Gott Ihnen allen das Gute vergelten, das Sie der Waiſe einſt erwieſen."

Der alte Proßnitz wollte erwidern, aber in dem Augenblicke begab ſich etwas unerhörtes. Die Sturmnacht brach durch den Garten herein, rabenſchwarz und mit der Geſchwindigkeit des Blitzes. Sie brach die Bäume nieder, ſie ſchleuderte die Menſchen zu Boden und warf das Haus über ihnen zuſammen wie ein Kartenhaus. Sie ſtürmte weiter, zerſtörte Lindenhof bis auf den Grund und nahm dann ihren entſetzlichen Weg weiter. Sie zertrümmerte die Güter und die Bauernhöfe, die ſie antraf, ſie machte eine ſteinerne Kirche, die ſechs Jahrhunderten getrotzt hatte, in einem Augenblicke der Erde gleich, ſie brach ganze Wälder ab bis auf die Baumſtümpfe. Wo ſie auf Menſchen oder Thiere traf, da hob ſie dieſelben auf, trug ſie eine Weile mit ſich fort und ſchleuderte ſie dann zu Boden, daß ihre zermalmten Glieder tief in die Erde drangen.

Als die Windhoſe vorübergebrauſt war und die Bewohner der von ihr verſchonten Bauerhöfe aus den Häuſern eilten, war Inſelhof in einen Trümmerhaufen verwandelt. Denjenigen, die ihn zuerſt erreichten, bot ſich ein entſetzliches Bild. Hier und dort tönte aus dem wüſten Gewirr von Steinen und Balken klägliches Geſchrei oder leiſes Schmerzensgewimmer, andere, die gerade im Freien geweſen und wie durch ein Wunder gerettet worden waren, ſtarrten ſtumpf und theilnahmlos vor ſich hin. Erſt als der Paſtor die Unglücksſtätte erreichte, raffte man ſich zur That auf, aber es vergingen viele Stunden, und der alte Johanſon und der Neuhöffſche hatten längſt herbeieilen können, als man endlich auf die Leichen der Familie

Proßnitz und auf die ihrer Gäste stieß. Sie alle mußten gleich todt gewesen sein. Eine der Säulen hatte den alten Proßnitz und Karl getroffen. Karls Rechte hielt noch Theresens Hand umklammert. Werner und Eberhard hatten sich umarmt, Tante Amalie lag ein wenig abseits.

Die Sonne ging eben unter und übergoß die Trümmer, die einst Inselhof gebildet hatten, mit blutrothem Licht, als man die zerschmetterten Glieder der Todten nebeneinander auf den Zweigen der großen Ulme bettete. Der alte Johanson saß mit gefaltenen Händen still neben ihnen und lauschte den leisen Trostworten des Pastors. Der Neuhöffsche stand etwas abseits und blickte wieder und wieder in den Brief, den er heute Morgen von Werner erhalten hatte: „Ich gehe fort, Onkel und Tante," hieß es darin, „ich komme aber vorher noch auf einen Augenblick zu Euch. Ihr werdet mich nicht fragen, Ihr werdet mich nicht trösten. Tausend Dank für Eure Liebe. Gott wird mir helfen, ich werde endlich zur Ruhe kommen. Ich und sie. Es hat nicht sollen sein, Tante Evchen, lieber Onkel, ich stand ja im Banne der Vergangenheit."

Leipzig

Druck von Fischer & Wittig.